卐 卐

# Wilhelm Schwaner

# Das Lichtsucherbuch

mit Widmung! €100.-

# Widmung

1. des Verfassers:

Dem Andenken dreier mir nächststehenden seligen Frauen:

meiner leiblichen Mutter Christiane Schwaner, geb. Schönhardt, * 30. 9. 1826, † 18. 11. 1863 zu Corbach;

meiner sorgenden Mutter Karoline Schwaner, geb. Wilke, * 19. 6. 1846 zu Lengefeld, † 24. 3. 1903 zu Corbach;

meiner ersten Gefährtin Auguste Schwaner, geb. Schwalenstöcker, * 26. 12. 1864 zu Corbach, † 7. 10. 1893 zu Rattlar.

Als ein Dank den mir nächststehenden Helferinnen in Werk und Haus:

meiner treuen Gefährtin seit 1899, Toni Schwaner, geb. Pfüller aus Berlin;

meiner jüngsten Schwester, Auguste Schwaner, geb. zu Corbach.

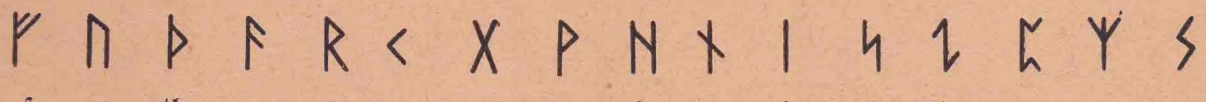
2. des Stifters:

Ihr lieben Kinder
Ihre Lehrer, Mitschüler
in treuer Erinnerung
und Freundschaft.
Wilhelm Schwaner
Charlottenburg 1919

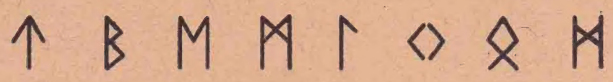
**Runentor am Hermannsstein bei Rattlar im Uplande.**

Zeichnung von Ludwig Fahrenkrog.

# Futharc. Das Runen-ABC.



f u th a r c g w h n i ch j p z ſs



t b e m l ng o d

---

# Die deutſchen Monatsnamen.

Hartung = Januar.
Hornung = Februar.
Lenzmond (Lenzing) = März.
Oſtermond = April.
Wonnemond = Mai.
Linding (Brachmond), Brachet = Juni.
Heuet (Heumond) = Juli.
Ernting = Auguſt.
Scheiding = September.
Gilbhart = Oktober.
Nebelung = November.
Julmond (Chriſtmond) = Dezember.

# Das Lichtfluecherbuch unterm Hakenkreuz

Von

Wilhelm Schwaner.

Neue stark veränderte und
vermehrte Auflage
des „Schulmeisterbuches“

1919

Volkserzieher-Verlag
Berlin - Schlachtensee
:: Haus Waldeck ::

# Uebersicht.

## I. Lebensbilder.


Seite

1. Stadtschulmeisterlein . . . . . 13
2. Hückepaß . . . . . 15
3. Mein Lehrer . . . . . 17
4. Erstes Religionsleben . . . . . 19
5. Schulmeisterzeit . . . . . 20
6. Meister Hämmerlein . . . . . 22
7. Urvergangenheit . . . . . 24
8. Bücher als Führer . . . . . 25
9. Erlebtes und Erstrebtes . . . . . 27
10. Eine Mutter . . . . . 29
11. Eine Künstlerin . . . . . 30
12. Tante Vite . . . . . 31
13. Iff leine tanns . . . . . 33
14. Das Glockenkind . . . . . 35
15. Mein Mädel . . . . . 35


## II. Abhandlungen.

### 1. Aus Deutschlands alter und junger Zeit.


1. Neuzeitliche Funde . . . . . 38
2. Werkzeug, Feuer, Hakenkreuz . . . 40
3. Heilige Säulen und Ringe . . . . 42
4. Weltanschauung der Germanen . . . 44
5. Die Götterwelt . . . . . 47
6. Entwicklung der Kultur . . . . . 49
7 Stämme und Volk . . . . . 52
8. Herzoge und Könige . . . . . 55
9. Wanderungen und Gründungen . . 58
10. Folgerungen . . . . . 61
11. Neudeutscher Glaube . . . . . 63
12. Schrifttum . . . . . 64


### 2. Die alte und die neue Religion.


Seite

1. Du sollst und du sollst nicht . . . . 67
2. Ich glaube . . . . . 68
3. Ich bete . . . . . 70
4. Ich bin getauft . . . . . 72
5. Am Tisch des Lebens . . . . . 74
6. Vom Tode . . . . . 75
7. Religionsbekenntnis . . . . . 78
8. Meiner Väter Glaube . . . . . 80
9. Zwischen den Polen . . . . . 82
10. Spiralenbau des Alls . . . . . 84


### 3. Die neue Schloßkirche der Deutschen.


9 mal 9 Sätze des Glaubens und Lebens 87


## III. Briefe.


1. Neun Schulmeisterbriefe . . . . . 93
2. Zehn Pastorenbriefe . . . . . 105


## IV. Geschichte des Volkserzieherwerkes


mit Abdrucken früherer Nummern . . 121

Auch drei religiöse Gedichte von Mädler, Wessenberg und Vischer . 130


## V. Unser Ehrenfriedhof.


Mit 21 alten und frischen Gräbern . . 131


## VI. Germanenbibel


und Buch vom Gottsuchen der Völker im Urteil der Zeitungen . . . . 151

# Vorwort zur 4. Auflage.

In seinen ersten Aufzeichnungen geht dieses Buch zurück bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Der „Hückepaß" ist damals für ein inzwischen schlafen gegangenes Schul- und Kirchenblatt des Fürstentums Waldeck geschrieben worden; andere Stücke sind übernommen aus dem Lichtbüchlein von 1894 und dem Opferschriftchen von 1897. Dann wurde das „Schulmeisterbuch" (1902), elf Jahre später das Bundesbuch „Unterm Hakenkreuz", das nunmehr seine endgültige Fassung und seine Krönung finden soll als „Lichtsucherbuch".

In vier Hauptabteilungen lag das leider nun vergriffene, umfangreiche Bundesbuch vor uns, und in den „Abhandlungen" fanden wir wieder drei „Säle", in denen über deutsche Volksgeschichte von den Uranfängen her, über alte und neue Religion, endlich über alte und neue Politik unterrichtet wurde. Dieser Hauptteil des Buches umfaßte allein 32 Abschnitte auf über 260 Seiten. Davon sind acht Abschnitte mit rund 70 Seiten über die Politik der Parteien gefallen. Es hatte keinen Sinn mehr, nachdem am 9. Nebelungs 1918 das Alte endgültig zu Grabe getragen ist, die Programme der Konservativen, Liberalen, Sozialdemokraten und Zentrumsleute zu besprechen. Ebensowenig, wie es Wert hätte, sich mit den „neuen" „Volksparteien" des Jahres 1919 auseinanderzusetzen. Denn wenn sie auch alle den „letzten Hohenzollern" im Stich gelassen haben, so wird doch Wilhelms II. Wort vom 1. Erntings 1914 seine richtunggebende Bedeutung behalten: „Ich kenne keine Parteien mehr — ich kenne nur noch Deutsche." Das deutsche Volk, das durch seine Rassen-, Fürsten- und Kirchengeschichte gerade genug zerrissen war, muß endlich seine innere Ruhe und Einheit finden. Und auf dem Wege zu diesem Ziele wird wohl noch manches andere fallen müssen, so lieb es uns Alten auch geworden sein mag. Deutschland darf nicht um des weichen Gefühls willen ein Spielball der umliegenden Völker und Staaten bleiben. Wir müssen zurück und hinauf zu den Plänen Karls des Großen — oder wir werden eine Schutzherrschaft der englisch-amerikanischen Weltenhändler . . .

Außer den acht Abschnitten der zweiten Abteilung sind die Frauen-, der Bauern- und die Freimaurerbriefe der dritten, die Besprechungen der Germanenbibel und die Leitsätze der für uns erledigten Germanischen Glaubensgemeinschaft aus der vierten Abteilung gefallen, d. h. es ist alles beseitigt worden, was irgendwie in einer einheitlichen und umfassenden Geschichte und Beschreibung des Volkserzieher-, Upland- und DOM-Werkes stören oder verletzen konnte. Oder was darin überflüssig war. Dagegen hat das Buch auch wichtige Ergänzungen und Erweiterungen gefunden; so ist eine ganz neue Abteilung eingerichtet worden: der Ehrenfriedhof mit 21 Gräbern . . .

Im Uebrigen ist fast keine Seite des neuen Buches unberührt geblieben. Neben einer Reihe von Stilhärten und Sachfehlern wurden vor allem Satz für Satz die Welschworte ausgemerzt. Das war nicht so leicht, wie mancher Spracheiferer denken mag. Denn nicht jedes Wort läßt sich glatt übersetzen — es muß „umschrieben" werden. Und andererseits gebrauchte man Fremdworte geradezu aus Not, um Häufungen und Wiederholungen zu vermeiden, um dem Ganzen Mannigfaltigkeit und Abwechselung zu verschaffen. Sehr oft war es freilich nur bequemes altes Schul- und Umgangsgut des „Gebildeten", mit dem wir uns herumschleppten, ohne uns dessen voll bewußt zu sein. Und nicht ganz mit Unrecht kann von den Freunden der Wort-„Internationale" darauf hingewiesen werden, daß „Schule" und „Kirche", „Bischof" und „Priester", „Kaiser", „Minister" und „General", „Direktor", „Rektor" und „Professor", selbst „Tafel", „Fenster" und „Presse" ja auch nur eingedeutschte Fremdwörter sind.

Es ist dennoch gewagt worden — Hunderte und aber-Hunderte von Welschworten sind beseitigt und durch sinngemäße gut deutsche Ausdrücke ersetzt worden. Und damit ist dem Neuen Hakenkreuzbuche die Möglichkeit gegeben, auch von einfacher Gebildeten ganz verstanden zu werden. Soll Deutschland wieder einig werden, so müssen wir endlich dieselbe Sprache sprechen lernen: die Muttersprache! Nicht die der „Presse", die in den Großstädten mit wenigen rühmlichen Ausnahmen „internationale", d. h. Mischmaschsprache ist und sich nur im „Ton" vom „Jargon" des „Pöbels" und der „Plebs" unterscheidet. Unser neues Lichtsucherbuch aber soll ohne Anstoß auch vom deutschen Bauer und Handwerker, vom deutschen Arbeiter und Knecht gelesen werden können. Sie alle sollen sich darin zurechtfinden wie in ihrer örtlichen und seelischen Heimat. Denn sie alle sind doch Deutsche. Und vielleicht helfen gerade diese einfachen Leute, daß aus dem Priester und Pastor wieder ein Seelsorger, aus dem Kaiser oder Präsidenten wieder ein deutscher König, Fürst oder Herzog, aus dem Redakteur und Journalisten ein Schriftleiter oder Schriftsteller, aus dem Direktor und Rektor ein Schulvorsteher (Anstalts-, Amts-, Guts-), aus der Armen-Republik endlich und wirklich ein Deutsches-Reich wird.

Das alte Hakenkreuzbuch, nunmehr Lichtsucherbuch, hat in seiner Gewandung und Gestaltung Größe und Linie der Germanenbibel angenommen. Es ist auch von dem Künstler der „Heiligen Schriften" u n s e r e s Volkes, von dem in-

zwischen aus dem Kriege heimgekehrten Hans Volkert-München, inhalts- und sinngemäß mit Bildleisten geschmückt worden. Und Ludwig Fahrenkrog und Fidus sind ebenfalls vertreten. Damit soll zum Ausdruck kommen, daß das Lichtsucherbuch die „Fibel" werden muß für die Lichtfinder und Heilsträger der Germanenbibel . . .

Es hat sich alles zwar langsam, aber folgerichtig beim Volkserzieherwerk entwickelt und wird sich in dieser Richtung nach oben auch weitergestalten. Aus dem 16 Seiten umfassenden Heftchen „Es werde Licht" des armen upländischen Waldschulmeisters und dem drei Bogen umfassenden Klageruf der „Modernen Opfer" wurde das 320 Seiten starke begründende und fordernde „Schulmeisterbuch", daraus das 500 Seiten übersteigende „Unterm Hakenkreuz" — als ein Bekenntnisbuch derer aus Germanenland, die sich als aus GOTT gekommen, zu GOTT wandernd fühlen und wissen, und nun das Lichtsucherbuch als Unterbau und Vorwerk der über 700 Großseiten umfassenden beiden Germanenbibeln, die auch noch ihres endgültigen Abschlusses harren . . .

Wir alle dürfen stolz sein auf diesen geistigen Werdegang des Volkserzieherwerkes. Denn solch ein von Jahr zu Jahr wachsendes Werk wäre unmöglich gewesen, wenn nicht Tausende und Abertausende mit ihrem Glauben und Lieben, mit ihrem Reden und Handeln geholfen hätten. Als der Große Krieg ausbrach, da konnte man wirklich glauben, daß es mit dem „V.-E." zu Ende gehe; denn über ein Viertel, fast ein Drittel seiner Leser zog nach und nach hinaus ins Feld, und mehr als ein Fünftel ist gefallen oder verschollen und ist inzwischen der Zahl nach nicht ersetzt worden. Aber wir sind drum innerlich nicht schwächer geworden; das beweist der Verbrauch aller Volkserzieherbücher — die nun in der teuersten Zeit Werk für Werk neu aufgelegt und vermehrt werden müssen — das beweist das Aufglühen und -blühen der Abende und Wanderungen: wahrlich, hier ist mehr als Zeitschrift und Buch, mehr auch als Bund und Partei; hier sind wirklich die Anfänge, die Wurzeln und ersten Triebe des Neuen und Größeren *Inneren* Deutschlands! Und von innen muß es kommen, wenn's auch äußerlich wieder blühen und gedeihen soll. *Es soll!* Und unser Neues Lichtsucherbuch soll mit der Germanenbibel die Grundsteine legen helfen.

Schlachtensee, Ostern 1919. **Wilhelm Schwaner.**

---

# Vorwort zur 1. und 3. Auflage.

Dieses Buch will nicht schlechtweg einige Ausschnitte aus dem Lebensbilde eines Volkserziehers unserer Zeit geben: es hat vor allem einen werbenden Zweck. Gewiß werden die ersten Stücke inhaltlich den meisten Volkserziehern wenig Neues und Ueberraschendes bringen; dazu sind die Angehörigen unserer Gemeinde geistig und seelisch einander zu nahe verwandt. Aber vielleicht beachten gerade diese Wissenden um so aufmerksamer den Wechsel eines in Freundschaft verbundenen Lebens.

Ich möchte den Lesern dieses Buches, die ja wohl der Mehrzahl nach Volksschullehrer sind, Leute, in die man durch fünf- bis sechsjährigen Präparanden- und Seminardrill den Gedanken der Selbstverleugnung und Selbstaufgabe fast bis zum Stumpfsinn oder zur Verzweiflung gehämmert hat, ein anderes Leitwort tief, tief in die Seele graben: Suchet, findet, bauet Euch selber! Denn so nur könnt Ihr rechte Volkserzieher sein. Selbsterzieher-Volkserzieher: das soll hinfort sich decken . . .

So hat es auch der Nazarener gemeint — trotz aller Wortstecherei! — wenn er riet, das Reich Gottes in uns selber zu suchen; so hat es Goethe gehalten, der ganzen Geschlechtern seinen Geist einhauchte, indem er sich zur höchstmöglichen Vollkommenheit erhob; so wollte es selbst der verlästerte und vielfach mißverstandene Nietzsche, indem er dem willen- und geistlosen Trieb der Herde den rücksichtslosen Willen des Großen zur „Macht" entgegenstellte; das sagte Egidy in den wohlbekannten Worten: „Persönlichkeitsbewußtsein — Zusammengehörigkeitsbewußtsein! Wir müssen an beiden Polen zugleich anfassen: beim Ich und bei der Gesamtheit:"

Und das wollen auch wir Selbsterzieher-Volkserzieher: uns selbst eine Sonne werden mit eigenem Licht und eigener Wärme!

1. Aufl. *Berlin*, am Kreuzberg, am Luther-Schiller-ScharnhorstTage 1902.
3. Aufl. *Schlachtensee*, Pfingsten 1913.

**Wilhelm Schwaner.**

# Führerprobe.

Wenn mir eine neue Bewegung entgegentritt, womöglich „bewehrt" und gesegnet mit einer neuen Zeitschrift, dann frage ich weniger nach ihrem Titel und Programm, als nach ihren Männern und nach dem Leben, Wesen und Wirken des Führers: Ich will sehen, ob der „neue Mann" weiß, was er will, und ob er will, was er weiß. Ob er klaren Blick hat und ein reines Herz. Ob er über Leichen geht oder über Blumen. Ob er mich ruhig und lieb ansehen kann, oder ob er mißtrauisch ist und lauernd. Ob er sich verschwendet, oder ob er nüchtern meinen Gegenwert berechnet. Ob er in seinen Mitteln wählerisch ist, oder ob ihm jedes recht. Ob sein Ich im Vordergrunde alles Wollens steht oder das Wohl der Gesamtheit. Ob er sein Ich im besten Sinne zum Sprecher der Gesamtheit gemacht hat und die Gesamtheit ansieht als einen anderen Ausdruck des eigenen Ichs. Ob ihm andererseits unter allen Umständen die Idee höher steht als das eigene Ich, und ob er eher über seine eigene Leiche gehen läßt als über die Trümmer der Idee. Ob er Treue dem Guten, Schönen und Wahren hält, und Treue selbst dann nicht bricht, wenn der Freund ihm wehe oder unrecht getan. Ob er andererseits auch ein anständiger mutiger Feind sein kann. Ob er dem Feinde den Untergang wünscht, ob er ihn verleumdet und beschmutzt, ob in seiner Feindschaft doch die Möglichkeit keit neuer geklärter Freundschaft zu erkennen ist. Ob es in seiner engsten Freundschaft: der mit Weib und Kind, stimmt oder nicht. Ob er die „brennenden" Fragen von heute: die soziale, die gesellschaftliche und die Frauenfrage, zunächst daheim gelöst hat oder nicht. Ob seine eigene Frau innerlich, geistig und seelisch mit ihm gestiegen ist, oder ob sie zu den durch die Ehe Gebrochenen und Gefallenen gehört. Ob die Angetraute seine unbezahlte Dienstmagd und Bettgenossin ist oder seine Gefährtin zu höchsten Zielen. Ob seine Kinder den Stempel der Umgebung tragen oder das Engelgesicht der Besten vom eigenen Geschlecht. Ob die Dienstboten innerlich teilhaben an den Leiden und Freuden der Familie oder nicht. Ob sie sich immer und überall selbst überlassen sind, oder ob man sich auch um ihr Leid kümmert. Ob sie gekündigt werden, wenn sie krank sind, oder ob man sich auch an ihrem Krankenbette liebevoll sehen läßt. Ob auch die „tote" Umgebung, der „Rahmen der Sachen", zu dem neuen Heiland paßt oder nicht. Ob er wandelndes Warenhaus ist oder sein eigener Wähler und Schöpfer. Ob er im geborgten Protzenkleide einhergeht oder im selbstbezahlten Bürgerrock. Ob er höheren Wert legt auf Einfachheit und Sauberkeit als auf Bluff und Prunk. Ob er sich seine Würden verdiente durch Fleiß, Ehrlichkeit und Geradheit, oder ob er sie erkaufte, erschlich oder erheiratete. Ich würde ihn darauf ansehen, ob ich eine Nacht bei ihm in einem Zimmer schlafen könnte, ob ich ihm mein unmündiges Kind auf einen Tag in Obhut geben dürfte, ob ich eine ganze Woche allein mit ihm wandern möchte. Auf alles das würde ich mir den neuen Führer und Propheten und seine nähere Umgebung ansehen. Stimmt es da nicht, so würde ich prüfen, mit welchen äußeren Hemmungen er vorläufig noch zu ringen hat, und überlegen, ob er derselben wohl durch die Klarheit seines Kopfes, die Wärme seines Herzens und die Kraft seines Willens und eigenen Strebens Herr werden wird.

Wilhelm Schwaner.

# Lebensbilder.

## Stadtschulmeisterlein.

Wilm Hardt war seiner Familie aus der Art geschlagen. Seit drei Jahrhunderten waren alle Hardts Gerber und Sattler gewesen, mindestens ebensolange die Vorfahren von Wilms Mutter Turmschieferdecker oder Stadtschlosser. Die Männer auf beiden Seiten stramme, unverwüstliche und lebensfreudige Kerle, durchweg die geborenen Soldaten, also Menschen nicht des blassen Gedankens, nicht des ziellosen Schwarms, sondern handfest und geschickt zur Tat. Wohl hat sich der eine oder der andere hier wie dort gelegentlich verhauen; aber wenn man den „Harten" ein allzu schweres Kreuz auflegte, so waren sie immer noch stark und klug genug, es abzuwerfen und mit leichterem Gepäck zu wandern.

Auch Wilms heißblütiger Vater hatte einige solcher Fehlgriffe getan, einen, der ihm sein ganzes Vermögen kostete. Und das war nicht gering gewesen. Ein Umzug aus dem kleinen Corbach nach Bremen, wo Hardt seine Kinder glücklicher zu machen gedachte, ein paar Jahre Zinsleben dort, weil das Geschäft nicht gehen wollte, ein paar weitere Jahre mit langwierigen Krankheiten und zwei Todesfällen, eine kleinlaute, aber teure Rückkehr in die alten und doch veränderten Verhältnisse hatten Hardt mit seiner zahlreichen Familie an den Bettelstab gebracht. Buchstäblich und doch bildlich; denn Hardts Nacken war zum Bitten und Danken zu steif.

Aber auf Wilm, den Aeltesten von Hardts jungem Dutzend, hatte der Uebergang vom Landstädtchen in die Großstadt und wieder zurück, vom sorglosen Wohlstand in die entsetzlichste Armut einen tieferen Eindruck gemacht als auf den lebensgefestigten, selbstvertrauenden und hoffnungsstarken Vater. Auch hatte den Knaben der frühe Tod der Mutter, deren Traumsinn auf ihn übergegangen war, mehr und mehr von Vaters rauherer Art fort- und in sich selbst geführt.

In die Schule mußte er gezwungen werden. Zu viele waren ihm darin; zu laut und zu wild ging es da her. Und so gefühllos. Daher erklärt sichs denn auch, daß Wilm im ersten Schuljahre, wenn ihn nicht jemand vom Hause begleitete, sicher irgendwo auf dem Hofe hinter einem Holzhaufen oder draußen hinter einem Heuschober ein sicheres Versteck suchte, dort während der Schulstunden träumte oder allerlei Figuren und Buchstaben auf die Tafel malte. Freilich kam das Schwänzen stets zu Vaters Kenntnis, und allemal gabs dann im Elternhause und in der Schule Strafe; aber die Menschenscheu, die Furcht vor der Menge, der Widerwillen gegen den Spott und den Haß der kleinen „Kameraden" war doch noch größer als die Angst vor Vaters und des Lehrers Zorn.

Erst vom dritten Schuljahre ab ist Wilm regelmäßig und pünktlich zur Schule gegangen. Aber immer allein und nicht etwa, weil er sich dort wohl gefühlt hätte. Dazu war auch sein Lehrer zu rauh. Wenn Wilm einen armen und dummen Jungen ums Einmaleins in der grausamsten Weise verhauen sah, dann faßte ihn oft solcher Ekel, solch Entsetzen, daß er hätte laut aufschreien und davonlaufen mögen. Diesen Lehrer, den er später als Mann verstand und bemitleidete, hat er als Kind verachtet und gehaßt . . .

Nein, aus Gewohnheit ging Wilm jetzt nach dem Orte ständiger Qual und vieler Arbeit. Und weil man dort lesen lernte. Lesen hat er bald so flott gekonnt wie Vater und Mutter. Es dauerte gar nicht lange, da kannte er nicht bloß die Fibel, sondern auch das Mittelklassen-Lesebuch von innen und außen. Keiner verstand so gut den kleinen Geschwistern Geschichten zu erzählen wie unser Wilm, und keiner tats lieber und geschickter. Auch die Nachbarskinder fanden sich nach und nach während der Dämmerstunde in Hardts Stube ein, wenn Wilm „Schule hielt".

Aber bald genügten dem kleinen selbstgewordenen Lehrer die beiden ersten Bücher nicht mehr; er verlangte mehr und kräftigere Speise. Zwar murrte der Vater oft über den „gräunen Skaulmester", den er lieber in der Werkstatt bei seinem Handwerk gesehen hätte; aber desto mehr Verständnis und Entgegenkommen fand Wilm bei der ihn abgöttisch liebenden Großmutter. Die überraschte

ihn schon im dritten Schuljahre mit dem dicken Oberklassenlesebuch.

In dieses stürzte er sich nun mit wahrem Heißhunger. Wochenlang ist Wilm von da ab für Geschwister und Nachbarn nicht zu haben gewesen. Denn kaum hatte er das „wunderschöne" Buch zu Ende, so begann die Arbeit wieder von vorn. Dann aber wurden auch die abendlichen Unterrichtsstunden wieder aufgenommen, die von Woche zu Woche zahlreicheren Besuch fanden.

Die Sage von dem kleinen Schulmeister Hardt war auch zu des Pastors Ohren gekommen, der eines Tages unsern Wilm zu sich rufen ließ und ihn aufforderte, öfter eine Erzählstunde im Pfarrhause abzuhalten, da seine Mädchen und Jungen zu gern Geschichten hörten. Etwas beklommen hatte Wilm zugesagt; aber nach einigen Abenden fühlte er sich dort wohler als zuhause, zumal er schließlich ganz in den Familienkreis des menschenfreundlichen Pastors gezogen wurde und in dessen reicher Bücherei Nahrung für den schier unstillbaren Lesehunger fand.

In den oberen Klassen aber öffnete sich für Wilm nun auch die passendere Schulbücherei. Ihm erschien es als ein Glück, sich gelegentlich ins Lehrerzimmer schließen zu lassen und dann womöglich tagelang ganz allein von den unerschöpflichen Schätzen zu genießen. Aber das ging ja nun leider nicht. Er ist oft fast krank vor Sehnsucht nach den größeren Werken gewesen, die nur die Schüler oder Schülerinnen des achten Jahrgangs in die Hände bekamen.

Aber bald fand sich ein Weg für ihn auch in „das Wunderland Aegypten", zu den „letzten Tagen von Pompeji", ins „Reich der Inka" und zu vielen anderen Büchern. Des Nachbars Marie, ein geweckes und träumerisches Märchen-Mädchen, die aber lieber die kleineren Geschichten aus Hardts Klasse als die der Oberstufe las, war auf Wilms Verlangen in ein Tauschverhältnis zu ihm getreten.

So konnte er nun schwelgen in dem Reichtum, der ihm von allen Seiten leihweise zuströmte, und dem er durch allabendliches Weitererzählen Leben einhauchte. Wilm hat Essen und Trinken, ja den Schlaf darüber vergessen. Der alte Hardt behauptete, sogar Hören und Sehen und alles Maß. Und er hatte nicht unrecht. Man sahs dem todblassen Jungen, der überdies auch die leibliche Not kannte, wohl an, daß ihm die gehörige Nachtruhe fehlte.

Gar manchmal ist der kleine Schüler, nachdem er stundenlang mit offenen Augen dagelegen hatte, und nachdem er sich vergewissert, daß auch alle fest schliefen, heimlich aufgestanden, hat sich in einem Winkel, aus dem der Schein nicht auf die Schlafenden fallen konnte, das alte Oel-Hängelicht angezündet und dann mit fiebernden Augen und jagenden Pulsen gelesen, bis das Morgengrauen und der Frost ihn wieder ins Bett trieben.

Besonders arg war Wilm in einer Woche dahinter gewesen, als ihm seine Marie gegen „Rosa von Tannenburg" und den „Schwedenschimmel" die „Odyssee" geliehen hatte. Da war er spät nach Mitternacht über dem Buche eingeschlafen. Zufällig stand die Mutter an diesem Morgen sehr frühe auf und fand in der matt erleuchteten Ecke beim schwadenden Licht im totenähnlichen Zustande den fast ganz erstarrten Sohn. Nur schwer hatte sie ihn aufwecken können, und so gespensterhaft sah der Junge aus, daß sie einen Schreckensruf ausstieß. Glücklicherweise war Vater Hardt nicht wach davon geworden — es wäre unserm Wilm übel ergangen, wenn der ihn gefunden oder wenn Mutter von des Jungen Nachtleben erzählt hätte.

*

Mariens Vater war Gastwirt, und bei ihm hatte sich vor etwa vierzehn Tagen eine reisende Theatertruppe eingemietet, ein Völkchen von ganz anderer Art, als die guten Corbacher waren. Unter diesen Leuten war ein besonders lustiger Geselle: der Theaterdiener Bartel. Ein Lesewurm und Bücherdieb. Der lieh sich mit einschmeichelndem Wort eine ganze Bücherei zusammen, mit der er verschwand, als die Spielertruppe weiterzog. Auch „Rosa von Tannenburg" und „Der Schwedenschimmel" waren mitgegangen; Marie hatte sich die beiden Bücher abschwatzen und vorschwindeln lassen, Bartel habe sie an Wilm zurückgegeben, den er zufällig beim Theater getroffen.

Man kann sich den Schrecken denken, der Marien packte, als ihr kleiner Freund am Tage nach der Abreise der „Schauspieler" von ihr die beiden Bücher zurückerbat, da am anderen Morgen Austauschstunde sei. Und das Entsetzen, das auf den übernächtigten und verängstigten Wilm fiel, als er daran dachte, was ihm in der Schule bevorstand, wenn die Bücher fehlten.

Hatte der Junge schon eine böse, bange Nacht hinter sich, so kam nun eine noch schlimmere: die der Sorge um den folgenden Vormittag. Seine leise Hoffnung, daß Bartel die Bücher doch noch dagelassen habe, wurde grausam zerstört, als Wilm am Morgen auf dem Schulweg mit Marie zusammentraf.

Halbtot vor Angst und Müdigkeit hat er während der ersten drei Stunden dagesessen. Als aber die Frühstückspause kam, da hielts ihn nicht mehr in der Schule. Als wäre der Böse hinter ihm, so ist er davon gerannt und hat auf der Straße den ersten besten Fuhrmann um den Weg nach Frankenberg gefragt.

„Da willst du doch wohl nicht hin, Junge?" hat der geantwortet. „Das sind sechs Stunden. Die hat der Fuchs gemessen und hat seinen Schwanz zugelegt!"

Aber was waren Wilm sechs Stunden, wenn er an die furchtbaren Prügel nach der Pause und an das wochenlange Sitzen auf der Spitzbubenbank dachte!

Als wollte er die Bücher noch in der Frühstückspause wiedergewinnen, so ist er davon gestürzt, ohne Morgenbrot und ohne Kopfbedeckung. So rannte er dahin, rannte, bis er hinter den Gärten der Stadtmauer zusammenbrach und im grasigen Straßengraben rastend Atem schöpfte.

Die Furcht, man könnte in der Schule erraten haben, wohinaus er gelaufen sei, trieb ihn jedoch bald wieder auf. Laufen konnte er freilich nicht mehr. Eine unerträgliche Hitze lähmte das letzte Bißchen Willenskraft. Zudem fühlte er schmerzhafte Stiche in der Seite.

Und doch mußte er weiter, immer weiter, über Nordenbeck und Goddelsheim und Rhadern und Dalwigksthal — o, das liest sich hier ganz flott; aber Wilm erschienen die immer wieder nach jedem Dorfe sich erneuernden Stunden wie Ewigkeiten . . .

Abends gegen 6 Uhr schleppte er auf den müden und wunden Füßen den ausgehungerten Körper durch das alte Tor der bergigen Ederstadt.

Richtig, da waren die Lunds mit ihrem Theater. Auch den Bartel würde Wilm finden; denn sein Name war auf dem Zettel an der Straßenecke verzeichnet.

Wie ihn das belebte und findig machte!

Einige Minuten später stand unser kleiner Reisender im „Gasthof zur Sonne“ am Markt vor dem Theaterdirektor, dem er sein Leid klagte.

„Darum bist du Knirps uns nachgerannt? Wollte denn dein Vater oder der Herr Lehrer nicht wegen der Bücher an mich schreiben?“

Der Theatermann konnte sich gar nicht denken, daß Eltern und Lehrer von des Knaben Fahrt gar nichts wüßten, daß nur die Angst ihm Kraft zu solcher Leistung gegeben hatte.

Bartel wurde gerufen. Aber der bestand darauf, er habe die Bücher Wilm zurückgegeben, und der verrückte Junge sei nur deshalb seinen Eltern fortgelaufen, weil er mehr Gefallen am Theater als an der Schule habe.

Wilm war sprachlos vor solcher Schlechtigkeit. Daß Jungen sich belogen, wußte er. Daß aber ein Erwachsener etwas aussprechen konnte, wovon der selber genau wußte, daß es Lüge sei, das war ihm noch nicht begegnet. An diesem Abend hat er neben den beiden Büchern den unbedingten Glauben an das Manneswort verloren.

Die plötzliche Röte auf den vorher totenbleichen Wangen war auch dem Direktor als eine Bestätigung dessen erschienen, was der verlogene Diener frech behauptete.

In der Tat war Wilm unterwegs der Gedanke durch den Kopf geschossen: wenn sich die Bücher nicht wiederfinden, so wirst du Schauspieler.

Aber die Gastwirtsfrau sah schärfer als der peinlich berührte Direktor. Sie nahm den armen Jungen in ihre Hut, gab ihm ein stärkendes Abendbrot, ein sauberes Nachtlager und schickte ihn am anderen Morgen mit freundlichen Worten und gefüllter Tasche wieder auf den Weg nach Corbach.

Diesmal gings noch langsamer als am Tage vorher. Die Beine wollten schon nach zwei Stunden nicht mehr, und die Füße waren blutig.

Wilm hatte die drückenden Schuhe ausgezogen, um leichter und schneller wandern zu können; aber schon bei der Brücke über die Nuhne war er am Rain zusammengebrochen, wo ihn bald tiefer Schlaf umfing.

Stundenlang hatte er da gelegen, als ihn am späten Nachmittage ein vorüberziehender Handwerksbursch aufweckte und nach dem Ziel seiner Reise fragte.

Furchtsam sah Wilm den kräftigen Wanderburschen an. Das abgetragene Ränzel auf dessen Rücken und der knotige Reisestock schienen ihm wenig vertrauenerweckend.

Der freundliche Mensch ahnte, was in des Knaben Seele vor sich ging und erkundigte sich in noch lieberem Tone nach dem Woher und Wohin.

Die Beiden waren bald ein Herz und eine Seele. Nach Corbach wollte ja auch der Wanderbursch; denn dort war die nächste Herberge.

Gewiß gings nun nach dem langen Schlummer und in solch freundlicher Gesellschaft schneller vom Fleck als am Morgen, um so mehr, als unserem Wilm der wackere Schmied, der nicht auf der Bettelreise, sondern nach alter Väter Weise auf der Lehrfahrt war, wegen der Bücher und wegen des Empfanges zu Hause bei Vatern Mut zusprach.

Abends um 10 Uhr, als der Wächter die erste Nachtstunde blies, klopfte Bruder Hamburger an Hardts noch hell erleuchtetem Fenster an: „Meister, ich bringe Ihnen Ihren Jungen zurück. Schonen Sie ihn; er hat Strafe genug, wenn überhaupt welche nötig war.“

Ehe Vater Hardt vor Freude über den wiedergefundenen Jungen noch recht zur Besinnung kommen und dem braven Handwerksburschen danken konnte, war der um die nächste Straßenecke verschwunden. Auch in der Herberge, wohin man noch in derselben Stunde schickte, um den Beschützer Wilms auf den anderen Mittag zu Tisch zu bitten, war er nicht zu finden. Wilm hat ihn, so sehr ihn auch danach verlangte, nie im Leben wiedergesehen . . .

Am andern Morgen lag Wilm in schweren Fiebern. Wochenlang hat er mit dem Tode gerungen. Und als er zum ersten Male wieder auf die Straße durfte, da war es Herbst geworden . . .

Die Mitschüler haben ihn zuerst gar nicht wiedererkannt, so bleich und zusammengefallen sah er aus. Sein ganzes schönes und weiches Haupthaar war während der Krankheit verloren gegangen und wuchs nur langsam und spärlich wieder nach.

Aber seine Marie, die unschuldige Ursache der unglückseligen Frankenfahrt, wachte von jetzt ab nur um so sorgsamer über den jungen Freund. Sie begleitete ihn zur Schule, als er im Gilbhart sein Ränzchen wieder tragen konnte; sie half ihm bei den Rechenaufgaben, die nur schwer in den armen Kopf wollten; und sie prügelte die hartherzigen Buben, welche Wilm einen Durchbrenner nannten.

Eines Tages wurde Wilm aufs Lehrerzimmer zum Rektor beschieden. Ihm war sehr bange, als er an des Gestrengen Tür klopfte. Aber die Geschichte seiner Reise hatte auch hier ein Herz erschlossen: „Hast zwar die Schule durch deine Lesewut um zwei Bücher gebracht; aber die Strafe dafür hast du mehr als zehnfach abgebüßt. Wenn du wieder auf dem Damme bist und wieder lesen darfst, so kommst du zu mir. Ich helfe. Und nun lerne so wacker weiter, wie du es bisher getan!“

Wilm und sein Rektor sind später Duzfreunde geworden . .

## Hückepaß.

Hückepaß nannten ihn spottend die bösen Buben, Hinkfuß. Jeder andere Junge würde sich dagegen gewehrt, den Uebeltätern gelegentlich selbst heimgezahlt oder sie bei dem Herrn Lehrer angezeigt haben. Wilm nicht. Sie wußten ja nicht, wie er zum Hückepaß geworden war, als Vater noch in Corbach wohnte und die Nacht-Eilbriefe von der Post ins Gebirge trug. Und wenn sie es gewußt hätten? Sie wären gewiß nicht weniger grausam gegen ihn gewesen. Schon, daß er nicht mit ihnen „Jäger“ spielen konnte, „Sticken“ oder „Ecken im Pott“, war Grund genug, ihn als einen Jungen in Mädchenröcken zu behandeln, der hinter den Ofen unter Mutters Schürze gehöre.

Die Jugend fragt nicht danach, ob ein Gebrechen selbstverschuldet, angeboren oder erworben sei. Wer mit einem solchen behaftet ist, den hat, wie schon die Alten sagten, Gott gezeichnet. Der ist ein Ducker und Mucker, ein Hinterlistiger. Und sitzt er nun gar oben in der Klasse, und hat er in den Pausen aufzupassen, weil er als Klügster der Liebling des Lehrers ist, dann hat er ganz bei den jungen Barbaren verspielt. Aufpasser für die Schule und Feldhüter für die Obstgärten gelten einem heranwachsenden echten Jungen, der ebenso gern haut wie strenzt, als eine Art Henkersknechte. Das Christen-

tum hat in dieser rauhen Gebirgsgegend an den alten harten Sitten nur wenig zu mildern vermocht.

Hückepaß war nicht als Hinkfuß zur Welt gekommen. Bis zu seinem zehnten Jahre war er einer der flinksten und spiellustigsten in ganz Corbach gewesen, obgleich der gestrenge Vater ihn wenig zum „Rumjachtern" auf die Straße gehen ließ.

Hardts sieben Jungen mußten, wenn sie ihm nicht — wie er ernst zu sagen pflegte — die Ohren vom Kopfe fressen sollten, schon frühe mitarbeiten in der Werkstatt. Da saß der eine auf dem „Roß" und nähte Knieriemen; der andere lochte Strippen für Pferdegeschirr; der dritte schwärzte Lederkanten; der vierte flocht Peitschenschnüre: kurz, in Meister Hardts Werkstatt waren außer dem Alten noch eine ganze Anzahl Buben bei der Arbeit, alles Lehrjüngelchen und Schuljungen und Kinder zugleich.

Nur keine Spielkinder. Dazu hatten sie keine Zeit. Höchstens am Sonntag, aber dann meist unter Vaters Aufsicht im Lengefelder Walde oder auf dem Homberge. Hückepaß, der übrigens ganz gut laufen konnte, lag dann gewöhnlich in irgendeiner Waldwiesenecke, träumte, lauschte dem Gesang der Vögel oder folgte dem Locken eines Rehbockes.

Und grad, weil er so ein „Naturforscher" war, und weil er dazu gut und gern wanderte, hat ihn Vater auch öfter mit auf seine Nachtmärsche genommen. Allerdings, damals war Wilm auch noch kein Hückepaß. Das war er erst durch solch eine Nachtreise geworden . . .

Es war an einem kalten Herbstabend, als von der Post die Aufforderung kam, Hardt müsse noch drei Eilbriefe ins Gebirge tragen, einen nach Widdehagen, den andern nach Hemmighausen und den dritten nach Schlehdorn. Unglücklicherweise war der Alte noch draußen auf dem Felde beim Kartoffelausgraben. Unser Wilm mußte also, da er als Wächter heute allein zu Hause bei den ganz Kleinen geblieben war, auf den entfernten Acker eilen und Vatern benachrichtigen. Er traf ihn, wie er sich, den quälenden Durst und gleichzeitig den nagendsten Hunger zu stillen, einige Aepfel von den Straßenbäumen schlug. Schnell berichtete Wilm, und dann gings im Sturmschritt zur Post. Richtig, drei Eilbriefe, für jeden drei Mark, da Nachtgänge doppelt rechnen; macht zusammen drei Taler, eine Summe, die man schlafend nicht verdienen kann.

Wilm bat Vatern, ihn mitzunehmen; es seien ja Kartoffelferien, da könne er morgen bei Tage schlafen. Und vom morgigen Jahrmarkt habe er doch nichts, da er seine ersparten paar Groschen für einen Geographie-Daniel anlegen wolle. „Weißt du, Vater", schmeichelte er, „darin steht so viel Schönes von Afrika und Asien und Amerika. Ach, wenn ich da doch auf die Jagd gehen könnte! Darf ich, wenn ich groß bin, auf ein Schiff und nach Amerika mitfahren? Ja, Vater? Und gibst du mir einen Groschen für die Begleitung heute, daß ich mir dieses schöne Buch bald kaufen kann? Es kostet dreizehn Groschen, und eine Mark habe ich schon!"

„Du sollst sogar drei Groschen haben, von jedem Taler einen; aber mit Afrika und Asien und Amerika wartest du wohl noch. Ich sähs viel lieber, du würdest Sattler wie ich. Dazu darfst du doch viel lernen, sehen und reisen. Auch ein Handwerksmann soll viel wissen. Die Lehrer und Dokters brauchen nicht alles für sich allein", knurrte er, seine anfängliche Milde ganz vergessend.

Nachdem Mutter Hardt ihrem Jungen noch ein Stück trocken Brot eingesteckt hatte — gegen den Heißhunger, den man leicht bei langem Nachtwandern bekomme — und Vatern die Pfeife, zogen sie los in die feuchtkalte, windige Nacht.

Die Wolken jagten am Himmel, und dann und wann schaute gespensterhaft der blasse Mond, den Wilm als Knabe gar nicht mochte, auf die einsamen Wanderer herab.

Der alte Hardt hatte einen guten Schritt; aber sein Wilm teckelte nicht weniger flott nebenher. Wenn Vater bei Nacht reiste, so sang er oft seine alten Burschen- und Wanderlieder. Auf diese Weise hatte sich auch Wilm schon sehr früh einen großen Schatz schöner Lieder angeeignet.

Auch heute verkürzten sie sich wieder Weg und Zeit durch ihre ernsten Weisen, von denen „Zeuch nicht hinab in den dunklen Wald: es gilt ja dein Leben, du junger Knab!" auf Wilm ganz besonderen Eindruck machte, der noch verstärkt wurde, als hoch oben von der Wolfskante die unheimlichen Klagelaute einer Eule herübergetragen wurden. Aengstlich suchte Wilm Vaters Hand und ließ sie auch nicht eher wieder los, bis sie nach zweistündigem Marsche in Widdehagen angekommen waren.

Da gab's große Trauer in dem Hause, in welches Vater den Eilbrief brachte. Fern im Wuppertale war des Bauern einziger Sohn von einem wildgewordenen Pferde totgeschlagen, und die Herrschaft erwartete Bescheid, ob die Leiche dort beerdigt oder in die Heimat gebracht werden solle.

Vater Hardt bekam seinen Taler und nahm dankbar das Anerbieten an, sich mit dem „kleinen Kerel doa" eine Stunde zu ruhen, vor dem Weitermarsch jedenfalls einen Imbiß zu nehmen. Wilm labte sich an der süßen Milch und dem duftenden Bauernbrote; Vater aber tat sich gütlich am Schinken.

Neugestärkt verließen sie gegen Mitternacht den stattlichen Hof, der noch vor einer Stunde friedlich und still dagelegen hatte, aus dem jetzt Weinen und Wehklagen erscholl, und an dessen Fenstern Lichter geisterhaft hin- und herhuschten.

Das Singen aber war den beiden Nacht-Raben vergangen; schweigsam und ernst zogen sie ihre Straße weiter und merkten es kaum, daß sich inzwischen der Wind gelegt hatte und einzelne Regentropfen fielen.

Auch der zweite Brief wurde an den rechten Mann gebracht. Der war ein alter knurriger Junggeselle. Er fertigte die beiden, ohne sich angekleidet zu haben, an der Tür ab und gab auf Vater Hardts Frage, ob der Steg über die Diemel noch an der rechten Stelle liege, nur ganz kurzen und nicht einmal klaren Bescheid.

Nun, der alte Meister kannte hier jeden Fußtritt; eben drum war er ja Eilpostträger geworden. Warum er auch nur den alten Knurrsack gefragt hatte? Aber weiß der Kuckuck, heute nacht war Hardt, seit er dem alten Bauern in Widdehagen den Todesbrief gegeben hatte, merkwürdig still und unsicher geworden.

Und so konnte es denn auch kein Wunder nehmen, daß er am „Diemelknochen" den Steg verfehlte und nach langem vergeblichem Hin- und Hersuchen im gießenden Regen zum ersten Male in seinem Leben schwankend wurde und den Weg nach dem Dorfe wieder suchte, das er vor etwa zwei Stunden verlassen.

Endlich hatte er es gefunden. Hundegebell und Hahnengeschrei, von der Windseite schwach herüberschallend, hatte ihm die Richtung angegeben. Ein aus

der Nachtruhe gestörter Taglöhner zeigte den beiden Verirrten um ein „Gott vergelts" den rechten Pfad zum neuen Stege.

Nun aber versagten auch bald die Kräfte, und als sie gar am „hohen Rade" einen schwarzen Fichtenwald durchkreuzen sollten, da hatten sie sich zum zweiten Male verlaufen.

Was nun? In Strömen goß der Regen herab, und beide hatten längst keinen trockenen Faden mehr am Körper. Mit Regenschirmen konnte sich der alte Hardt gar nicht befreunden. „Is woat fürr Skohster un Snieder", sagte er abwehrend, womit er so ziemlich seine tiefste Verachtung zum Ausdruck zu bringen pflegte.

Hier blieb nun nichts anderes mehr übrig, als unter den Tannen auf dem naßweichen Nadelboden den Tag zu erwarten. Todmüde drückte sich Wilm in Vaters Arm und war bald trotz der schauerlichen Kälte eingeschlafen. Hardt deckte seinen triefenden Rock über den schlummernden Knaben und starrte bekümmert und traurig in die Nacht, die heute aber auch gar kein Ende nehmen wollte.

Endlich — es mochte gegen einhalbfünf Uhr morgens sein — begann der Wolkenschleier zu zerreißen. Hardt weckte sein vor Kälte und Nässe zitterndes Kind, knöpfte seinen Rock fester zu und suchte sich am Waldrande nach den Bergspitzen zurechtzufinden. Um 6 Uhr saßen sie in Schlehdorn beim dampfenden Kaffee am warmen Ofen. Hierhin hatten sie Freude gebracht, und die war so groß, daß die gutmütige Bäurin ein Fünfgroschenstück in eine Kuchenschnitte steckte und es dem kleinen hocherfreuten Afrika- und Uplandsreisenden in die Hand drückte.

Die Freude über das schöne Buch, das er sich nun noch außer dem Daniel anschaffen würde, ließ ihn die stechenden Schmerzen im Knie vergessen. Scheinbar ganz munter und vergnügt trabte er neben seinem Vater her, bis sie gegen die zweite Frühstückszeit in Corbach wieder ankamen.

Wilm mußte sofort zu Bett und fiel gleich in einen totenähnlichen Schlaf, aus dem er erst am anderen Tage erwachte, in der festgeschlossenen Hand noch die verdienten acht Groschen haltend. Als er sich aber erheben wollte, da versagten die Knie — sie waren beide dick geschwollen.

Der schnell herzugerufene Kreisarzt, der den alten Hardt seinen lieben Freund nannte, stellte Gelenkgicht fest und verschrieb Salbe und Packungen. Erst nach mehreren Wochen konnte Wilm sich wieder einigermaßen sicher auf den Beinen bewegen.

Aber kaum war er soweit hergestellt, da gings auch wieder an die Arbeit. Amtsrichters hatten schon mehrere Male rübergeschickt, ob Wilm nicht auch in diesem Jahre wieder die letzten Aepfel von den Bäumen holen wolle. Natürlich wollte er das. Nur noch einige Tage möchten sie warten.

Amtsrichters wußten, wie gern sich Wilm einige Groschen verdiente, und wie er sich über das Körbchen Obst freute, das er allemal noch für Muttern besonders bekam. Darum hatten sie Geduld.

An einem hellen Nebelungnachmittage turnte also Wilm in den Bäumen herum, die letzten Früchte des Jahres vorsichtig mit dem Pflücker herabholend. Eben wollte er mit einem gefüllten Korbe hinab nach der Leiter rutschen, als er ganz am äußersten Ende eines langen Astes noch einige dunkelrotblau leuchtende „Johännese" erblickte. Vorsichtig kletterte er an dem feuchten, glitschigen Aste entlang.

Da mit einem Male beginnt es wieder in den Knien zu stechen und zu hämmern. Er zittert und will schnell den Korb an den Ast hängen, damit er sich mit den Armen anklammere. Aber ehe er dazu kommt, versagen die Beine den Dienst. Platschend fällt der Korb mit den Aepfeln aus der Höhe herab, ihm nach mit einem furchtbaren Schrei Wilm . . .

*

Ernster schaute der alte Kreisarzt diesmal drein, als er des Knaben Bein untersucht hatte: Knochenbruch! Fast ein Vierteljahr hat der arme Junge im Bett aushalten müssen, und als er endlich gegen Weihnachten wieder aufstand, da war er — Hückepaß!

Aus wars nun mit Afrika, Asien und Amerika. Aber nicht mit der Liebe zu Erdkunde und Naturbeschreibung. Bei Amtsrichters mußte er sich öfter vorstellen, und als bei solcher Gelegenheit einstmals der alte Kreisschulaufseher Seehausen den kleinen Hückepaß nach diesem und jenem fragte, da war über seine Zukunft entschieden. Solch ein Junge mußte doch Lehrer werden!

*

Hinkfuß wurde durch einen ärztlichen Eingriff später wieder gerade und gelenkig, so flink, daß die meisten seiner Schulkameraden ihm nicht mehr folgen konnten . . .

## Mein Lehrer.

Mein Großvater hat vor hundert Jahren als Rheinbundsoldat im Heere Napoleons gegen Spanien und Rußland mitkämpfen müssen; wie durch ein Wunder blieb er im heißen Gerona vor den Kugeln und Dolchen der für ihr Vaterland streitenden Katalonier, durch ein größeres Wunder an der Moskwa und an der Beresina vor dem weißen Tode des winterlichen Ostens bewahrt: er hat noch die Lorbeeren bei Leipzig und bei Waterloo pflücken helfen und ist dann nach zehnjährigem Kriegswandern wieder ein biederer und stiller Handwerker im kleinen Waldeckerlande geworden. Als Andenken an die Zeit des Thronstürzens und Menschenvernichtens hinterließ er meinem Vater eine kostbare goldgestickte Brieftasche mit der Aufschrift: „Constantinople 1792", die ihm ein hoher Offizier auf dem Schlachtfelde in die Hand gedrückt, weil er dem Sterbenden einen Liebesdienst getan. An diese Tasche knüpften sich nun bei unsern Familienabenden nicht bloß die Geschichte des Siebenjährigen und des Dreißigjährigen Krieges, sondern auch die der blutigen Kämpfe von 1864, 1866 und 1870—71. Denn die seidene Einlage samt den dazu gehörigen vergilbten Meldezetteln trugen die Rostflecken des Menschenblutes. Noch heute, nachdem sie in meinen Besitz übergegangen, redet sie eine ganz eigene Sprache zu mir, wenn sie mir gelegentlich einer Durchsicht unserer Familien-Lade in die Hände kommt. Besonders laut sprach sie mit mir, als im Ernting des Jahres 1870 ein Namensvetter der Schwaner, der in den Kämpfen bei Beaumont den Heldentod erlitten, auf dem Friedhof zwischen den Festungsmauern meiner Vaterstadt gebettet wurde. Da hat das sechsjährige Schulbübchen, das allein und still neben einem großen Holzhaufen dem musiklauten und farbenbunten Leichenzuge zugeschaut, nachher zu Hause die blutige Kriegsbrieftasche vorgenommen und hat dem toten Groß-

vater geschworen, dereinst auch ein tapferer Soldat zu werden. Aber sein erstes Heldentum ist ihm schlecht genug bekommen. An einem schwülen Maimorgen des folgenden Jahres wurde in der Schule den beiden oberen Jahrgängen bekannt gegeben, daß am Nachmittage von Wildungen her der neue Lehrer der zweiten Klasse „einziehe"; wer wolle, dürfe mit, ihn von Meineringhausen, dem eine Stunde entfernten ersten Dorfe, abholen. Nur uns Kurzhöschen hatte man festgehalten: wir sollten Abc und Einmaleins lernen, und am anderen Morgen unseren „Mann stellen". Aber in mir Kleinem wurde die Art der Schwanherrn aus dem Cheruskerlande lebendig — das übrige besorgte die Brieftasche und die Erinnerung an den tapferen Vetter Karl mit dem Eisernen Kreuz auf der toten Brust. Heimlich schlich sich Bübchen an den Kleiderschrank, warf seinen neuen blauen Kittel über und entkam, ohne von jemandem im Hause oder auf der Straße als „Schulschwänzer" entdeckt zu werden, entkam zu den Haufen der Oberklassen, die aber von dem kleinen Durchbrenner nichts wissen wollten. Alles Bitten, Flehen und Weinen half nichts; sie nahmen ihn nicht mit auf in ihre Reihen; denn „du bist zu klein zwischen uns, kannst nicht so schnell laufen wie wir — außerdem ist Herr Brand dein Lehrer und nicht Herr Röhl. Der gehört uns allein. Auch wollen wir nicht morgen um dich in der Schule verhauen werden, weil wir dich Fibelkinnen mitgenommen." Ruhig ließ ich sie abziehen, drückte mich aber zwischen Hecken und hinter Feldrainen seitwärts um den Waldeckerberg und stieß dann an der Melmhöhe im atemlosen Galopp wieder zu den großen Neidkerlen, eben, als der Siegerwagen in der Ferne sichtbar wurde. Während die anderen „Hurra" und „Hoch" schrien, warf mich ein fauler und hämischer Nachzüglertrupp in einen naßlehmigen Graben, versteckte meine neue Mütze in einem Wacholderbusch und zog lachend des Weges weiter, als wäre nichts geschehen. Mittlerweile, als ich meinen Kittel und meine Hose mit Gras und Moos zu säubern versuchte und nach meiner Mütze Umschau hielt, fuhr drüben auf der Heerstraße der Krieger-Lehrer vorbei, umrinat von jubelnden Knaben, die das Rheinwachtlied sangen. Ein durchdringender Regen, der bald darauf einsetzte, machte das Verderben an meinen Kleidern und meine Niederlage, mein Unglück nur noch größer. Und meine Mütze habe ich überhaupt nicht wieder zu sehen bekommen. Aber Strafe gabs am anderen Morgen, weil ich trotz ausdrücklichen Verbotes ungehorsam gewesen; zu Hause hatte die „Abrechnung" um Kittel und Kappe schon am Abend vorher stattgefunden, wobei keine Gnade gegeben wurde: obgleich des Blauleinenen Glanz dahin, habe ich ihn ausgewaschen und blaßgeworden noch lange zur Strafe als Sonntagsstaat tragen müssen. Denn in unserer Hausordnung gabs ein für allemal keine Ausnahme. Nebenbei: noch heute hängt zur Erinnerung an jene bösen Maitage in meinem Schranke der blaue Kittel, und wenn ich auf meine upländischen Berge steige, so begleitet und deckt mich oft mein waldeckischer Blauleinener.

Trotz dieses traurigen Siegeszuges blieb ich meinem Lehrer in der Verehrung treu, obgleich er gar nicht mein Lehrer war, wenigstens noch nicht. Denn Friedrich Röhl war ein großer und schöner Mann. Und als er gar die oberen Jahrgänge im Turnunterricht kriegsmäßig mit Stab und Stange drillte, so daß der ganze Schulhof nur so vom Tritt und Griff der jungen Soldaten „zuckte", da hatte er sich auch die Herzen aller Erwachsenen, der kampffreudigen Männer wie der friedensfrohen Frauen unserer Stadt erobert. Zwei Jahre dauerte es noch von jenem Melmstoß an, bis ich mit in das „Regiment" der zweiten Klasse aufgenommen wurde. Und es war wirklich kein Spiel, was mich da erwartete; denn „Herr Röhl" behandelte uns von der ersten bis zur vierten Stunde als stramme Soldaten. Jeder kam in jeder Stunde „dran", in der Biblischen Geschichte wie im Rechnen, im Singen wie in der Satzlehre, in der deutschen Geschichte wie in der Erdkunde. Und ob auch diese Klasse zweijährig war, so verstand er es doch, immer neue Stoffe in fesselnder Weise zu behandeln, so daß auch der hellste und fleißigste Schüler niemals von Langeweile geplagt wurde. Ich war trotz meiner Freude am Soldatenspiel und Kriegsleben doch ein schwacher Turner, hatte es also in der schwersten Stunde doppelt schlimm, weil nicht bloß der Lehrer, sondern auch die Mitschüler jeden mit beißendem Spott überschütteten, der sich als Schwächling, Hasenfuß und „Stiefliädder" erwies. Nur wenn die Turnstunde zum Wandertag ausgedehnt wurde, war ich voll auf Posten, indem ich als Blumenkenner und Liederfreund alle anderen überragte. So wurde ich bald des Krieger-Lehrers Freund, derart, daß ich ihn bei Gelegenheit der Versetzung nach der Rektorenklasse bat, noch ein Jahr länger bei ihm bleiben zu dürfen. Dieses Freiwilligen-Jahr, das gern gewährt wurde, hat mir einen sicheren Grund für Gymnasium, Präparandie und Seminar mitgegeben. Denn Röhl zog mich bald auch in vertrautere Unterhaltungen über Religion, Vaterlandsgeschichte und Familienangelegenheiten. Und was er da begonnen, hat nachher der Rektor fortgesetzt: ich wurde und blieb sattelfest durch ihn. Manchmal hat mich im Lerneifer und nachher im Schuldienst das Leben geschüttelt; aber wenns einmal gar zu arg wurde, dann dachte ich an die blutdurchtränkte Brieftasche des Großvaters, an den Blaukittel des Sieger-Abc-Schützen und an den Turn-Zauberstab des Lehrer-Kriegers Friedrich Röhl. Die Constantinoplerin erinnert mich daran, daß wir Deutschen Krieger sind, aber auch im Frieden unseren Mann zu stehen haben. Der Kittel gemahnt mich im höchsten Glück an die nahe Stunde des Leides und des Verlustes, gemahnt mich an Einfachheit und Sparsamkeit, an manch gute mütterliche Tugend. Und der Zauberstab des Knabenoffiziers hat mir in einer Geschlechterfolge von vier Jahrzehnten meiner Vaterstadt gezeigt, was ein geistes- und willensstarker Soldat vermag, dem man eine Gemeinde zur Erziehung übergab. Friedrich Röhl, den heute der kühle Rasen desselben Festungsgrabens deckt, der vor 48 Jahren seinen gefallenen Kameraden aufnahm, Friedrich Röhl, der den Corbacher Krieger- und den Gesang-Verein begründete, der den Waldeckschen Lehrer-Verein viele Jahre als Vorsitzender segensreich leitete, Friedrich Röhl, der politisch und religiös jenem gut deutschen „Kartell-Liberalismus" huldigte, der während der siebziger Jahre in Benningsen und Miquel seine berufenen Vertreter hatte: Friedrich Röhl war auch einer der unsrigen, der Volkserzieher. Zwar hat ihn als unsrigen kaum ein weiterer Kreis der großen Volkserzieher-Gemeinde gekannt, weil er als guter Soldat auf dem ihm angewiesenen Posten blieb, bis der Tod ihn abberief. Aber wenn die alte Hauptstadt des Waldeckerlandes innerhalb dreier Jahrzehnte in der Bevölkerungszahl fast um das Doppelte gestiegen ist, so haben das die „Eisenberger" nicht bloß der aufblühenden Landwirtschaft und nicht bloß der dort noch

jungen und jungfräulichen Industrie zu danken, sondern auch der schulmeisterlichen und volkserzieherischen Tätigkeit ihres Friedrich Röhl. Orden haben den Heimgegangenen meines Wissens nicht geschmückt und gedrückt, auch keine Titel ihm andere als ureigene und vaterländische Pflichten auferlegt. Aber in uns, seinen Schülern, hat er sich ein Denkmal gesetzt, das mehr wert ist als alle Münzen, Bänder, Steine und Scheine. Und seiner Amtsstadt hat er, der zuletzt einäugig geworden — alle echten Wotanskinder werden leidgezeichnet — einen Stempel aufgedrückt, der noch viele Jahrzehnte sichtbar bleiben wird: den Stempel des Krieges im Frieden.

Warum ich den Volkserziehern von diesem Manne erzähle, den sie gar nicht gekannt? Nun, weil er mehr als viele andere Lehrer meinen Bildungs- und Lebensgang und damit das Volkserzieher-Werk beeinflußt hat; weil ich in ihm den schönen Schlag des Deutschen und des Lehrers verehre, und weil ich an meinem Abend wünsche, daß wir alle so wie er erfüllen, was wir erfüllen müssen „in unsern Grenzen und Bereich". Und wenn ich dabei auch von mir selber erzählte, so geschahs doch nur aus Achtung und herzlicher Schülerliebe, aus tiefer Dankbarkeit gegen den Entschlafenen, der ein in den Lehm gestoßenes Knäblein an seine Lehrer- und Kriegerbrust gezogen. Und ich erzählte es, damit auch die um jeden Preis friedliebenden Volkserzieher von der weißen Fahne Bertha von Suttners verstehen, woher es kommt, daß ich nicht mindere Freude habe am blaugoldenen Farbenspiele des stolzen Gotenbanners wie an dem schwarz-weiß-roten der Reichsdeutschen oder dem schwarz-rot-goldenen der Cheruskersöhne meiner Heimat.

## Erstes Religionsleben.

Darüber müßte ich fast ein besonderes Buch schreiben. Weil aber diese Erlebnisse nur ein Blatt — wenn auch das eines in seinem Gesamteindruck noch so ernsten Werkes — sein sollen, so werden diese Bildchen etwas buntfarbig vorüberziehen. Immerhin mögen sie auch so klären, wie mein Leben schon früh auf eine Umform der religiösen Betätigung nach deutscher Art gerichtet war.

Die ersten religiösen Eindrücke vermittelte die Großmutter. Sie hat mich beten gelehrt, und zwar schon so frühe, daß ich sicher nicht verstand, was das Mündchen plapperte. So faltete ich meine kleinen Hände vor den drei Engeln, deren Gesang im Himmel schallt; ich bat, daß das helle Licht des göttlichen Wortes nie in meiner Seele erlöschen möchte, und daß das Blut Christi mich rein von allen Sünden waschen möge. Aber diese Sünden, dieses Böse fürchtete ich als Kind sicher mehr um der Folgen willen für mein eigenes Persönchen, als um des Bösen willen. Zwar fragte ich mich oft, ob dies oder jenes Gott wirklich gesehen habe; aber als ich mich erst dessen vergewissert hatte, daß er nicht alles, vielleicht gar nichts sähe, da hatte ich mehr Angst vor Vaters strengem Blick und seiner harten Hand, mehr Furcht vor dem bunten Rauch (so hieß der Polizeidiener) mit seinem langen Säbel und nachher vor dem „Rektor mit dem dicken Besenstiel" als vor dem Zorn Gottes.

Freilich hat noch ein anderes und sicher Besseres Einfluß auf Gemüt und Geist des Kindes gehabt: der Tod und das Andenken an die bei meiner Geburt verstorbene Mutter. Von ihr hatte man mir früh und wiederholt erzählt, daß sie sehr furchtsam gewesen, daß sie bei Mondschein nie allein über die Straße gegangen, nachts unter keinen Umständen am Friedhof und selbst nicht am Kirchhof vorüberzubringen gewesen sei — der Toten- oder Friedhof meiner Vaterstadt lag zwischen den alten Festungsmauern, um welche hohe Tannen ihr ewig Grablied säuselten oder rauschten — und daß ich ihr „wie aus den Augen geschnitten" ähnlich sei. So wurde ichs auch innerlich, gewiß wesentlich mit unter dem Eindruck solcher Gruselgeschichten. Und ich wurde es immer mehr, als ich eines Abends spät in meinem Bettchen erwachte und nebenan in der „Spinnstube" die unglaublichsten Gespenster- und Spukgeschichten erzählen hörte. Von da ab verschlief ich keine Spinnstunde mehr; ich hielt mich mit Gewalt wach, wenn ich erfahren hatte, daß die Tanten mit ihren Rädern kämen; ich bat auch trotz — oder wegen? — meiner Angst, mich mit in der Stube sitzen zu lassen, und als mir das verboten wurde, da bin ich oft vorher unter den großen Tisch gekrochen oder unter das Bett und habe Wort für Wort aufgefangen und in die Seele gegraben. Natürlich war ich nun ebenfalls todbange in der Nacht, wenn ich allein über die Straße oder gar in meinen Schuljahren gegen Abend zu meinen Verwandten ins Nachbardorf geschickt wurde. Denn dann mußte ich ja auch am Friedhof vorbei: die beiden Hauptstraßen unserer Kreisstadt führten durch das Tor mit den Friedhöfen. Da habe ich allemal schon lange vorher die Augen fast ganz geschlossen, krampfhaft die Hände gegen die Ohren gepreßt und bin wie besessen zwischen den Totenmauern durch gerannt. Manchmal bog ich auch schon eine Viertelstunde vor der Stadt quer übers Feld nach der entfernten dritten Kreisstraße hinüber, die nicht am Friedhof vorbeiführte. Jedenfalls aber gelobte ich allemal vor solchem Feuerlauf meinem Gott, daß ich nie wieder lügen oder fluchen oder naschen oder schimpfen oder mit Steinen werfen würde.

Später bin ich oft ganz allein zu meiner Mutter auf den Kirchhof gegangen und habe ihr unter dem Kastanienbaum versprochen, ganz gewiß ein anständiger, tüchtiger und mutiger Mann zu werden. Aber den Mut, auch um die mitternächtige Stunde beim hellen Mondenschein auf den Friedhof zu gehen, habe ich mir erst als Lehrer anerzogen. Und damit war diese Kindheit ganz überwunden.

Vom Religionsunterricht der Schule habe ich nicht mehr gehabt als von der strammen Zucht zu Hause. Denn wir wußten gar bald, daß diese Geschichten „lange nicht wahr" wären, und daß sie nur darum gelernt werden müßten, weil es der geistliche Kreisschulaufseher bei der Prüfung so verlangte. Wir ahnten auch, daß es unseren Lehrern selber nicht recht ernst mit diesen Stunden sein könne, so sehr wir sie in anderen Fächern auch hochschätzten und liebten. Wir mußten wörtlich unsere sechzig biblischen Geschichten, die Katechismus- und Bibelstellen, Psalmen und Kirchenlieder pauken. Mir ist das sehr schwer geworden; aber dafür konnte ich auch alles am Schnurrädchen, als ich eingesegnet wurde. Wenige Jahre später freilich war alles wieder verloren und vergessen: ich habe weder bei der Aufnahme ins Seminar, noch beim Abgange, selbst nicht in der zweiten Prüfung auch nur ein halbes Dutzend biblischer Geschichten noch gekannt.

Von meinen religiösen Zweifeln während der ersten Schuljahre und später während der Lernjahre im Seminar und dann während der Lehrzeit im Amte sage ich den geistlichen Herren, falls sie es von sich wirklich vergessen haben sollten, daß ein junger Mensch, dessen Geist und Mund noch nicht ganz totgeschlagen ist, über die Er-

oberung von Jericho durch Posaunenschall und Kriegsgeschrei, über die Dreieinigkeit, die Person Gottes und die leibliche Auferstehung seine eigenen Gedanken hat.

Und von dem „erhebenden" Kindergottesdienst wüßte ich noch Böseres zu berichten. Ich bin nur in der Christnacht gern zur Kirche gegangen, obgleich wir da fürchterlich frieren mußten; denn Oefen gabs in unseren großen Gotteshäusern nicht. Vielleicht reichte meine innere Teilnahme auch noch zum Schulfest und zur Einsegnung. Man merkt, warum. Weil da die Kinder mehr hervortraten, weil die Predigt nicht so lange dauerte, nicht so strafend klang, und weil reiche Abwechslung in der „Ordnung" war. Im übrigen verglich ich schon als Kind zu gern und zu ernst den Pastor draußen mit dem auf der Kanzel, allerdings auch die anderen Kirchgänger und — Schläfer und bin später lieber in den Wald gegangen.

Dort fand ich schon als Knabe meine wahre Heimat. Im Sommer ist wohl kaum ein Sonntag vergangen, an welchem ich nicht früh morgens schon gegen 3 Uhr allein oder mit meinen Brüdern und Vettern hinausgezogen wäre in den grünen luftigen Dom des Waldes. Stundenlang saßen wir dann hoch oben in den Kronen der Bäume, beobachteten die Sonne, den Flug und das Treiben der Vögel, hörten den Finkenschlag und das Taubengegurr, den Jubelschrei des Falken und das Gehämmer des Spechtes. Oder wir legten uns, wenn die Sonne wärmer schien, an den Waldrand und sahen zu, wie Hasen, Reh- und Fuchsfamilien auf der Wiese spielten. Keiner hat dann ein Wort gesprochen oder sonst die Tiere irgendwie gestört. Solcher Morgen, der sich regelmäßig bis gegen Mittag ausdehnte, war uns mehr als Kirche und selbst als Orgelspiel und Gesang. Wenns uns zu Hause zu bunt wurde, zogen wir auch wochentags hinaus, und selbst im Winter bei schlechtem Wetter, bei Schnee und Regen, fühlte ich mich dort draußen in meiner wahren Heimat.

Dort konnte ich auch herzlich beten. Ich lernte Heys „Wo wohnt der liebe Gott" auswendig und sprach es oft in heiliger Andacht, wenn ich allein war. Dazu als Gesang: „Die Sonn erwacht" oder „Die Sterne sind verblichen".

Ich war gewiß schon frühe ein Naturanbeter. Selbst das „gefangene" Feuer im Ofen übte auf mich eine beinahe unheimliche Gewalt aus. Vor dem offenen Feuerloch lag ich stundenlang abends in der Dämmerzeit und war überglücklich in das Flammen versunken. Man sieht: Angstmeier, Eigenbrödler, Einsiedler, Waldschwärmer, Feuerträumer, Gottsucher — ob nicht die meisten ernster veranlagten deutschen Kinder eine ähnliche Seelenwanderung durchleben? Vielleicht ists der Seelengang der Germanen überhaupt . . .

✠

### Schulmeisterzeit.

Es ist über ein Vierteljahrhundert her, da hat mir, dem jungen Waldschulmeister, droben im Uplande einer im blauen Kittel vor der gesamten Mannschaft eine mächtige Pauke gehalten. Wir waren zur „Kontrollversammlung" gewesen, 83er Füsiliere wir, Marburger Jäger und Dragoner aus Hofgeismar. Und machten, wie das so üblich an „patriotischen" Tagen, unsern Tagesschluß im Dorfkrug der Rattlrskn. Ich war schon damals ein halber „Absistente", wie die Waldecker sagen, nicht bloß, weil der Geldbeutel kein drittes Glas gestattete, sondern weil der Magen und vor allem das Herz und der Kopf schon beim zweiten entschieden ablehnten. Um so „sitzsamer" und „vertragender" waren meine Kameraden. Denen kam es in jenen Jahren auf Dutzende von Lagen nicht an, und wenn sie am anderen Morgen um fünf oder sechs heimzogen, dann hatten die meisten trotzdem gleichen Schritt und Tritt im Leibe und ein lustig Marketenderlied auf der Zunge. Dann dachte ich nach achtstündigem Schlaf schon wieder an Aufstehen, Spazierengehen und Religionsstunde (womit vier meiner Schultage begannen).

An jenem Nebelungmittage also wollte ich mit englischem Gruß aus dem Kreise der Waffenbrüder verschwinden. Aber der Herr „Präbs" hatte meinen Griff nach Mütze und Stock bemerkt und gebot im selben Augenblicke mit lauter gebietender Stimme: „Stillgestanden!" Und dann stieg die Rede, eine Rede, die gewiß weder druck- noch kanzelreif war, die aber aus ehrlichem Herzen kam und mich mit dem „roten Jäger" zu lebenslänglicher Freundschaft verbunden hat. „Ick weit wuoll, brümme Sei guott, Här Lärer. Ji stuott nachch fürr Uggem Examen, un doa mottet Ji horrken, asse dei Pastaure will. Un dann sitt doa dei Frummen imme Duorpe, dei jederken Sunndag in de Kiärke laupet, alle Joare veermoal dt Damdmoal niämmet, dei olle paar Wiäkken dn Pastauren tm Väsper hatt un gläuwet, dann wören s biätter osse wie, dei nachchn Glas Beer drinket. Düsse Muckers gläuwet, de Pastaure wiskede valle iärre Unduggend aff un sickerde iänne ennen Staul bieme lewen Guott, wann s iämme de grötteste Wuost uppsnidden unn den stiewesten Kaffe kuockeden. Lärersbedder, loatet Uchch nit beduspeln: düsse Frummen woaren, asse sei nachch konnten osse wie zunt, däi düllsten Siöppers, däi frninigsten Skörtenjägers un de gemeinsten Swienijjels. Mi hiätt emoal n baarsk geloarten Skaulmester esiächcht, bi sinnen Bäukeren hädde hei ennte, datt hädde en Pastaurensunn eskriwwen — ick meine: Läsfink hädde hei esiächcht — düsse Läsfink, oder bu hei süss häit, hädde eskriwwen: „Dei läupsken Hauren wören noahär dei frümmesten Bädewibere." Wijji niddemoal olle Frummen imme Duorpe Uchch drupp ankucken, iäfffe Uchch upprichtig in d Augen kucken konnt? Ji solldet wuoll nachch erläben, wäit am uprichtijjesten mit Uchch mennte. Un nu nachch ennte: brümme guo wi jederken Dag int Weertshus? Gläuwe Ji, wi könnten unse ganze Läwen vann diäm bitteken tären, woat Ji uns in dr Skaule jitt hatt? Oder de ganze Wiäkke vann diän paar Woren, däi wie vamme Sunndag midde ut dr Kiärke niämmet? Oder auk nor ennen innzijjen Dag vann diäm frluoggenen Tüje, woat uns dat Darolzer Blad uppen Weertshusdisk läjet? Nä, Lärersbedder, dat reiket nit! Brümme kümmet däi Pastaure nit wennijestens ennmoal in dr Wiäkke noa Rattlr, hi int Weertshus, hi innen Kriegerverein, wo dachch unse Landeshäre iöwwerste Präsidente iss; brümme kümmet dei frumme Häre nitt unn frtellt uns woatt vann dr grauten Welt t buten? Siwwi Zöllners un Sünders? Is nitt d Här Jesus noa sülken Luüden amme lewesten equon? Hiät hei nitt stächcht, datt utgeriäckent düsse mit iämme int Paradies kämen? Hiät hei nitt düsse frdammten Muckers un Farrisäers asse eklije Böcke vann sick estoett? Wi supet un singet gewiß nit, datt wi upp düsse Wiese innen Guoddeshimmel willt. Wi wittet wuoll, datt auk van uns dei graute Häre, de in dn hauhen Wolken thront, datt hei mär van uns frlanget osse drinken un singen: froaget de armen Luüde imme Duorpe, wäi iänne hilpet, wannse in Naut sitt, däi Frummen oder wi

„Vrkummenen". Froaget, wat fürr Prozente dei kiärkenfrumme Lüerbure van der Elsegerſken efuordert hiätt — flijjte, nä, datt ſöä je aſſe Selwestberäukerunge ut, wannick mä ſtächchte. Guott ruhig heime, Lärersvedder: Uchch wärt de Augen auk nachch uppgoan. Un ick will bloß nachch wünſken, daddet dann nit tau ſpäde iſſ, dat Ji dann nit tau vill Blaud vamme Hiärten vrloaren hatt. Bloß ennte moddck Uchch dachch nachch ſäjen: Brümme kumme Ji nit un frtellt uns woatt vamme Läben? Stamme wi würklck vamme Apen aff, bu däi alle Biskamp imme Duorpe ſäjet? Oder hiät uns dei lewe Guott würklck uttem Skittklumpen emacht, oſſe d Paſtaure ſäjet? Jck meine, dei woaren beide nit drbie, un ſei wittet beide n oalle Fläutepipn. Flijjte wittet Ji auk nix Biätteres; iäwwer Ji konnt uns j daggemoal ſäjen, watt Ji nu eijentlck denket. Un dann will wi nit bieme Glaſe Beer affſtimmen, watt uns nu amme beſten paſſet: t heime un t buten ganz alleine will wi t iöwwerläjen un dürrdenken. Un van Iſenbanen un Lokkemetiven konnt Ji uns moal wuott frtellen un vann Togo un Marokko. Joa, un ſingen ſöllten Ji midde uns, veerſtimmig noam gudden Leederbauke, but de Küörbächcher dott. Brümme maket Ji kennen Geſangfrein; brümme loatet Ji nit ollen Sunndag unſe Fruggen un Mäks un unſe jungen Kärels noa dr Skaule kummen un läſet iänne wuott fürr? Ji konnt j auk frtellen! Süh, ſau, Lärersvedder, ſau dachte ick mi Ugge Taugehörigkeit tm Duorpe un Ugge Mitgliedskaft tmme Freine! Un nu jiwwet mi de Hand un loatet uns gudde Frünnge bliewen: Ji ſeht nit ut oſſe n Bädebrauder. Ji bruket nit middetedrinken oder te ſupene, bruket auk nit jederken Oamd Koarten imme Weertshuſe t ſpillen: iäwwer unger de Luüde mottet Ji, un mottet iänne hilpen, nit bloß amme Krankenbedde, nä, auk in geſunden Dagen. Doa flijjte amme ehſten. Datt wi geſund bliwet. Sau, Lärer, ſau meineket!"

„Drawwick nu auk nachch n Wuort ſäjen, Göärkensvedder?" fragte ein ſchöner blauäugiger Blondkopf, der vielleicht der jüngſte von allen Anweſenden war und offenbar des Kaiſers Rock noch nicht getragen hatte. Dem aber nie das Wort verſagt wurde, und dem ſie alle wie dem Herrn Prähs ohne Wider- und Zwiſchenrede zuhörten, weil er ſchon in der Schule der Vorderſte im Wiſſen und Wollen geweſen und ſpäterhin immer geblieben war. „Drawweſt!" antwortete der alte Jäger. „Kameraten, ick hawwe dann nachch fürr uns jungen Luüde ne Bidde uppem Hiärten. Un unger uns junge Stüörmers möchtick wuoll auk unſen jungen Lärer riäckenen. Hei hiätt je auk ehſt verentwintig Auſterbrie giätten. Doa iſſ me nachch kenn Mucker. Doa hiätt mn nachch Füer imme Liwe. Doa ſüht me n junk Mäken lewer int Geſichte aſſen allen Wiewe uppen Rüjjen. Nu denket Uchch: hiätt mie doa fürr n paar Wiäkken däi alle Kupitz van Rene eſiächcht, dei Lärers hädden Updrag van uowwen, in de Spinnſtuowwen t guon un uptepaſſen, datt doa nix „Unſittliches" fürrkümmet. Am leweſten wört diän Hären in Oarolzen un Küörbach, düſſe ollen Heideninnrichtungen wie Auſtrfüer, Johannisdag, Bejjern und Pinkeſtboime wören noa un noa dürr de Skaule affeſtaffet. Nu pückede mick dachch de Düwel, doa moßte ick mick glieck moal iöwwertüjen, iäff auk unſe Lärer upp Poſten iſſ gijjer „Heidentum" in dr Spinnſtuowwe. Jck make Uchch drup upmerkſam, dat dei grauten Hären gläuwet, wi wören Heiden, wiel unſe Fruggen nachch Heide ſpinnt. Un doariöwwer ſoll woll auk unſe Lärer berichten. Un datt woll ick witten. Geſiächcht, gedoan! Skaps Willäm un ick, wi gingen j dann amme Dinnſtch Oamd an Mejjers Döre und lokkeden, ſungen un knappeden. Un dei dunnerkielſkn Mäkens jucheden luthals, aſſe ſei uns ſöähen. Un grade, aſſe wi iänne d Wockenbänge niämmen wöllen, richtg, doa bluffette buten n Rüdde, un de Lärer kümmet hingerhär eſpeckert. Krijjen hiät hei uns nit un ekannt wuoll auk nit. Jawwer nu willeket Uchch ſajen, Här Lärer: wi wörent. Un ick bidde Uchch: ſidd kenn Skandarme imme Duorpe! Kummet midde, wann wi ſinget un Riemels frtellt! Helpet, dat unſe Auſtrfüer widder biärnen drowwet do uowwen, bo Hermen un Thusnelde junk woaren. Un gläuwet uns: wi ſidd kenne biättern Menſken oſſe alle dei Frummen, iäwwer gewiß auk kenne flächteren!"

„Liebe Menſchen", konnte ich nur erwidern, „laßt mir Zeit, mich hier zurechtzufinden. Ich bin ja ſelber noch ein Lehrling des Lebens, amtlich wohl „Herr Lehrer", aber noch kein Lehrmeiſter, kein Schulmeiſter, kein Lebensmeiſter. Mancher von euch weiß mehr als ich, trotz meines Lateiniſch und Engliſch und Franzöſiſch, trotz aller Prüfungen, die ich beſtanden, und aller Zeugniſſe meiner „Reife". Ich bin wie ihr ein Sucher, ein Kind, ein Irrender. Aber ein ernſtlich Suchender. Das trieb mich an jenem Abend, von dem Schoppen Wilhelm hier erzählt, aus dem Hauſe in die Nachbarſchaft. Ich wollte mein Dorf auch in der Nacht kennen lernen, nicht im Wirtshauſe — das ſehe ich ja bei jeder Kontrollverſammlung, an jedem Kaiſer-, Fürſten- und Sedantage. Auf der Straße, in euren Häuſern, auf den Feldern und womöglich auch auf dem Berge werdet ihr jedenfalls oft mich finden, nicht als Wachtmeiſter, aber als Lehrling. Als Lehrling zum Guten, Wahren und Schönen. Sucht ihr danach ebenſo ernſt wie ich, ſo werden wir noch in ganz anderem Sinne Kameraden, als wir es jetzt ſchon ſind. Nur habet Geduld mit mir, und glaubet an mich ſo feſt, wie ich an euch glaube. Und damit ihr ſeht, wie heilig mir dies Wort iſt: ladet eure Frauen, Töchter und Schweſtern für nächſten Sonntag nach der Schule ein, da will ich ihnen was „frtellen". Und ihr ſelber, ſoweit ihr glaubt ſingen zu können, ſeid abends bei mir in der Wohnung zur Prüfung eurer Stimmen. Den Geſangverein wollen wir bald haben und die Unterhaltungsſtunden für jung und alt dazu."

So iſt es geworden und iſt ſo geblieben ſieben Jahre lang. Und heute noch blüht der Geſangverein, und der Kriegerverein, dem ich immer noch als Mitglied angehöre, iſt keiner von der Art, wo nur militäriſch gefachſimpelt, getrunken, geraucht, Hoch und Hurra geſchrien wird, ſondern wo ein prächtiger grauköpfiger Upländer die Alten zu Freunden, die Jungen zu Männern erzog. Wohl gibts noch hier und da eine Dummheit, auch wohl gelegentlich eine Rempelei — denn das alte gute Cheruskerblut verlangt ausleben, austoben — aber der Herr „Prähs", der immer noch derſelbe iſt wie damals, und der Blondkopf, der inzwiſchen zum Bürgermeiſter emporſtieg,*) ſie ſorgen beide, daß aus einem Flintenſchuß kein Donnerſchlag wird, daß Ruhe im Dorfe herrſcht, wenn die Glocke geſchlagen hat.

Dieſer Bürgermeiſter war in ſeiner Jugend ein armer Hirtenjunge drüben im „Häzenlande". Aber mit einem Herzen voll Liebe und einem Kopf voll Geiſt. Und ſo hatte er immer ein Buch, eine Zeitung oder eine Zeitſchrift bei ſich, wenn er „in der Diemel" ſeine Kühe beaufſichtigte. Blieb beim Suchen in den Schriften, als er im Weſtfalenlande

*) 1918 geſtorben.

eine Stelle als Knecht und später daheim als Gehilfe beim Onkel Eisenhändler angenommen hatte. Wurde selber Kaufmann, Hausbesitzer. Und endlich Bürgermeister. Weiß in den Büchern und Gesetzen Bescheid wie ein „Affekoate"; könnte mindestens ebensogut im Reichstage oder Abgeordnetenhause sitzen und jedenfalls fruchtbringender mitarbeiten als hundert andere von rechts oder links. Denn noch ist sein Auge hell, der Kopf klar, das Herz warm. Wenn der Cheruskerfürst an der Twiste nur ein paar Dutzend solcher Bürgermeister gehabt hätte, so hätte er seine 20 Geviertmeilen ruhig jedem gekrönten Großen als ein Musterländle zeigen können. Aber dieser ehemalige Hirte und Lehrerfreund im Uplande ist nicht der einzige dort oben, der neben dem „Herrn Prähs" zum Führer seiner Gemeinde wurde. Da ist ein Bruderpaar, das aus eigener Anlage zum Musizieren und — Häuserbauen kam; da ist eine Bauernfamilie, die mit ihren Köpfen ganze Geschlechter hell und „aufrührerisch" macht; da sind Handelsleute, die der „Städter" aus Corbach zwar sehr von oben herab „Uplänger Buer" nennt, die aber schon in Haltung und Gang einen alten Blutadel offenbaren, wie ihn vielleicht nur die Goten hatten. Es ist bezeichnend, daß meine Rattlrkn Krieger andächtig wie in der Kirche sitzen, wenn ich ihnen im Verein vom großen Leben da droben und da draußen erzähle. Und ebenso selbstverständlich, daß der Herr Prähs und der Bürgermeister zur Upländer Volkserziehergruppe gehören, nicht mit Worten, aber mit Taten.

Konnt Ji Uchch nu fürrstellen, bu mi dat Hiärte puppert, wannck mitt Frugge un Kingeren iöwwer Brieln un Willjen rupp noa Rattlr kumme? Dann iss mi allemoal, as wöärck nu t heime, imme himmlisken t heime. Gliek biem ehsten Huse mott d Guhl hallen, wi mottet affstiejen, t hilpet nix: wi mottet midde rinn in d Stuowwe. Un doa stait Uchch nu n ganßen Disk full Jätten un Drinken. Doa iss fien Rüjjenbraut, friske Botter, Millk sau stief osse Fätt, däi reine Smannt; doa stäit oallen Hawermäjjer (Zervelatwurst), Skinken sau faste osse Biärkenholt; doa sitt Frenkauken un Himmerensafft; doa iss dei fiene Bliäckkauken, dree Fingere dikke un mitt Zukkerhuut druppe. Un dann kümmet mien olle Terry un kucket mi frwunderst an, daddck minne Kamaskn un däi kuorrte Buxe nit annehawwe, un doafürr sallck iämm n Stücke Wuost jiwwen; unt Kätteken fänget an t smären, strieket oall sinne iöwwrijen Hoare an minnen Prliner Stoat un frlanget bloß saun bitteken Knäjjelhut — Dunnerweßmen: Kristjoan, Göärkensfrugge, Willäm, Hämpes, Nettecken, nu häddck Uchch j balle frgiätten iöwwer düsse driwwesken Terrys un Katten! Fählt bloß nachch, datt auk d Hönndere un Goise un Köjje un Süjje un Zijjen un Skoape kummet un sick fürr Uchch stellt un „Auk willkummen" säjet, eh Ji t Muhl updaun konnt.

T hilpet nix: t mott egiätten wären. Un t mott frtellt wären. Und wi kummet un kummet nit laus; un däi Guhl t buten wartet un wartet . . . Un wamme dann entlck lausguott dürrt Duorp noa unsem Huse, dann sidd doa Haabekes un Skultn un Klöpps un Kuiten un Sunndages un Skaul un Mejjers un Henderkes und Skimmelen un Giärders un Kärjes un däi alle Katter Wäng Tusch un Wälders un Sängers un Klautes un Brüjje un Oelbiärjers un Wageners und Anneggers un Göärkens Heinrich, un kennen drowwe wi fürrbi goan, un oalle frogget s sick, datt wi widder doa sitt. Un nu söllt auk widder lausgoan, un nu wölleme widder frtellen, un de Sängers wöären widder singen uowwen uppeme Biärje, un wi wöllen widder fiern — joa, joa, Kingere, hi bi Uchch kamme glücklck sien; hi frgittet m dat frdammte Blädergekrieske ümme Raude un Swarte. Dei Düwel machch s alle langen. Un ick fläute drupp un bliewe mitt Uchch däi Bure vamme Biärje. Bu konnte ick dat bloß dünn Winter frgiätten?!

Erklärung: Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, dieses Upländer Platt wiederholt laut zu lesen, der wird finden, wie urkräftig es klingt gegenüber unserem Hochdeutsch; es wird ihm am Ende noch unverfälschter vorkommen als Fritz Reuters Mecklenburgisch und Klaus Groths Holsteinisch. Ich mache darauf aufmerksam, daß zwei Selbstlauter nebeneinander in der Regel zu einem einzigen zusammenfließen, z. B. oa zu einem Vokal, der mehr a als o ist, aber doch nicht ganz a. ü vor ä, u vor ü, i vor ä usw. bleiben selbständig, werden aber nur kurz angeschlagen; ei und äi im Artikel werden getrennt gesprochen. Die Endsilbe en, wie die Vorsilbe ge wird fast ganz verschluckt, weshalb hier das g, dort das e einfach fortgelassen ist. Das r ist scharfes Zungen-r.

✲

### Meister Hämmerlein.

Wir alle kennen noch die schöne Geschichte von dem alten Meister, der nie ohne sein Hämmerchen ausging und nie heimkehrte, ohne daß er nicht irgendwo oder wie einen Schaden an fremden Zäunen, Gerätschaften oder Häusern ausgeflickt hätte. Ueber diese durchaus freiwilligen Gemeindearbeiten wurde nicht Buch und Rechnung geführt, wenigstens nicht von ihm selber, auch nicht vom Dorfbürgermeister. Auch darüber nicht, daß er, wo er bei seinen Gängen durch Ort und Feld auf schadhafte Wegstellen stieß, Steine und Erde in die Löcher zum Ausfüllen warf und so schwerbeladene Wagen vor gefährlichen Stößen und Zusammenbrüchen bewahrte. Meister Hämmerlein wurde anfänglich bei seiner stillen, selbstlosen Gemeinschaftsarbeit von den „Klugen" als ein „zu Dummer" verlacht und verspottet; aber nach und nach begriffen wenigstens die Aermeren und Minderbemittelten, was ihnen allen im Dorfe Gutes geschah, was in der Gemeindekasse gespart wurde, und daß jeder sich schämen müsse, der nicht ebenfalls ein Meister Hämmerlein, ein selbstloser Diener zum Segen der Gemeinsamkeit sei. Und das gute Beispiel erweckte Nachfolge, und heute ist jenes Dorf eins der gesegnetsten des ganzen Landes. Meister Hämmerlein selbst ist freilich arm gestorben und hatte sich jede Ehrung nach dem Tode verbeten; er wollte nicht belohnt sein für Taten der Liebe: ihm erschien die Ordnung und Wohlhabenheit des Dorfes als der schönste und höchste Lohn.

Diese Geschichte stand in unseren alten Schullesebüchern, und mancher von uns hat sich auch ohne Mahnung des Lehrers gelobt, im Leben dereinst ebenfalls ein richtiger Meister Hämmerlein zu werden. Hat auch sein Gelübde gehalten, der eine auf diesem, der andere auf jenem Gebiete, der eine, indem er schadhafte Zäune und Wegstellen ausbesserte, der andere, indem er Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchte, der dritte, indem er Kranke und Gefangene tröstete, und was dergleichen Hämmerleins-Arbeiten mehr sind. Der erste und größte Meister Hämmerlein aber war Jesus Christus, wenn er auch ausschließlich mit dem Seelen- und Liebeshammer

gearbeitet, Lebenswege und -stiege für die Mühseligen und Beladenen „bereitet" hat. Und der große Meister Hämmerlein unserer Kriegszeit von 1914—18 war der Marschall Hindenburg, der in Gemeinschaft mit seinem Freunde Ludendorff in aller Stille die Hecken und Zäune des deutschen Gemeindegrundstücks von dem Ungeziefer des Räubernachbars Rußki gesäubert hat. Auch er hat nicht gewartet mit der Arbeit, bis der deutsche Reichsschulmeister und Sittenprediger a. D. Bethmann ihn zum Flicken und Ausfüllen anrief, hat nicht erst bei den Gevattern zur Linken oder zur Rechten angefragt, ob seine Vorarbeit und Hilfe auch willkommen sei; hat nicht bei Räubervätterchen oder bei Schreimariannchen gehorcht, ob er etwa diesen oder jenen Grenzstecken beim Neupfählen verrücken dürfe — wie das die wortgewaltigen, tatschwächlichen Spießgesellen aller Faulhaber zu tun pflegen — hat kein Rechnungsblatt für sich und seinen Ludendorff bei der Deutschgemeinde oder beim Herrn Deutschbürgermeister Hollweg verlangt, sondern hat frisch drauf losgehämmert, hat Lücke auf Lücke geschlossen, hat Loch auf Loch gefüllt. Und blieb rastlos am Werke, sein verratenes liebes deutsches „Dorf" wieder in Ordnung zu bringen, dieses schöne Anwesen, das schon vor fünfzig Jahren einen ebenso tüchtigen Hammerschmied gehabt hatte, nachher aber in die Hand der Schriftgelehrten, Philosophen und Pharisäer gefallen war, die nichts mehr wußten vom goldenen Handwerk und vom eisernen Hammer . . .

In den Wochen um Pfingsten 1917 war ich Zeuge, wie droben im Uplande ein feldgrauer Tagelöhner — draußen war er Unteroffizier und trug das Eiserne Kreuz — im Stillen und ohne Rechnungsblatt Hämmerleinsarbeit tat. Vor dem Hause seiner Schwiegereltern war vor wenigen Jahren die ausgewaschene Straße durch Steinschutt höhergelegt, ohne daß man daran gedacht hätte, Abzugsgräben für das zu Tal kommende Wasser zu schaffen. Während des Krieges hatte es mit Nachbarn darum Streit gegeben: Schuld an der Versumpfung der Dungstätten und Keller sollte eben jener Kleine haben, vor dessen Hause bei starken Regengüssen die Bäche zum dreckigen See sich stauten. Der Schwiegervater war zu alt und nicht mehr stark genug, Steine aus dem Gemeindebruch auf Handwagen oder Schiebkarren heranzuholen, die Straße auszuheben und den notwendigen Abzugskanal zu bauen. Eigentlich wär's ja auch Gemeindepflicht gewesen. Aber es gibt — na, usw. Man wird mich schon verstehen. Da bekam unser kleiner Feldgrauer auf zwei Wochen Urlaub, „Bestellungsurlaub". Hätte zwar die 14 Tage Stunde für Stunde für seine zahlreiche Familie verarbeiten können, hätte sich auch ärgern können über gewisse Drückeberger der Heimat, die jetzt ihr Schäfchen ins Trockene bringen, wo die Feldgrauen seit Jahren fast nur ums tägliche bißchen Brot Gemeinschafts-, Vaterlandsdienste tun, ließ sich aber nicht abhalten und irremachen, sondern zog mit seinem zehnjährigen schmächtigen Jungen hinaus in den Steinbruch, holte Fuhre auf Fuhre Deck- und Standplatten herbei, regelte seinen und zweier Nachbarn Kellerabfluß, legte einen großen Kanal unter dem Gemeindeweg durch, vertiefte die Seitengräben auch der Gegenseite, kurzum, tat tagelang Hämmerleins-Gemeindedienst, ohne daß ihm einer der Nächstbeteiligten oder der Gemeindebehörde dabei das Geringste geholfen oder wenigstens Dank gesagt hätte. Und ist doch der Aermste im Dorfe, hat sechs Kinder und eine seit Jahren bettlägerig-kranke Schwiegermutter, ist sogar ein „Zugezogener", nicht mal ein „Eingesessener", eigentlich ein „Fremdling". Wenn dieser Meister Hämmerlein, dem die Freude des Schaffens aus den Augen blitzt, dem das Arbeiten für andere Lebensbedürfnis ist, nicht so arm wäre, wenn menschliche Schwächen bei den Kleinhäuslern nicht doppelt und dreifach belastend angerechnet würden, und wenn das Amt des Dorf-Ersten nicht gar zu armselig entlohnt würde, so hätte man ihn schon dieser Gemeinde-Kanalarbeit wegen nach dem Kriege zum Bürgermeister machen müssen. Denn Führer soll sein, wer das Meiste tut für die Gemeinsamkeit und wer es nicht um des klingenden oder des anderen sichtbaren Lohnes willen tut. An dem Häuschen dieses Hämmerlein kann ich nicht vorübergehen, ohne jedesmal innerlich den Hut der Dankbarkeit und der Freude zu ziehen. Er ist übrigens nicht der Einzige im Dorfe. Bei meinen regelmäßigen Spaziergängen auf den Berg sehe ich oft einen anderen Hämmerlein Steine in die „Wagenleisen" tragen, „Hüwwel" ebnen, verstopfte Wasserabzugsgräben öffnen — auch der ist nicht bestellter und bezahlter Gemeindediener oder Flurschütz; auch der wartet nicht auf Lohn und Anerkennung; auch der ist ein armer Kerl und hätte es nach landläufigen Begriffen wahrhaftig nicht nötig, für andere umsonst zu arbeiten, zumal unter diesen „anderen" Drückeberger, Nahrungshamster und Gemeindeleute dunkler Art sind. Aber nach solchen fragt Freund Hämmerlein nicht: seine Sonne der Liebe leuchtet allen ohne Ausnahme . . .

An Meister Hämmerleins fehlts trotz des nazarenischen, trotz des bismärckischen und hindenburgisch-ludendorffischen Beispiels allerorten. Die meisten Menschen warten auf Dank. Und je höher hinauf, um so hochgespannter ist die Dankerwartung. Mit dem Trinkgeld des Hausdieners und Kellners fängts an — mit der Gehaltserhöhung und Standeserhebung des Ministerpräsidenten hörts auf. Drum schmollet nicht, wenn Marschall Hindenburg, der Deutschland vor dem Untergange bewahren wollte, wenn dieser Heldenführer, der der größte Führer aller Zeiten und Völker ist, nicht zum Herzog erhoben wurde: Ihr wißt von dem Fürsten Bismarck, daß ein wirklicher Herzog sich nichts macht aus verliehenen Titeln. Jesus Christus war ein König, war der Großkönig aller Könige der Welt auch ohne Krone und Zepter; und Hindenburgs Name wird in voller Majestät leuchten, wenn man von den beiden größten Fürsten „dieser Welt", von Nikolaus dem Zweiten und Eduard dem Siebenten, nichts mehr wissen wird, als daß sie willfahriges Werkzeug in der Hand des Satans gewesen sind. Hindenburg aber ist wie Bismarck und wie Friedrich der Große ein treuer Diener seines Volkes und seines Herrn da droben; Hindenburg ist Meister Hämmerlein unter den Zeit- und Volksgekrönten. Und Hindenburg muß unser Führer und Vorbild bleiben, so lange es Deutsche und — Christen in der Welt gibt.

Man hört so oft den Klageruf: „Wenn es einen Gott im Himmel gäbe, so wäre dieses Morden nicht gewesen. Und wäre Christus wirklich für uns gestorben, so hätten jetzt nicht Millionen für das Goldene Kalb zu verbluten brauchen." Aber ist denn nicht das gerade Gegenteil richtig: ist nicht dieser Große Krieg über uns gekommen, weil es einen gerechten und ordnenden Gott droben gibt? Und haben wir nicht alle mehr oder weniger mitgesündigt in Gedanken, Worten und Werken? Müssen nicht „gerade" auch „unschuldige" Mütter und Kinder mitleiden und -sterben, damit sie ein warnendes und erschütterndes Beispiel für spätere Zeiten seien, gleichzeitig aber ein Sühne-

opfer für so viele Ueberlastete und Ueberverschuldete? Und ist es nicht ewig wahr, was die Bibel sagt: daß dein Glaube eitel ist, wenn Christus nicht für dich gestorben ist? Wie kann er aber für dich sterben, wenn du nicht für ihn, d. h. für deine und seine Brüder in Gedanken, Worten und Werken lebst! Wie kann Christus für dich gestorben sein, wenn dich dein Wohlleben, dein Vergnügen und Behagen, deine Genüsse mehr bewegen als die Not deiner ärmeren Brüder und Schwestern! Glaubst du, mit Kirchenlaufen, Gebeteleiern und schönen Redensarten, glaubst du, mit einem Leben, das dich vor Gefängnis und Zuchthaus bewahrt, sei's getan? O nein, mein Freund, so leicht und so billig ist der Dienst im Hause Gottes, die Hämmerleinsarbeit im Tempel des Glaubens und der Liebe nicht! Sondern wer immer treu lebt, auch da, wo es nicht gesehen wird; wer todtrotzend kämpft, auch wenn Unwürdige vor, neben und hinter ihm stehen; wer lachend stirbt, auch wenn Verräter die Todesernte miteinheimsen: der ist ein würdiger Nachfolger Jesu Christi von Nazareth; der darf sich auf Friedrich den Großen, auf Bismarck und Hindenburg berufen; der ist ein rechter Meister Hämmerlein. Und wer der „Kleinste", d. h. der Anspruchsloseste ist in der Pflichterfüllung und Liebe, der wird der Größte sein im Himmelreich!

✠

### Urvergangenheit.

Mein Hausschatz birgt außer einem kugelförmigen Faustthammer, einigen derben Steinäxten und verschiedenen zarten Schabern und Messern aus der Steinzeit jene mit echt Gold gestickte Lederbrieftasche meines Großvaters aus den Befreiungskriegen, wovon ich auf Seite 17 gesprochen habe.

Mir hat die blutige Türkentasche merkwürdige Dinge wiedererzählt: von einem geschickten Lederarbeiter am Goldenen Horn, des Ruhm bei Gläubigen und „Christenhunden" über jeden Zweifel erhaben war. Ein englischer „Franke" stand mit Ali Bey in Geschäftsverbindung und hat das nützliche Schmuckstück einem Pariser Buchhändler überlassen, von dem es ein schlanker junger Offizier um einige Louisdor erwarb. Mit dem zog die Türkin nach Oberitalien, erlebte 1797 den Friedensschluß von Campo Formio und zwei Jahre später den von Lunéville, nachdem der junge Napoleon die alten Oesterreicher bei Marengo aufs Haupt geschlagen hatte. 1804 war sie mit dabei, als der korsische Eroberer in Notre Dame die Kaiserkrone auf sein Haupt setzte. Und ist dann acht Jahre lang kaum von der Seite des Gewaltigen gewichen. Im Dezember 1805 lieferte sie Befehlsblätter gegen die verbündeten Herrscher von Rußland und Oesterreich und ahnte wohl nicht, daß sie sieben Winter nachher ihren Herrn dem slawischen Zaren auf dem Blutfelde lassen würde. Sie faßte drei Wochen nach der Austerlitzer Dreikaiserschlacht im Preßburger Frieden die Selbständigkeit der deutschen Südweststaaten mit ins Auge und half im Heumond des folgenden Jahres mit ihrem Papier die letzten Unterlagen zum Rheinbund entwerfen. Sie sah einen Monat später das Römische Reich deutscher Nation nach tausendjährigem Bestande elend zugrunde gehen und im Herbst desselben Jahres die Vernichtung der gefürchteten Fritzen-Armee, in der sie zu ihrem Bedauern wohl einen preußischen Prinzen, den ebenso leichtblütigen als tapferen Ludwig Ferdinand, aber nicht den König selber fand. Im Winter 1807 bereitete sie sich vor für den längst beschlossenen Russenzug, kam aber diesmal bloß bis Friedland, wo ihr die ersten Kosaken unter Bennigsen gegenüberstanden. Hier war es, wo sich eine Bleikugel auf ihrer schweren Goldschrift plattdrückte, wodurch es ihrem Herrn ermöglicht wurde, noch einmal mit gegen die Oesterreicher, dann gegen die Spanier und endlich nach der heiligen Slawenstadt an der Moskwa zu ziehen. So sah sie noch Aspern und Wagram, kletterte über die Pyrenäen hinab an den Ebro, zog wieder mit den zurückberufenen Rheinbundtruppen durch Frankreich und Deutschland, bog sich vor Zorn, als fern in Ostpreußen ein anderer Offizier des Regiments ein bildschönes Mädchen mitschleppte, sie nachts im Lager vergewaltigte, die Aermste, als sie eine Waffe ergriff, ihre Schande zu sühnen, mit dem Degen durchbohrte und den Leichnam in die Meretschanka warf, die das arme Musikerkind nächtlicherweile durch den Njemen der Heimat zu in die Ostsee trug und es dort weich im Dünensande bettete. Und merkwürdig: beinahe hundert Jahre später traf unsere Constantinoplerin von 1792 im Sande der Mark eine Verwandte jener Unglücklichen, und sie ruhte nicht eher, bis sie mit seidenen und goldenen Fäden den deutschen Erben ihres französischen Herrn, zum Danke dafür, daß er der im Tode noch schönen v. Kapuczinsky ein Vaterunser ins Wassergrab nachgesandt, bis sie den Westdeutschen mit der Preußin verknüpft hatte. Nun liegt die Türkin glücklich und zufrieden zusammen mit einem Paar Kinderschuhchen und einem sauberen Maurerschurz in der festen Truhe des Hausschatzes an der alten Havel. Aber inzwischen erlebte sie den toten Einzug in Moskau, sah den Julfesthimmel im Weltbrandschein, eilte mit Charles Carnot, der sie allezeit wie ein Heiligtum wahrte, durch rasende Winterstürme und blutige Schneefelder dem deutschen Westen zu. Ehe sie den erreichte, traf ihren Herrn an der geschwollenen Beresina der Todesschuß: sterbend nahm er dich an den bleichen Mund, drückte einen Kuß für die Heimat auf die Goldblume und reichte dich dem Waldecker Georg, weil der deinem General ein so treuer Gefolgsmann gewesen. Mit dem kamst du dann in die alte Handwerkerstadt des Cheruskerlands südlich der Diemel. Und ruhtest dort im Sattlertisch von St. Kilian, machtest Umzüge mit nach St. Nicolai, nach Remberti in Bremen und wieder zurück in die doppelt ummauerte Kloster-Gymnasialstadt aus der Karolingerzeit. Deinen zweiten Träger hattest du längst verloren, und der dich dann erbte, schenkte dich seinem Aeltesten, als er in die östliche Ferne zog. Immer triebs dich nach Morgen, woher du vor nunmehr 120 Jahren gekommen . . . Ob du jetzt wohl bei uns bleiben wirst, nachdem du jene Preußenfamilie wiedergefunden, deren Tochter du so gern und ganz sicher gerettet hättest, wenn du mehr gewesen wärest als eine türkisch-französische Reitertasche? Oder ob du in der Folge des für Deutschland so unglücklich verlaufenen großen Weltkrieges von 1914 abermals dem Zuge nach dem Westen bis zur Seine folgen und dich schließlich nach der ewigen Ruhe am Goldenen Horn sehnen und durchsetzen wirst? Ich traue dir viel zu und will deiner Seele ebenso wenig Sklavenketten anlegen, wie ich, der freie Sohn eines freien Geschlechts, sie ertrage!

Was ich selber erlebt habe, ist mehr, als was die Türkentasche sah, obgleich ich nicht halb so alt bin.

Denn in mir sind ganze Geschlechter wieder aufgewacht. Die ziehen mich oft weit hinauf nach dem eisigen Norden: wenn die Wolken ganze Ladungen Schnee vom Himmel schütten, wenn der kalte Nordost Flüsse und Seen in Tanzböden verwandelt, dann hält es die Seele nicht im weichen Nest der „Kultur". Dann will sie hinauf nach dem blanken Pol, wo kräftige Vorfahren im Kampf mit Bären und Wildochsen lagen und sich abends in der Blockhütte Schauermären erzählten von dem feuerschleudernden Hekla und dem glutspritzenden Geyser. Dann möchte sie mittoben und -tanzen und -träumen . . .

Ich war mit dabei, als friesische und dänische Stammesgenossen auf ihren Inseln den Frühling Europas erlebten; ich schnitzte Truhen wie sie und bog Hartdrahtstücke zu Bogen und Schleudern. Und gab in den Lagern den Ton zu den Heldenliedern der Völuspa. Und als Gotonen ostwärts und dann südwärts zogen, da tummelte ich meinen Falben in der vordersten Reihe.

Wir durchzogen ganz Südeuropa und Nordafrika; ich sah die Pyramiden Aegyptens und die Feuerkegel Italiens; ich stritt wider die Mauren in Spanien, obgleich mir diese Heiden als bessere Menschen erschienen, als meine Stammesgenossen waren — kurzum, wo ein Krieg ausbrach, war ich sicher mit dabei. Ich kämpfte in Indien und schlug mich mit allerlei Raubgesindel in Persien. Fand aber überall Gelegenheit — weil ich sie suchte —, der Stimme Gottes im Herzen zu lauschen. Denn was anders trieb mich hinaus in die Eishallen des Nordens, in die Glutkessel des Südens, in die öden Steppen und auf die Himmelsberge des Ostens als die verzehrende Sehnsucht nach dem Licht von oben?! Blind tappte ich durch die Jahrhunderte und Jahrtausende und fand unterwegs manchen Weggenossen, der weiter war als ich, innerlich und äußerlich, und manchen, der noch auf Island zittert oder fern im Süden am Manzanares Sandstaub schluckt . . .

Ich lag nach dem schrecklichen Dreißigjährigen Kriege jahrelang an den Folgen eines Schwedentrankes darnieder und habe diese Roheit des Protestantismus heute noch nicht überwunden, obgleich ich vor dem süßen Gifttrank des römischen Statthalters fast noch tieferes Grauen empfinde. Denn die Tiberschweden verderben Seele und Geist mit ihren Höllengiften . . .

Und war trotz der Erhebung in den upländisch-nordischen „Adelsstand" auf Fritzens Seite im Siebenjährigen Kriege, schlug mich mit Russen und Oesterreichern, mit Ungarn und Franzosen, und fürchtete mit meinem rheinbündlerischen Großvater, daß die Gottesgeißel des Westens uns in eine ebenso kleine und schwache Schar verwandeln würde, wie es zwischen 1618—1648 die umwohnenden Völker mit uns erfolgreich versucht hatten.

Wenn das alles vor meiner Seele in dunklen und wilden Bildern vorüberzieht: versteht ihrs, daß sie sich nach der Ruhe Indiens sehnt? Nicht, als ob sie feige oder matt wäre. Aber sie möchte mit der Welt in Frieden leben, nachdem sie seit Jahrtausenden mit ganzen Völkern blutig gerungen. Und möchte ihren Wandergenossen auf der Suche nach Gott zeigen, was sie Gutes auch an ihren „Feinden" gefunden. Es ist nicht wenig; und um so freudiger bekennt sie das, als sie sich ihrer nordischen Eigenart bis auf den heutigen Tag bewußt geblieben ist. Sie gesteht sogar, daß auch in ihr wie in der gotischen Schwesterseele gleichzeitig die brennende Sehnsucht nach dem sonnigen Süden lebt.

✻

## Bücher als Führer.

Es war an einem schönen Frühlingsabend anfangs der siebziger Jahre, als in einem mitteldeutschen Kleinstädtchen das Söhnlein eines ehrsamen armen Handwerkers den einzigen Buchladen des Ortes mit überscheuen Bewegungen betrat — man hätte fast annehmen können, der Junge habe Böses im Schilde — und mit ebenso bangen als heiß verlangenden Blicken all die schönen Bücher verschlang, die da mit goldenen Buchstaben auf dem Rücken von den Bordreihen herunterwinkten. Der Knabe mußte warten, und so hatte er Muße, die vielen bunten Titel zu studieren; da standen Bibeln, Gesangbücher, lateinische und griechische Lehrbücher, französische „Lexika", Geschichts- und naturkundige Leitfäden und hinten, ganz in der Ecke, karminrot in Leinen gebunden, das Buch seiner täglichen und nächtlichen Träume: Daniels „Leitfaden der Geographie". Gerade in diesem Augenblick kam auch die Buchhändlersfrau hervor, eine freundliche Französin, die sich der Inhaber des Geschäfts aus dem siebziger Kriege als „Beute" mit heimgebracht hatte. „Womit kann ich dienen, Kleiner?" fragte sie mit dem weichen Ton der Pariserin. „Ach, Frau Urspruch, ich, ich —" der Junge konnte vor Verlegenheit und Angst nicht weiter; wie schrecklich, wenn er abgewiesen würde! „Sprich ruhig aus, liebes Kerlchen, was du willst; ich werde dir schon helfen können!" „Ich, ich wollte mal fragen, ob Sie, ob Sie . . . mir wohl die Erdkunde von Daniel verkaufen, wenn ich Ihnen das Geld . . . nach und nach in Fünf- und Zehnpfennigstücken bringe. Ich möchte so gerne lesen . . . reisen, und habe doch kein Geld. Vater verdient so wenig . . . es reicht kaum zu Brot für uns acht Kinder. Ich will Ihnen ganz bestimmt alles bezahlen mit selber verdientem Gelde!" Er wurde puterrot, als ihn die Buchhändlerfrau sinnend und prüfend ansah; er fühlte: sie liebt solchen Mut auf Bücher; aber sie denkt vielleicht auch, ich nehme der Mutter das Geld oder bettele es ihr ab. Drum fuhr er, sich jetzt fast in Worten überstürzend, hastig fort: „Ich verdiene es mir selber, Frau Urspruch, groschen- und pfennigweise auf der Post. Ich gehe jeden Abend, wenn die Wildunger und die Arolser Post kommt, bei die Neustädter Kirche und passe auf, ob Reisende mitgekommen sind. Dann frage ich, ob ich ihnen nicht den Koffer und die Handtasche nach dem Waldecker Hofe oder nach dem Goldenen Engel tragen darf. Selten weist mich einer ab. Manchmal wird mirs recht schwer; aber gewöhnlich kriege ich dann auch noch einmal soviel wie sonst: 10 Pfennige. Heute habe ich nun wieder einen Groschen bekommen; davon wollte ich der Mutter 5 Pfennige geben — sie kann die ewigen Kartoffeln schlecht vertragen und soll für 5 Pfennige Wecke haben — und die anderen 5 — ja, dafür wollte ich mir den Daniel kaufen! — Ich hatte schon einmal 8 Groschen zusammen für den Daniel; die hatte ich mir verdient durch eine Nachtwanderung ins Upland, wohin Vater zwei Post-Eilbriefe hatte bringen müssen. Aber dieses Geld habe ich schon bald zurückgegeben, weil es an Brot fehlte — ich darf wohl nie so viel Geld zusammen haben; sonst geht es immer denselben Weg, und ich kriege nie meinen Daniel . . ." Die Buchhändlerfrau aber küßte den Knaben auf Stirn und Augen und sagte: „Erst kommst du mal mit in die Küche und issest dich ordentlich satt, armer Kerl. Und nimmst deiner fleißigen guten Mutter auch ein Abendbrot mit. Und deinen Da-

niel kriegst du auch, und wenn du jede Woche nur 5 Pfennige bringst. Deine Mutter kommt zuerst; dann Frau Urspruch mit dem Daniel!" — Nach einem Monat war der Daniel bei Heller und Pfennig bezahlt; aber die Buchhändlersfrau hat sicher das Zehnfache des Betrages — das Büchlein kostete damals 1,30 Mark — an die kranke Mutter des kleinen Pfennigzahlers in Liebesgaben zurückgegeben. Man begreift, warum der Junge seine „Schulden" bis auf den letzten Nickel abtragen mußte: sie wollte ihn in der Ordnung halten, an die er gewöhnt schien, und sich selber wollte sie immer von neuem an das Elend der darbenden deutschen Mitschwester erinnern lassen. Und als der kleine Reisende seinen letzten Groschen brachte, da sagte sie aufmunternd: „Kerlchen, wenn du mal den großen Daniel haben willst, so kannst du dir auch den holen. Bücher, soviel als du nur lesen magst. Und alle darfst du mit Nickeln abbezahlen!" — Die gute Pariserin ruht seit einigen Jahren auf dem stillen Friedhof zwischen den Festungsmauern meiner Vaterstadt; wer sich mal dorthin findet und ein Röschen auf ihr Grab legt, der hilft — mir danken. Qu'elle repose en paix. (Sie ruhe in Frieden!)

Im Jahre darauf machte Bubis Vater eine Erbschaft: der Bruder seiner Mutter, Onkel Musikdirektor, war gestorben, und der einzige Sohn des Entschlafenen, ein in Marienwerder beamteter Gymnasialprofessor, überwies dem armen Vetter seines Vaters ganze Habe: ein altes Tafelklavier, viele Noten und Bücher, einige gut erhaltene Kleidungsstücke. Letztere wurden für die Jungs umgearbeitet, und der kleine Kofferträger erhielt das beste Stück: einen matt karminrot gestreiften „Faß" (Jacke). Aber die Bücherkiste mit all den reichen Schätzen uralter Bilderkalender, pädagogischer Romane, deutscher und fremder Klassiker, die und das Klavier mußte Vater trotz aller Bitten und Schmeicheleien, trotz vieler, vieler Tränen verkaufen. Die Not war zu groß geworden, nachdem eine schreckliche und langanhaltende Krankheit die ganze Familie auch körperlich heruntergebracht hatte. Nur Bubi und ein ebenso schwacher jüngerer Bruder waren damals von der Ruhr verschont geblieben. Aber zwei kleinere Geschwister waren gestorben, lediglich, weils an der nötigen Pflege und der entsprechenden Nahrung fehlte. Nicht einmal die Verwandten betraten das polizeilich bewachte Haus: man erinnert sich, daß anfangs der siebziger Jahre die Cholera in Deutschland wütete. Da kann man es wohl verstehen, wenn jeder an sich selber und seine Allernächsten dachte. Die beiden Kinder hatten die ganze Pflege ihrer kranken Eltern und Geschwister allein zu verwalten. Das Essen stellten die Nachbarn vor die Haustür und liefen davon, wenn einer von den Jungen kam, um es hereinzunehmen. Aber Bubi, so entsetzlich dieses Leben für ihn war — er kam sich vor, als sei er lebendig begraben — las Tag und Nacht während ruhigerer Stunden in den Büchern vom Onkel Musikdirektor: kein Kalender, den er nicht von A—Z gekannt, kein Roman, den er nicht durchlebt hätte. Ihm gings jedoch, wie dem jungen Rousseau: er verstand wenig; aber er fühlte alles . . . Aber auch dieses Elend nahm ein Ende und damit die heimliche Freude an Onkel Wackers Büchern. Als Vater wieder hinaus durfte, da war sein erster Gang zu Buchhändler Urspruch, der ihm die paar Kisten Bücher für einige Taler abkaufte, obgleich er selber nichts damit anzufangen wußte: man war damals noch nicht so erpicht auf Erstausgaben wie heute. Jedenfalls nicht in Corbach. Nur Bubi hatte eine Ahnung. Tagelang und Wochen hindurch umschlich er das Haus seiner Bücher-Gönnerin, bis er endlich wieder den alten guten Mut der Angst und des Verlangens vom vorigen Frühling hatte und im Laden sein „Holla" rief. „Liebe Frau Urspruch, Sie waren immer so gut zu mir, — wollen Sie mir wenigstens ein einziges Buch aus Onkel Wackers Kiste wiederverkaufen?" — „Und welches, Kleiner?" — „Irgend eins, wenns nur ein Buch vom Onkel Musikdirektor ist!" — „Komm mit, Junge." — Nun kramte er auf dem Boden: das erste, woran er haften blieb, war Pestalozzis „Lienhard und Gertrud". — „Dies hier, Frau Urspruch; darf ichs nehmen? Und was solls kosten?" — „Weils von deinem Onkel ist, kostets gar nichts. Aber du mußt es auch mehr als einmal lesen und womöglich selber so ein Pestalozzi werden!" Und wieder hatte er Muttern ein Körbchen Speise und Erfrischung mitzunehmen. — Erst viele, viele Jahre später ist er wieder zu Frau Urspruch gekommen, und diesmal fragte der Mann, der inzwischen wirklich zum Pestalozzi-Jünger geworden war und manchen Lienhard für seine Gertrud zurückgewonnen hatte, fragte der junge Lehrer nach dem Preise aller drei Kisten vom Onkel Wacker. „Lieber Herr, die hat leider mein Mann ohne mein Vorwissen an einen Leipziger Althändler verkauft. Alle Versuche meinerseits, die Bücher wiederzubekommen — denn ich wußte, daß Sie wiederkommen würden — sind fehlgeschlagen: sie waren inzwischen in öffentlicher Versteigerung vereinzelt!" Dem jungen Schulmeister kamen die Tränen in die Augen, über das „Herr" — war ihm doch die Frau wie eine Mutter geworden, von der man das „Du" heischt all sein Leben lang! — und über die verlorenen Bücher vom Onkel. Denn auch sein „Lienhard" war verschwunden: der hatte wegen seines ehrsamen und schönen Altväter-Gewandes einen unehrlichen Liebhaber gefunden. „Aber ich werde nie vergessen, liebe Frau Urspruch, was Sie einst dem kleinen Hungerleider gewesen", stammelte er und verließ traurig den Laden . . .

Soviele Bücher, wie Onkel Hermann besessen, mußte auch Jung-Pestalozzi haben, und er würde Sorge tragen, daß sie nicht dereinst nach seinem Tode auf dem Boden vertrauerten und schließlich von dem rohen Althändler an gierige Buchhamster verhandelt würden. Aber woher solche Schätze nehmen?! Er hatte als Lehrer 600 Mark Jahresgehalt, sollte davon „standesgemäß" leben, einige hundert Mark Schulden abtragen und von Zeit zu Zeit auch den armgebliebenen Eltern eine Unterstützung geben. Auf die Post konnte er doch nicht mehr gehen und Reisende ansprechen; denn sein Dorf lag stundenweit von der Stadt entfernt einsam im Gebirge. Jetzt kam die Post zu ihm, aber wöchentlich nur zweimal, und es war ein alter Mann, der selber gern einen Nickel nahm. Also fragte er bescheiden bei der Zeitung seiner Kreisstadt an, ob er nicht dann und wann gegen eine kleine Entschädigung allgemein gehaltene Ortsnachrichten senden dürfe; er wollte aber nicht Geld dafür haben, sondern Bücher, alte und neue. Vielleicht besorge ihm die der Herr Schriftleiter jedesmal am Ende des Vierteljahrs. So wurde Jung-Pestalozzi — „Zeitungsmitarbeiter". Und verdiente als solcher im ersten Vierteljahr für 100 Druckzeilen 3 Mark. Im zweiten waren es schon 10 und im dritten gar über 20 Mark. Und nun gings an Bücherkaufen für Zeitungslohn. Die ersten, die herbeikamen, waren Pestalozzis „Lienhard und Gertrud", Schefers „Laienbrevier" und Sallets „Laienevangelium".

Mit denen stieg er nun täglich auf den Berg und vertiefte sich in die Weisheit des „Pantheisten", des „Rationalisten" und des Tatchristen . . . Dann wurde Rosegger erstanden, die „Schriften des Waldschulmeisters"; Humboldts „Ansichten der Natur", Bunsens „Gott in der Geschichte". Nach und nach auch die Klassiker alle: Goethe, Schiller, Lessing, Shakespeare und so weiter. Niemals ist unser junger Schulmeister auf den Berg gestiegen, ohne ein gutes Buch in der Tasche, und niemals wieder herabgekommen, ohne irgend etwas laut gelesen und durchdacht zu haben. Und die köstlichsten Perlen dieser Stunden auf der Höhe zog er zu zierlichem Geschmeide auf in kleinen blauen Sammelheftchen ... Die „Germanenbibel" ist später daraus geworden . . . Aber ich würde glauben, etwas versäumt zu haben, wenn ich nun, nachdem mir schließlich das Herz doch übergelaufen ist, nicht bekennen wollte, daß mir trotz aller Sünden, die die Schule und die Kirche durch einen ganz verfehlten Religionsunterricht auf sich und uns geladen hat, doch die alte Juden- und Christenbibel ein göttliches Buch in des Wortes schönster Bedeutung geblieben ist. Ich lasse sie nicht alltäglich werden in meinem Hause; aber wenn ich sie vornehme, dann ziehe ich meine Schuhe und Strümpfe aus. Denn dann bin ich mit Mose und Christo auf heiligem Lande. Und Goethes „Wilhelm Meister" nebst dem „Faust", Nietzsches „Zarathustra" und Wagners „Ring des Nibelungen" sind mir ebenfalls „heiliges Land". Und alle Schriften großer Völker und großer Zeiten. Also stehen da ebenfalls in meinem Büchertempel die Upanishaden und die Bhagavad Gita des Veda, die Sprüche des Konfutse und die „Suren" Muhameds, das „Gastmahl" Platos und die „Selbstbetrachtungen" Marc Aurels, der „Talmud" der Juden und die „Göttliche Komödie" Dantes, die „Grashalme" Walt Whitmans und die „Essays" von Emerson. Und sie stehen nicht bloß da, sondern sie werden auch gelesen und nach Möglichkeit gelebt . . . Manche ernste und schwere Stunde ist dem ehemaligen Führer von Reisenden leicht und lieb geworden durch die Nachfolger jenes, den die Buchhändlersfrau von Corbach für ihren Schützling aufbewahrt und doch nicht hatte retten können. Die Bücher sind tatsächlich Jung-Pestalozzis Führer durchs Leben und seine besten Freunde geworden. Sie leben mit ihm, und er spricht mit ihnen, als hätte er seinen Vater und seine Mutter, seine Frau und Lebensgefährtin neben sich; sie mildern sein Leid und verdoppeln seine Freude; sie verbinden ihn mit der Vergangenheit und schauen mit ihm in die Zukunft: sie versöhnen die fernsten Völker und nähern die entlegensten Zeiten. Sie führen ihn mitten in die Ewigkeit . . .

## Erlebtes und Erstrebtes.

Vier Kriege unseres Volkes fallen in meine Lebenszeit, und den vorletzten davon, den deutsch-französischen, habe ich als sechs- bis siebenjähriger Knabe auch innerlich durchlebt. Denn da war ja ein Onkel von mir, den ich sehr liebte, weil er so packend von 1864 und 1866 zu erzählen wußte, abermals mit hinausgezogen und hatte mir einen lebendigen Franzosen versprochen. Auf den warteten wir nun, wir Schulmätze von „O Straßburg, der wunderschönen Stadt" und „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" Statt dessen brachte man uns einen toten Vetter, der am 30. Erntings 1870 bei Beaumont (Arrond. Sedan) mit seinem Leibe den Weg zum Throne Napoleons des Dritten hatte bahnen helfen und dabei den Heldentod fürs Vaterland erlitten hatte. Und als sie Karl Schwaners zerschossenen Körper unter der Teilnahme des ganzen Eisenberger Kreises zwischen den alten Festungsmauern meiner Vaterstadt bestatteten, einige Tage später, nachdem der müde, kranke Bonaparte seinen Degen in die Hand des alten Heldenkönigs Wilhelm von Preußen hatte legen lassen, da gelobte ich mir unter heiligen Schwüren, wie sie halt nur ein begeisterter Knabe schwören kann, und mit Tränen in den Augen, dereinst auch ein tapferer Soldat zu werden und mir selbst den rothosigen Franzosen zu holen, falls Onkel Karl Weber sein Wort nicht halten sollte. Im Spätfrühling 1871 ist mein Onkel, zugleich mit meinem liebsten Lehrer, aus dem blutigen Westen zurückgekehrt. Aber einen Franzosen hat er uns nicht mitgebracht: die hatte man ihm alle weggenommen und hatte sie auf Schloß Waldeck eingesperrt, der „Burg im Tal, wo hold ihr Gold die schlanke Eder durch Obstgefilde rollt". Und in nächster Nachbarschaft, vom alten Eisenberge für uns Jungens mit dem bloßen Auge zu erreichen, saß auf Schloß Wilhelmshöhe der Mann, der schuld daran war, daß Vetter Karl nun nicht mehr lebte, daß Onkel Karl so oft vom Husten geplagt wurde, und daß unserem Vaterfreund in der Schule von Zeit zu Zeit die sonst so frische und frohe Stimme stockte. Und von den nahen Bergen der Corbacher Hochebene wie von denen des fernen Uplandes loderten einige Monate später, am Jahrestage der Schlacht bei Sedan, die Feuer; brennende Räder und Fässer rollten zu Tal, und es durchschauerte uns wie zur Kriegesweihe, als der fromme Geistliche die Worte sprach:

„Des Flammenstoßes Geleucht facht an —
Der Herr hat Großes an uns getan!"

Jahrelang hat meine Bürgerschul- und selbst noch die Gymnasialzeit unter dem Zeichen des Krieges gestanden: wir Neustädter von St. Nikolai „spielten" unter uns „Deutsche und Dänen" und bereiteten uns in diesem harmlosen Ringen vor zu den ernsthafteren „Kriegen" mit Jungens der Altstadt St. Kilian; ja wir zogen zu Felde auch gegen die Nachbardörfer. Gewiß hats da manchen Puff und Stoß gegeben; blaue Flecken und Schmisse galten jedoch als Ordenszeichen und ehrten den Empfänger wie den Spender; aber immer sorgten unsere Eltern und Lehrer, daß wir uns wieder zu Frieden und gemeinsamer Freude: am Johannistage zum Schulfest, am Sedantage zum Bergfeuer, am 22. Lenzing zum Kaiserfest die Hand reichten. Dann schmückten Blumen und Tannreis unsere Mützen und die Locken der Mädchen, und die feurigsten unter uns standen auf dem Schulpult oder auf dem Erdwall der Marke und trugen vor:

„Droben vom Waldsaum nieder ins Tal
Dreimal schmettert Trompetensignal."

Und wenn wir in buntem Zuge um Johanni durch die Straßen zogen, den „Flintenlauf" der Turnstange gesichert durch einen feuerroten Nelken- oder Rosenstrauß, die Mütze bebändert mit Schwarz-Rot-Gold oder Blau-Gold, wenn wir „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" durch die alte Landstraße schmetterten und vom alten Kilian der Chor der Bläser: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" hinab auf den menschenübersäten Markt und hinauf zum leuchtenden Himmel schickte, dann fiel die ganze Gemeinde ein in den Vaterlands- und Dankgesang, und es durchrieselte uns, daß wir noch heute wieder jung und frisch werden, wenn Schnecken-

burgers Donnerfang oder Neanders Dankgebet zum Höchsten klingt.

*

Zwanzig Jahre später. Die Zeit ernster religiöser Gedanken. Und abermals wieder eine Kriegszeit. Die bis heute trotz allen Parteigetöses um Schwarzblau und Rotgelb und Schwarzgrün noch nicht abgeschlossen ist. Man braucht nur die Namen Kalthoff, Steudel, Drews, Jatho, Traub zu nennen. Und doch war die damals wesentlich verschieden von der Religionsbewegung der Heutigen, denen es mehr auf die geschichtliche Treue als auf die innere Wahrheit, mehr auf den Verstand als auf das Gefühl, mehr auf das Eigenrecht als auf die Gesamtseele ankommt. Damals, im September 1890, lagen vor den Toren Leipzigs im Manöver u. a. auch Großenhainer Husaren, die wir Kenner des deutschen Schrifttums schätzen als die Ehrentruppe Moritz v. Egidys, Georg v. Omptedas und Wilhelm v. Polenz'. Der erste von diesen Dreien, dem der stramme Dienst und die Feldzüge von 66 und 70 weder das Hirn, noch das Herz verballert hatten, der all sein Lebtag nicht bloß ein schneidiger, sondern auch ein frommer Soldat gewesen war, ritt an einem hellen Spätsommertage wie der fromme Ritter Albrecht Dürers zwischen Tod und Teufel hindurch stracks vor das Haus des Bücherverlegers Otto Wigand, band sein Pferd an, schritt durch die Reihen der erstaunt die Uniform prüfenden Hausdiener zum Herrn des Hauses, dem er eine an Umfang nicht allzu gewichtige, an Inhalt aber zentnerschwere Handschrift zum Druck anbot — die „Ernsten Gedanken". 1000 Stück könne man ja mal wagen, meinte Wigand, nachdem er das Heft durchblättert hatte. „Was?" fuhr Egidy auf, „1000 Stück? 100 000! Und kein Stück weniger!" Der Verleger ist vor Schreck fast vom Stuhl gefallen — aber es geschah, wie Egidy bestimmte. Zwar bekam der mutige Reiter gegen die Kirche alsbald seinen Abschied: auch die Duzfreundschaft mit dem Königssachsen-Albert hatte ihn nicht vor dem Schicksal aller Heilsträger bewahren können: der Verbannung aus Vaterland und Vaterhaus. Wer Gott sucht, muß dem Staat und der Kirche Lebewohl sagen, wie wir nicht bloß von Abraham, von Jesus und von Luther wissen. Aber die „Ernsten Gedanken" gingen in immer neuen Auflagen unters deutsche Volk, gingen in Hütten und Paläste, in Schulhäuser und Pfarreien, in Fabriken und Burgen und machten auch vor den Reichsgrenzen nicht Halt. Ueberall jubelte man dem Manne zu, der Huttens Worte hervorholte: „Ich habs gewagt", und der die „Ernsten Gedanken" mit ihrer Forderung eines

Einigen und Lebendigen Christentums ohne bindenden Glaubenssatz

ergänzte durch ein Leben, das er selber am schönsten schildert durch eine Briefstelle aus dem Jahre 1890:

„Mein ganzes Dasein (von Kindheit an) ist eine Betätigung meiner mich in jeder Sekunde beherrschenden religiösen Empfindungen — mein ganzes Leben ist ein Gottesdienst. Dabei darf ich sagen (Sie verstehen, daß ein Mann meines Schlages kleinlicher Ueberhebung entwachsen ist), daß ich Berufsmensch war wie wenige, Soldat vom Scheitel bis zur Zehe, toller Soldat; in allen Kreisen, in die das Leben mich stellte, obenan schwimmend; der heiterste Mann, den sie sich denken können — das werde ich — vielleicht — auch wieder etwas werden — jetzt stehe ich ganz unter dem Zeichen furchtbarsten Ernstes. Zudem nenne ich ein Hauswesen mein und leite es — geistig wenigstens —, das auch ein Gottesdienst von früh bis abend ist — eine Frau . . . bewährt in den ernstesten Lebenslagen — zehn Kinder von zwanzig bis zwei Jahren — der Aelteste ist seit zweieinhalb Jahren Seekadett, sandte gestern den Eltern einen Gruß von der obersten Spitze der Cheopspyramide; er ist mit dem Uebungsgeschwader im Mittelmeer. Die beiden folgenden Töchter, 18 und 17 Jahre, sind zur Zeit meine treuesten Arbeitsstützen — folgen sieben andere (fünf Knaben, fünf Mädchen). Alle vom lieben Gott gnädigst ausgestattet mit geistigen und körperlichen Gaben — — — wir sind überaus glückliche Eltern."

Acht Jahre lang ist Egidy dann als ein Heilsträger unserer und kommender Tage durch die deutschen Gaue gezogen, hat die neuen Pfingsten ernsten Wollens und ernster Tat gepredigt und ist schließlich als ein rechter Soldat Gottes im Julmond 1898 auf der Wahlstatt gegen die politischen Parteien gefallen. Aber sein weißes Banner, auf dem in goldenen Buchstaben das Wort „Versöhnung" leuchtete, und das über ein Jahrzehnt am Boden lag, weil sie alle mutlos geworden waren, die zu Lebzeiten um den Meister gestanden, es soll mit dem blaugoldenen des Hakenkreuzes allezeit den Volkserziehern voranflattern.

Wir wollen Egidys Testamentsvollstrecker sein!

Ob wir ein Recht dazu haben, in solch hohe Gefolgschaft zu treten? Ob insbesondere ich ein Recht habe, so zu sprechen? Nun, die Steine würden reden, wenn wir schwiegen, wo es sich abermals und immer wieder um die Heiligtümer des deutschen Volkes und der ganzen Menschheit, wo es sich um die Religion handelt. Und ich bin kein Stein! Auch ich bin ein Mensch, dessen ganzes Leben in Familie und Freundeskreis, bei der Arbeit wie der „Muße" Gott und den Brüdern geweiht ist. (Auch mir wird man glauben, daß „ein Mann meiner Art kleinlicher Ueberhebung entwachsen ist.") Ich habe gewiß oft gefehlt und war nicht immer auf dem rechten Wege; ja, ich tappe noch heute gelegentlich im Dustern und Dunkeln; aber niemals konnte ich los von dem Christus aller Zeiten und Völker, und immer war mir der Gotteshusar von Großenhain das leuchtende lebendige Vorbild. Lehmann-Hohenberg hatte mich ihm zugeführt, auf einen Brief hin, den ich nach dem Studium der „Ernsten Gedanken" und des ersten Heftes vom „Einigen Christentum" an den Kieler Geologieprofessor gerichtet hatte mit dem festen Versprechen:

„Ich helfe mit!"

Von da ab waren dann öfter Briefe aus Kiel und Berlin gekommen. — Egidy wohnte um 1903 in Moabit, in der Dreysestr. 4. Und ich wurde der Beiden Schriftleiter bei den „Kieler Neuesten Nachrichten" und bei der „Versöhnung", nachdem ich wegen meiner Werbearbeit für ein Einiges Christentum der Versöhnung zwar nicht bei den upländischen Bauern und Handelsleuten, wohl aber bei den Herren Geistlichen „unmöglich" geworden war. Mein „Jahresring" zählte damals die Nr. 30; für das Leben der Großstadt und die Welt des Westens war ich ein Kind, wie Salomo, als er berufen wurde, ein Volk zu regieren. Und das Herz wollte zu allem, was Menschenantlitz trug, weshalb es auch so oft verwundet und zerrissen wurde, schließlich aber doch immer wieder seinen Schlag auf die Uhr des Großen Baumeisters Aller Welten stellte. Und als mich 1896 mein Lebensschicksal nach Berlin führte und am 1. Heumonds 1897 in schwerer Zeit die erste Nummer des „Volkserziehers" hinaus ging, da

hat Egidy diesem Blatte der deutschgesinnten Neuformer seinen Segen mit auf den Weg gegeben und hat den „Volkserzieher" schon im folgenden Jahre trotz mancher Einwände — die bei so herkunftsverschiedenen Menschen ja nicht ausbleiben konnten — „das andere Egidyblatt" genannt. Und hat noch vom Sterbebette her die letzte Bekanntmachung an die Seinigen — über das Erscheinen der „Versöhnung" — durch den „Volkserzieher" erlassen. Am 28. Julmonds 1898 stand ich mit meiner Frau in der stillen Villa der Großen Weinmeisterstraße zu Potsdam am offenen Sarge, einer anderen Frau die Hand reichend mit der Bitte: „Lassen Sie uns in Seinem Geiste gemeinsam weiterbauen!" Und am letzten des Wintermonds, bei kaltem Schneewetter, begruben wir ihn, den Ritter ohne Furcht und Tadel, den Streiter für das Neue Reich Gottes. Und pilgern seitdem immer an ernstesten Tagen nach Potsdam auf den stillen Friedhof im Südosten zu der Ecke am Wege nach Saarmund, wo auf rotem Granitblock der Mark die wenigen, aber dieses Leben einzig bezeichnenden Worte in Erz eingelassen sind:

Liebe ist Kraft.

✠

## Eine Mutter.

Mit Leib und Seele war sie Malerin gewesen, beinahe zwei Jahrzehnte. Seit ihrer Einsegnung hatte sie mit ihrer geistigen Mutter, einer vorzüglichen Bildnismalerin, Wohnung, Neigung und Arbeit liebevoll und ernst geteilt. Zur Künstlerin von Ruf fehlte ihr nichts als die Oeffentlichkeit, vor der sie jedoch zurückwich, wie vor einem unberechtigten, zudringlichen Blick. Denn wenn sie vor einem Menschen oder einer Landschaft saß und das Bild auf die Leinwand brachte, dann gab sie in die Linien und Farben auch Seele von ihrer eigenen reinen Seele. Und diese Seele hatte Zartnatur: sie vertrug nicht einmal das Betasten mit dem Auge.

Mit derselben warmen und treuen Hingabe war sie viele Jahre hindurch einem großen Kreise eifriger Kunstjüngerinnen Erzieherin, Lehrerin und Freundin. Und keine ging fort von ihr, die nicht durch sie von einer tiefen beglückenden Freude an der Kunst erfüllt worden wäre. Sie selber aber wurde bei diesem ständigen Geben innerlich millionenreich. Vor einem Uebermaße an anderen Dingen und Schätzen bewahrte sie eine geradezu sündhafte Bescheidenheit.

Im geistigen Verkehr mit den Werken der besten zeitgenössischen Schriftsteller, von denen nur Keller und Egidy genannt werden sollen, fand sie, was sie außerhalb ihres engeren Berufes für den inneren Menschen nötig hatte.

So war ihr Lebensfrühling dahingegangen, ernst und doch reich trotz aller Abgeschiedenheit vom Mann. Auch der Sommer schien in dieser strengen Fraulichkeit sich fortsetzen zu wollen . . . Da war es eines Tages über sie gekommen wie ein unwiderstehliches Bitten, wie ein süßes trautes Anklopfen und doch wie ein alles überwältigender Sturmwind . . .

Er war Schriftsteller und als vereinsamter Witwer und Vater eines mutterbedürftigen Knaben durch eine schwere Leidensschule gegangen. Diesen Mann hatte sie einst im Kreise ihrer Verwandten flüchtig und doch ergreifend kennen gelernt. Nach einem einzigen Worte wußten beide, daß sie sich mehr angingen, als alle die anderen, die sie jahrelang kannten. Nach wenigen Briefen hatten sie sich im Du, nach einigen Monaten im Bunde fürs Leben gefunden. Und der kleine herzige Blondkopf hatte sie mitgeheiratet: „Weißt du noch, Mutter? Damals, als wir Hochzeit hielten?"

Nur einen Vorbehalt hatte sie ausbedungen, als sie die zarte Frauenhand für immer in die seine legte: daß sie auch fernerhin der Kunst dienen dürfe. Freudig hatte er, der selber all sein Lebtag so hungrig nach Schönheit und Seelenruhe gewesen, dieses selbstverständliche „Opfer" gebracht — er hätte noch viel mehr versprochen und gehalten, da ihr eigenes Opfer ihn über alle Maßen reich gemacht hatte.

Nach zweijährigem gemeinsamem Wandern war eines Morgens ein kleines Menschenmädel hereingeschneit: das Malerinkind zum Schriftstellerbuben. Am Tage vorher hatte die junge Mutter noch ihre Schülerinnen um sich gehabt, und am Geburtstage der Tochter mußten die Schülerinnen durch Rohrpost abbestellt werden. Von der Kunst hatte sich die eifrige Lehrerin nicht eher trennen können, bis ein neuer Mensch höhere und ältere Rechte gebieterisch forderte. Das Kinderband ist eben, so widerspruchsvoll das klingen mag, älter als das Vater-, Mutter-, Bruder- und Schwesterband . . .

Von dem Tage an kämpften in dem alles hingebenden Weibe Mutter und Künstlerin einen schweren, harten Kampf. Nicht, als ob sie etwa ihr Kind nicht geliebt hätte: sie hatte es sich ja mit heißer Inbrunst und Marienunschuld Tag und Nacht gewünscht; aber sie trug Sorge, ob sie selber ihrem Mädel dereinst auch noch die geistige und künstlerische Mutter sein könne, wenn sie jetzt jahrelang körperlich und seelisch restlos sich hingebe.

Nach Jahresfrist hatte sie ihre Malschule wieder eingerichtet. Mann und Hausgenossen nahmen ihr während der Unterrichtsstunden das Kind verständnisvoll und liebend ab. Aber ihre Freude über den wiedergewonnenen lieben alten Beruf blieb nur ein mattes Glück. Ersichtlich nahmen die kaum wieder erstarkten Kräfte ab, und die heimlichen Tränen verrieten, daß sie für beide Berufe wohl Liebe, aber nicht Kraft genug habe. Und dann kamen wieder Klagen, Selbstbeschuldigungen über die eigene Hilflosigkeit und Gewissenlosigkeit.

Da hat sie einst ihr Gefährte nach einer schweren Stunde liebevoll an sich gezogen und ihr mit sanften Worten eine kleine Mutterpredigt gehalten: „Weil du Schönheit und Wärme in mein Leben bringen solltest, darum bat ich um deine Hand. Du gabst sie mir und hast damit einen Menschen, dem jahrelang kein Himmel mehr gelacht, dem Leben wiedergegeben. Hast ihn neugeboren zu höherem Fluge des Geistes und zu ernsten Taten im Dienste der Menschheit. Ist das nicht auch Kunst und ists nicht höhere Kunst als das Dichten, Malen und Meißeln? Kann die Abschrift wertvoller sein als die Urkunde? Alle Kunst, so hoch ich sie schätze, ist doch immer nur Abschrift vom Leben des Menschen. Sieh dir dein Kind an — kann ein gepinselter Engel des großen Rubens und selbst Raffaels dich mehr hinreißen als diese kleine Göttin an Unschuld, Reinheit, Schönheit und Hoffnung, die Gott aus dir geboren? Ists nicht also, daß ein Meisterbild zwar seinen Schöpfer wie den Beschauer reich beglücken kann, daß aber der lebendige Mensch nur durch den lebendigen Menschen erlöst wird? Und in jedem Menschenkinde liegt der Keim zu einem

Erlöser: in jeder reinen Mutter schlummert ein GOTT. Wirds dir klar, daß eine liebende und weltbewußte Mutter mehr bedeutet im Hause der Menschheit als der größte Künstler, der ja auch erst von einem Weibe geboren werden mußte? Hast du dein Kind erst so weit, daß andere — in der Schule — beim Erziehungswerke dich unterstützen dürfen, ohne daß der Kleinen ein ernster Schade droht, dann wirst du noch größeren Zug zu Bildern vom Farbenbrett haben, als dies früher je der Fall gewesen!"

In stillem Begreifen und tiefem Verstehen schaute sie ihm in die Augen. In dieser Stunde hat sie den Ihren zum Opfer gebracht, was bis dahin ihr Leben reich gemacht hatte. Sie brachte dies Opfer freudig; wenn auch später die Erinnerung an die Zeit ihres eigenen künstlerischen Schaffens oft von leiser Wehmut durchzogen wurde. Selten griff sie nur noch zu Pinsel und Malbrett; doch was sie in solchen Tagen im Bewußtsein des ungezwungenen, freien Berufsmenschen geschaffen, das ist das Vollendetste ihrer Kunst geworden. Denn die Malerin war zur Lebenskünstlerin emporgewachsen . . .

✲

**Eine Künstlerin.**

Erstes Bild: Eine Tischlerwerkstatt im Norden Berlins um die Wende der zwanziger und dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Vor der Hobelbank ein Bilderhändler mit Mappe, aus der er Stich um Stich vor dem Meister ausbreitet, der alles mit liebendem Kennerblick prüft und sich einige der feinsten Klassiker auswählt. Zwischen beiden ein halbseitig gelähmtes, aber wunderschönes Mädchen, mitgenießend und mitwählend: die zukünftige Malerin, die Künstlerin aus eigener Kraft und eigenem Willen . . .

Zweites Bild: Das enge Klassenzimmer einer Töchterschule. Der Lehrer zeigt mit Hochachtung und fast mit Scheu seinen Mädchen die sauber und künstlerisch gezeichnete Kopie (Nachbild) einer Madonna (Mutter Gottes), dabei auf die dunkeläugige Kleine deutend, die wir schon in der Werkstatt der Rosenthalerstraße kennen lernten. Und wer in das Bild der schuljungen Künstlerin selber hinein sah, der fand darin die lebende Madonna — Schönheit wird nur aus Schönheit geboren. Und man hat die bestimmte Zuversicht, dieses Kind da wird im ganzen Leben eine der Kunst geweihte Priesterin bleiben, sie wird eine Heilige sein.

Drittes Bild. In der Werkstatt eines derzeit hervorragendsten Zeichners steht unsere junge Freundin, um Aufnahme in den Schülerkreis bittend. Zwar hat sie keine klingende Münze, um die Aufnahme zu ermöglichen; aber eine Mappe ihrer eigensten jugendlichen Schöpfungen, glaubt sie, werden ihr die Pforten zu diesem ersehnten Paradies öffnen. Sie fühlte ja so sicher die Kraft in sich, es diesem vom Glück auserwähltem Kreise lernender Männer gleich tun zu können. Das hatte die kaum Sechszehnjährige bewogen, diesen kühnen Schritt zu tun. Und nun . . . Ein warmes Lob des Meisters über diese so vielversprechenden Arbeiten und die Hoffnung, daß sie sicher etwas Tüchtiges im Leben leisten würde, aber gleichzeitig die Ablehnung: „Ich habe nur junge Männer zu Lernenden." In jener Zeit war es für die Frau fast unmöglich, herauszutreten aus den enggezogenen Grenzen des Alltäglichen. Eiserner Wille gehörte dazu, immer aufs Neue gegen verschlossene Türen zu stoßen, bis sie sich endlich auftaten.

Viertes Bild. „Anno 1840" steht auf der Leiste. Ein glänzendes Bild gegen das vorige: der Meistersaal eines großen Künstlers. Als Besuch vor dem Gewaltigen eine Frau aus den höchsten Kreisen — man belehrt uns: die Gräfin Sophie Schwerin — für die angehende Künstlerin als Schülerin um einen Malstuhl bittend. Diesmal lautete die Antwort bejahend, bejahend der Gräfin und des Geldes wegen. Trotz aller Verbindlichkeit gegen die hohe Fürsprecherin läßt der Professor aber durchblicken, daß ihm „Malweiber" verhaßt sind. Der Vertreter des Fach- und Geschlechtspaschas gegenüber der werdenden Eigenen Frau, gegenüber der Neuen Frau, die bei höchster Befähigung nicht mehr „selbstverständlich" an den Kochtopf oder an den Strickstrumpf gewiesen wird, weil sie arm ist.

Fünftes Bild. Wieder zwei Jahre später. Im Schloß der Gräfin Schwerin auf dem Ruhebett der gnädigen Frau, bleich und leblos hingestreckt, unser Liebling, daneben händeringend der Vater und der besorgt forschende Arzt. Man hört: „Totenmasken gezeichnet nach der Natur! Vor Entsetzen Schwindelanfälle. Dazu Bleichsucht. Und die Lehrzeit im Meistersaal. Daneben aber das nimmer ruhende Nachbilden und Zeichnen zu Hause. Ruhe, Ruhe! Und mehr Schonung!" — Gewiß, für alles das wird die Gräfin eintreten: die Kleine ist ihr selber und der halberwachsenen Gräfin Tochter längst zur unentbehrlichen Freundin und Lehrerin geworden. Auch der Arzt wird helfen: wußte er doch ohne Bericht des Vaters, welch reine Jugend hier vor der schweren Zukunft in die Knie gesunken war; wußte er doch auch, daß aus solchen Prüflingen die Vorsehung ihre stärksten Stützen nimmt.

Sechstes Bild. 1845 gezeichnet. Ein Dachstübchen im Osten von Berlin, anscheinend Luisen-Ufer. Die junge Künstlerin hat Besuch: Dr. Simon, den Liebling am Königs- wie auf dem Arbeiterhofe — wir lernten ihn im fünften Bilde kennen — heute Dr. Simon als Seelenarzt. „Ihre Kunst, liebes Fräulein, ist Jungfrauendienst. Nichts Geringes oder gar Herabsetzendes ist damit gesagt; im Gegenteil, das Höchste, wonach der Künstler streben kann. Das haben Sie in kindlicher Unschuld vorweg genommen: die Reinheit des Gegenstandes, entsprechend der Reinheit Ihrer unverletzten Seele. Aber der Künstler soll auch ein Wissender sein. Er muß eine Weltanschauung haben. Muß eine feste Stelle zu den letzten und ewigen Dingen finden. Muß Gott wissen! Hinter alledem ist mehr, als die Kirchen und ihre Priester uns sagen. Dem Künstler aus Gottes Gnaden ist das armseligste Blümchen eine höhere Offenbarung als alle biblischen Weissagungen zusammen genommen. Denn das lebt — Worte aber sind Worte. Für mich, der ich auch Künstler werden wollte, lautet die bekannte Johannesstelle so: „Im Anfange war das Leben. Und das Leben war Gott. Und das Leben wurde Form in der Natur. Die Natur ist Gott!" Wenn Sie das begriffen haben, junge Freundin, dann haben Sie die höchste Stufe der Künstlerschaft erreicht. Vielleicht ist Ihnen dieses Büchlein, in das ich meinen Namen zum Andenken schrieb, ein Wegweiser dazu. Sollte Ihnen aber jemals auch Sallets „Laienevangelium" und Schefers „Laienbrevier" versagen, dann hilft Ihnen vielleicht wieder ein einfaches Veilchen oder eine königliche Rose. Veilchen und Rosen, als die liebsten Kinder der Natur, können Ihnen des Daseins letztes Geheimnis enthüllen: den Willen zur Vollkommenheit in der Schönheit der Natur. Sie selbst sind solche Rosenknospe. Und wenn Sie den Blick öfter

auch dahinein versenken, wenn Sie nie die Verbindung zwischen Ihrer inneren Rosenwelt und der da draußen verlieren, dann werden Sie die höchsten Stufen der Menschheit erreichen und inne behalten!" — Dieses äußerlich anspruchslose Meisterstück nennen wir das Rosenbild: das leuchtende Auge der Künstlerin verrät, daß sie den Doktor verstanden hat und daß Rosen das Wahrzeichen ihrer königlichen und göttlichen Kunst sein werden.

*

Hier muß ich leider eine ganze Reihe von Bildern überschlagen: wie der Geheimrat Waagen die Malerin im Museum beim meisterwerten Nachschaffen eines erstklassigen Madonnenbildes fand, wie er sie mit Kaulbach und Humboldt bekannt machte und sie außerdem bei Hofe als ausgezeichnete Malerin empfahl; wie Kaulbach, der sich wahrlich nicht um Menschen zu reißen brauchte, die Künstlerin zur Nachbildung des „Babelturmbaues" und der „Zerstörung Jerusalems" anreizte und solche Freude an den wohlgelungenen Neuschöpfungen hatte, daß er in ihre „Zerstörung" zur Belohnung und Auszeichnung eigenhändig den notentragenden, singenden Engel setzte — er, der aufdringliche Prinzessinnen wie Schulmädchen anknurrte und abwies! — wie die Kleine zur Königin Elisabeth befohlen wurde und später zu dem freundlichen Kaiser Wilhelm dem Ersten und zu seiner mehr zurückhaltenden Gemahlin Augusta, wie sie weiter vom Kronprinzenpaar übernommen und hochgeehrt wurde, schließlich noch den letzten Kaiser als blonden Knaben malte, wie einst der kunstfreundliche Prinz Georg von Preußen regelmäßiger Auftraggeber ihrer Arbeiten war und später der alte Generalfeldmarschall Moltke ihr saß — von diesen Bildern ihrer Bilder erzählen die Wände der Königlichen Schlösser in Potsdam, Berlin, Madrid, London, Wien, Petersburg; von ihnen wissen die Geschlechter derer von Schwerin, Solms, Putbus, Hohenau; wissen auch verschiedene große Museen. Im Alter von achtzig Jahren malte sie nach einem matten Schwarzweißblatte des „Kunstwart" die Mona Lisa Lionardo da Vincis mit künstlerisch so feiner Treffsicherheit, daß ein Vergleich mit dem Original im Louvre zu Paris nur einen „Farbfehler" aufwies: das Carminrot des Kleides und das Moosgrün des Ueberwurfes waren verwechselt! Die Künstlerin hatte nachweisbar nie weder das Urbild noch eine farbige Nachbildung der Gioconda gesehen! Bei all den vielen und ehrenvollen Aufträgen und bei bescheidener Haushaltung mit ihrer Schwester und einer ebenfalls künstlerisch veranlagten verwaisten Verwandten war sie ihr Lebtag arm geblieben: für Reisen nach Paris, Florenz oder Rom hatte es jedenfalls nie gereicht . . .

*

Vorletztes Bild. Erdgeschoß in einem westlichen Vororte von Berlin. Auf dem Krankenbette die Madonnen- und Rosenkünstlerin mit dem Tode ringend. Vor ihr die nächsten Verwandten in stummer Andacht, Frühlingszweige auf die Decke legend. Da verklärt sich das Gesicht der Greisin, und wie im Hinfahren in eine lichtere Welt sagt sie, offenbar ohne Schmerz und Anstrengung: „Meine Lieben, es dauert nun nicht lange mehr; in wenigen Tagen bin ich erlöst. Den Frühling draußen werde ich nicht mehr sehen, und eine Rose wird mir nicht mehr duften. Ihr habt viel Sorge um mich gehabt; aber nun ist es zu Ende; von diesem Lager werde ich nicht mehr aufstehen. Ich kann auch ruhig gehen; denn ich habe euch und mir nie Schande bereitet: das ist das Beste, was ein Mensch von sich sagen kann. Andere haben geliebt, ich habe gearbeitet. Jeder Tag war mir da ein Sonntag, und am richtigen Sonntage war ich auch nicht faul. Das Schöne war meine Sehnsucht, in der Natur und in der Kunst. Mit reinen Bildern wollte ich die Welt verschönen . . . Nun kann ich ruhig sterben. Es schadet auch nichts, wenn wir Alten gehen. Wenn wir nur das Gefühl haben, daß ihr uns Ehre macht, wie wir euch getan . . . Meine Lieben, ich möchte euch alle noch einmal recht vergnügt und lustig bei mir haben; denn das habe ich auch geliebt. Aber um das eine bitte ich euch auch noch: arbeitet immer so ernst, wie ich es getan habe. Dann dürft ihr auch lustig sein. Seiet es: ihr habt das Leben vor euch! Freuet euch, Kinder, freuet." Auf der Bildleiste steht geschrieben: „Wer so stirbt, der ist heilig!"

Letztes Bild. Drei Tage später. Derselbe Ort. Im Arbeitsraum der Künstlerin unter Lorbeerbäumen und Lorbeerkränzen der Sarg. Im Kreise die Allernächsten. Aus dem Sterbezimmer klingen die Töne des Harmoniums: „Ach, ich bin des Treibens müde! Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust" . . .

Und dann tritt tränenden Auges die Neue Frau — Anna Plothow heißt sie — neben den Schrein der entschlafenen Ringerin und dankt:

„In des gebrechlichen Körpers Hülle
Legte die Gottheit der Gaben Fülle:
Hohe, heilige Liebe zur Kunst.
Priesterin war sie; mit reinen Händen
Das Empfangene weiter zu spenden,
War ihr des Schicksals höchste Gunst.

Schien sie auch nur zum Dulden geboren
Und zu Leid und Entsagung erkoren,
Rang doch ihr Geist sich frei zum Glück.
Mit der Kunst das Leben verschönen,
Irdischen Mangel durch Schönheit versöhnen
War ihres Lebens Meisterstück.

Farben und Formen, Lieder und Töne,
Alles Erhabene, Holde und Schöne
Liebte sie voller Leidenschaft.
Und Natur, die unendlich reiche,
Die im Wechsel doch immer gleiche,
Gab der sie Suchenden Schaffenskraft.

Was so in ihren heiligsten Stunden
Ahnungschauernd die Künstlerin empfunden:
Weiter gab sies in süßer Lust.
Schloß unseren Sinn auf edlerem Denken,
Wußte die Liebe zum Schönen zu senken
Heiß in unsere junge Brust."

⁂

**Tante Vite.**

Was rührt am tiefsten eines Menschen Herz
Und eines Liebenden? Das sind die stillen
Beweise, nicht die laut gesprochnen Worte,
Von eines treuen schönen Herzens Liebe.
Der Mund der Toten auch, er schweigt, und — spricht
Mit lauter Stimme! Ihr Auge ist geschlossen
Und — sieht uns an! Mild lächelt ihr Gesicht —

Und wir, wir weinen über dieses Lächeln,
Das eine Tote uns zum Zeugnis läßt:
Wie gern für uns gelebt sie hätte: Doch
Wie gern sie nun gestorben sei, um uns
Zu sagen: „Bis zum Tode liebt ich dich!"
Drum ehrt die heilige beredte Stille
Der Sonne und der Erd und jedes Herzens!
Denn alles Schönste, alles Edelste
Ist still und wirkt unausgesprochen erst
Mit Himmelskraft das Unaussprechliche!

Germanenbrief 1918, S. 349. Leopold Schefer.

Im Jahre 1896 ist sie mir zuerst begegnet, Seite an Seite mit ihrer Verwandtin Anna Plothow, deren Name einen hellen Klang hat in der freisinnig-volkserzieherischen Frauenbewegung. Es war nach einer Egidy-Versammlung in der Niederwallstraße zu Berlin. Und diese erste Begegnung ist bestimmend gewesen für ihr ganzes weiteres Leben: Sophie Pfüller hat auch meine besten Mannesjahre verschönt und gesichert; sie hat, was wohl nur wenige der Nächststehenden wissen, das Volkserzieherwerk in allen seinen Teilen mit begründen und halten helfen — nicht etwa mit Geld und Gold, aber mit Gaben, die mehr sind als irdische Münze: mit hingebender Liebe, mit unermüdlicher Treue, mit selbstlosem Fleiß und mit nie wankender Zuversicht. Zwölf Jahre lang ist sie Verlagsvorsteherin bei uns gewesen, und diesen Posten, der manchmal mehr als eine volle Manneskraft erforderte, hat sie allein verantwortet und ausgefüllt, hat ihn verwaltet bis wenige Minuten vor ihrem schnellen Tode in der Mittagsstunde des 24. im Hornung 1919. Die letzten Jahre hat sie ganze Monate nacheinander krank zu Bett gelegen — sie ist seit ihrem 18. Lebensjahre überhaupt nie gesund gewesen — aber auch als Kranke stand sie für den Volkserzieher fast Stunde für Stunde auf Bücherwacht. Ihr erster Gedanke am Morgen galt dem „Erdgeschoß" im Hause Waldeck; der letzte Griff am Abend war das Zurechtlegen der Bücher und Schlüssel für den anderen Tag. Wer diesen lieben Menschen im Volkserzieherheim hat wirken sehen, dem ging wohl eine Ahnung darüber auf, daß die immer wiederholte Forderung vom Freien Reichsamt der Seele an ihrem Ursprungsorte erlebt und erprobt war. In „Tante Vitens" Grenzen und Bereich war alles Seele, selbst dort, wo für die Geschäftsleute von gestern und heute „die Gemütlichkeit aufhört". Wenn es erlaubt ist, neben den Begriff des Patriarchalischen (Väterlichen) den des Matriarchalischen (des Mütterlichen) als Gegensatz zum Feudalagrarischen (adlig-Grundbesitzenden) und großkapitalistisch-Industriellen (rein geldlich-Geschäftlichen) zu bringen, so hat diese Jungfrau ihn lebendig und vorbildlich verkörpert. Seit ihren ersten schweren Lungenblutungen vor 37 Jahren trug sie ihr Todesurteil in der Tasche; es ist ihr nachher wiederholt von den Aerzten bestätigt worden, und noch im Jahre des allgemeinen Zusammenbruchs 1918 glaubten einige uns befreundete Aerzte das Leben dieses tapferen Pflichtmenschen nur noch auf Tage halten zu können. Und wie viele von den Alten und Jungen, die im Hause Waldeck ein- und ausgingen, hat sie noch überlebt! „Haltet sie ja nicht im Bette fest! Sondern laßt sie ruhig an die liebe Arbeit gehen, wenn sie es will! Denn das allein kann sie noch aufrecht halten — sie wird sowieso eines plötzlichen Todes am Blutsturz sterben", hatte vor etwa Jahresfrist beinahe wörtlich der liebe Hausfreund Dr. Winsch zu mir gesagt. Und Frieda Linß, die junge Charité-Aerztin, die ungefähr zwei Jahre vorher zum ersten Male in unser Haus trat — als Osnabrücker Wandervogel — hat ihr mit schwesterlich-freundschaftlichem Zuspruch manchen heißen Fieberabend erträglich gemacht. „Du kannst Dich drüber freuen, daß die Quecksilbersäule immer noch Abend für Abend steigt; denn das ist der Beweis, wie stark und willenskräftig Dein Herz noch ist, die Krankheitsstoffe loszuwerden!" Und die Leidende hats geglaubt, ohne sich trügerischen Hoffnungen hinzugeben — sie wußte ja längst Bescheid, daß sie trotz des starken Herzens Todgezeichnete war. Sie hat den letzten Freund nicht gefürchtet . .

Sophie Pfüller hatte schon bald nach ihrer Geburt die Mutter durch den Tod verloren — was das für dieses Leben wie für das Leben der beiden Schwestern bedeutete, möge daran ermessen werden, daß die Mutter jahrelang Begleiterin der bekannten Gräfin Sophie Schwerin gewesen war und daß diese edle Frau sich selber die Patenschaft für die Kinde „ihrer lieben Auguste" ausbedungen hatte. Solch eine Mutter in zartester Jugend verlieren — begreift Ihrs, was das heißt? Die Mädchen wurden unter die Verwandten verteilt, die sich nach Kräften der Verlassenen annahmen. Das Nesthäkchen aber, die kleine braunäugige „Vite", wurde bald von ihren eigenen Schwestern bevatert und bemuttert, bis sie in den reiferen Mädchenjahren von der nahe verwandten Anna Plothow als Hausgenossin und Lebensschwester gerufen wurde. In deren Kreise war sie dann bald das Heimchen am Herde, die Seele des Hauses, das andere Ich. Verlor aber über die Sorge um die mütterliche Schwester nicht den Blick für die geistige Außenwelt, die an den Donnerstag-Abenden der Friedrichstraße 36 sich zu ernstem Gedankenaustausch zusammenfand. Dort trat Peter Rosegger in ihr Leben, dort Moritz von Egidy, dort auch der — Volkserzieher. Und zu dem ist sie einige Jahre nach der Verheiratung der Malerin-Schwester mit dem vereinsamten „Wilm" gezogen, das Ruth-Gelübde auch für sich wahrmachend, das sie den beiden liebsten Menschen am 10. Juni 1899 gesungen hatte: „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen!" Der Gang hat sie damals fast das Leben gekostet; mußte sie doch nun einen anderen lieben und tüchtigen Menschen in der Einsamkeit lassen; aber sie war eben eine Seelenschülerin Moritz von Egidys, dem die Stimme des Blutes und der Wahrheit über alles ging. Und so wurde die heimliche Mitmutter des Plothowhauses zur ebenso heimlichen Mitmutter und ersten Verwalterin des ganzen großen Volkserzieherwerkes, bei dem sie alles übersah vom letzten Leihlesebuch bis hin zur neugeplanten Ausgabe des Großen Hakenkreuzbuches, von der kleinsten Schreibtischausgabe bis hin zu den großen Lasten der Druckerei, der Buchbinderei und der Hausverwaltung.

Nichts ist so bezeichnend für den geistigen Werdegang dieser von weit links hergekommenen Frau — Frau als höchster Begriff für das ältere „Fräulein" genommen — als ihr letztes Lesebuch, ihr letzter Gang und ihr letztes Ja zu einem Volkserzieherartikel. Ihr letztes Buch war Henny v. Tempelhoffs „Glück im Hause Ludendorff" (Verlag August Scherl, Berlin), das ihr den Trost mitgab, Deutschland habe trotz des Revolutions-Hasardeurs Scheidemann in Ludendorff doch zur rechten Zeit den rechten Mann am rechten Platze gehabt. Ihr letzter Gang führte sie zur Wahl für die Nationalversammlung — sie legte wie alle anderen Bewohner unseres Hauses ihren Zettel für die Partei des Ehrenratmitgliedes vom DOM, des Grafen Posadowsky, in die Urne. Und ihr letztes freudiges Ja galt dem „Liebesbrief", den die Volkserzieher in Nr. 5 des 23. Jahrgangs finden.

Ich selber hatte mir vorgenommen, meinem Widerwillen gegen die verhetzende Parteipolitik durch Werfen eines weißen Zettels Ausdruck zu geben — das hat mir die ehemalige Demokratin aber gründlich ausgeredet. „Wenn das Vaterland in Gefahr ist und wenn es nur gerettet werden kann durch ein Opfer der Vernunft, so bringe ruhig dieses Opfer, lieber Wilm. Tus wie ich aus Liebe zum Vaterlande!" Und sie selber brachte dieses Opfer, die längst Todgezeichnete — der Gang nach dem Waldschloß am Schlachtensee ist ihr schwer genug geworden. Aber uns allen hat sie den Weg und den Entschluß durch ihr großes Beispiel leicht gemacht, wie sie überhaupt unser Leben durch ihr ganzes Lebensopfer gestärkt und verschönt hat. Ein Wunder Gottes war ihr Leben — den Wortgläubigen sei gesagt: dieser reine edle und frommme Mensch „glaubte" nicht an GOTT; aber er erfüllte bis zum letzten Atemzuge Gottes heiligstes Gebot: „Kindlein, liebet Euch untereinander!" Ihre letzte Sorge war Sorge um die Liebe der Verlassenen, ihre letzte Handbewegung Sorge um die leidende Schwester. Darum auch nahm sie GOTT ohne Schmerzen im Todeskampf von kaum drei Minuten hinweg. Sie fiel wie ein rechter Soldat in voller „Uniform" — sie starb trotz jahrzehntelangen Leidens — nicht den schwachen Strohtod, sondern den aufrechten starken Arbeitstod. sie hatte vorher noch alles geordnet, soweit das menschenmöglich war — um sich und in sich. Sie war Opfer und Held zugleich, Opfer, das sich selber darbrachte und das eben dadurch zum Helden im Sinne des Nazareners wurde.

✲

### „Iß keine tanns!"

Nach einer wundervollen Lindingwanderung durch die upländischen Wälder und Wiesentäler hatten wir ihn gerufen, am hellichten warmen duftigen Frühlingstage. Und Ende Hornung des folgenden Jahres, früh morgens an einem schwer verschneiten Tage, als Vater zum Schulversehdienst nach dem Nachbardorfe verpflichtet war, ist Fritzchen angekommen. Die Quersumme aus Tag, Monat und Jahr ergab, genau wie Vaters Lebenszahlen, 27, also 9. Du wirst also ähnliche Bahnen wandern wie dein Erzeuger, Junge, obgleich schon der Lebensanfang doch etwas anders ist als der des 27jährigen Vaters. Der nahm den noch nicht eine Stunde alten Erstgeborenen — nachdem die schmerz- und leibzerrissene Mutter einigermaßen beruhigt war — ans Klavier und gab ihm die vorläufige Taufe mit Musik, mit einem leisen Liedchen aus dem Volke . . . Und das hat wirklich des Knaben Lebensweg bestimmt und gesichert!

Fritzchen war ein Elendskind — am Taufest hat die fromme Pastorin der kaum genesenen Mutter gefühlvoll die Frage vorgelegt, ob sie sich auch während der Werdezeit immer habe satt essen können; 800 Mark Jahresgehalt sei doch ein bißchen wenig für eine noch so kleine Familie bei noch so bescheidenen Ansprüchen. Und hat dem armen Schulmeisterweibe am anderen Tage ein halbes Dutzend Bücklinge „zur Erfrischung und Kräftigung" geschickt — die aber ins Feuer geworfen werden mußten, weil sie verdorben waren. Pasters hatten mehr denn dreimal soviel Gehalt als Lehrers und wurden außerdem von den Großbauern ihres Ortes mit Liebesgaben geradezu überfüttert. Denn wer da hat . . .

Kein Wunder bei den kargen Verhältnissen im Lehrerhause, wenn die junge Mutter sich gar nicht von den Folgen der Geburt erholen konnte und wenn auch das Kind mehr als ein ganzes Jahr gebrauchte, selbständig auf die Beine zu kommen. Handtuchhalter, Schieb- und Laufstuhl, tägliche Uebungen mit Vater und Mutter — es half alles nichts: Fritzchen blieb bis über den 15. Monat hinaus ein Kriecher und Rutscher. Im Garten der Großmutter zu Corbach hat er sich ermannt, hat, als Vater ihm zwei-, dreimal den Stütz des rechten Armes auf die Erde und das Aufstemmen des Körpers zur Stehhaltung gezeigt hatte, aufmerksam zugesehen, hat dann sofort glücklich dieselbe Bewegung nachgeahmt und jubelnd zu Mutter und Großchen hinübergerufen: „Iß keine tanns!" Und mit dieser Versicherung, daß Fritz alleine kann, hat er von da ab jede Hilfe beim Aufstehen und Gehen entschieden abgewiesen, selbst wenn er mal böse auf die Nase gefallen war. Diese erste Tat war richtunggehend für sein ganzes Leben: Aufblick zum Vater, Versuch der Selbsthilfe, „Iß keine tanns!" Möge es so bleiben, Junge, auch wenn Vater nicht mehr ist! Vater hat's ja ähnlich so gemacht . . .

Fritzchen war drei Jahre alt, als ein böses Nervenfieber die schwach gebliebene Mutter aufs Krankenbett warf, von dem sie nicht wieder aufstehen sollte. Nach einem kurzen aber schweren Kampf von fünf Tagen war das dünne Lebenslichtchen erloschen. Ihr letztes Wort: „Lieber, weine nicht!" Ihr letzter suchender Blick nach dem Kinde — das man in ein anderes Haus gebracht hatte, um ihm nicht den Anblick der sterbenden Mutter zu geben. Aber der Junge hat geahnt, was geschehen war. Denn als nach drei Tagen unter Totengeläut der Sarg hinausgetragen wurde, da hat er bitter weinend nach der Mutter gerufen, obgleich niemand zu ihm vom toten Mütterlein gesprochen hatte. Sie ruht auf dem sonnigen Wiesenfriedhof gegenüber dem Hermannsberge bei Rattlar im Uplande; Moritz von Egidy schickte als Nachwort für den Grabstein das schöne Dichterwort:

Was wir bergen in den Särgen,
Ist der Erde Kleid;
Was wir lieben, ist geblieben,
Bleibt in Ewigkeit.

Der Junge ist geblieben und in ihm Mutters und Vaters Art zugleich, und eine neue ebenbürtige Mutter hat sieben Jahre später das „Gebliebene" mit künstlerischem Herzenssinn noch vertieft und verschönt.

Aber bevor „wir wieder uns verheirateten — weißt du noch, Mutter?" (des zehnjährigen Knaben stehende Redensart, wenn er etwas aus seiner Vergangenheit erzählen wollte), war er einige Zeit in Erziehung und Pflege bei lieben Freunden in Berlin Ost. Die hatten zwei etwas ältere Söhne, mit denen er Bruderschaft durchs ganze Leben gehalten hat. Doch die waren ihm, obgleich auch er nicht auf den Kopf gefallen war, geistig und mundartlich zu sehr überlegen, und so ist es kein Wunder, daß ihn öfter Sehnsucht nach jüngeren Gespielen packte. Eines Tages ist er plötzlich verschwunden gewesen, und erst nach mehrstündigem bangem Suchen erhielten Onkel Karl und Tante Luise aus dem fernen Berliner Westen durch Fernsprecher Nachricht, daß Fritzchen ganz allein, nur begleitet von seinem Reif, bei Onkel Tödors und Tante Lieschens Kinderschar glückstrahlend gelandet sei. Er war damals etwa 7 Jahre alt; Elektrische gabs noch nicht; Geld zur Pferdebahn hatte er auch nicht — — wer Berlin kennt, weiß, was ein Weg vom Mariannen-Ufer nach der Bülowstraße für ein stadtfremdes

und ſchwaches Jungchen bedeuten mußte. „Iſſ keine tanns“ ſtand dem Vater vor Augen, als er von der erſten großen ſelbſtändigen Reiſe ſeines Sohnes hörte; und er dachte an ſeine eigene ſiebenſtündige Wegfahrt nach Frankenberg, den „Schwedenſchimmel“ wiedereinzufangen (von dem im „Stadtſchulmeiſterlein“ auf S. 18 dieſes Buches die Rede iſt). Freilich: er ſelber war damals 10—11 Jahre alt geweſen; aber dafür hat er auch ganz allein in zwei aufeinanderfolgenden Tagen rund 70 Kilometer zurückgelegt! Vater und Sohn! Und der Großvater und Ururgroßvater waren vom ſelben Schlage geweſen! Kannſt gut werden, Junge, wenn du dabei bleibſt!

Fritzchen wurde Volksſchüler, dann ein Jahr lang Vorſchüler, darauf Realgymnaſiaſt im „Falkreal“ der Lützowſtraße. Annlis, das kleine Menſchenmädel, war inzwiſchen „gelandet“ und hatte ihm ſchon vor ihrer Geburt manche Sorge gemacht. Vater hatte ſeinem Jungen kurz vor dem Weihnachtsfeſt von 1900 in trauter Abendſtunde mit Mütterchen erzählt, daß in Mütterchen ein Schweſterchen wachſe, das Fritz auf Schritt und Tritt mitbehüten müſſe, wenn er eine ſtändige Spielgefährtin um ſich haben und behalten wolle. „Hurra“, hat der Junge da gerufen, „nun habe ich doch endlich einen für mich, der immer mit mir Soldaten ſpielt.“ Und hat Mutter ſtürmiſch und dankbar abgeküßt für das verſprochene lebendige Oſtergeſchenk. Und hat von da ab Mutter auf Schritt und Tritt bewacht, daß ja dem kommenden Schweſterchen nichts zuſtoße beim Treppenſteigen, Tragen oder Heben . . . Und iſt in dieſer väterlichen Weiſe von ſeinem 11. Jahre an beſorgt geblieben um Mutter und Schweſter; wurde aus Angſt blaß wie der Tod ſchon als Schuljunge, wenn er nur von fern irgend eine drohende Gefahr für ſeine beiden liebſten Menſchen ſah. Um Vater ſorgte er nie: „Der fürchtet ſich vor nichts, kann ſich auch alleine helfen . . “

Um ſein 17. Lebensjahr hat „Tze“ (wie ihn die Schweſter abgekürzt ſtatt „Fritze“ nannte) eine beſonders ſchwere Zeit durchgemacht. Nachdem er glatt alle Klaſſen bis zur Unterprima durchlaufen hatte, verſagten mit einem Male die Kräfte. Obs das allzuraſche Wachstum war, ob die Spielſorge mit der Schweſter, ob die geſteigerte Schularbeit — kurzum der Klaſſenlehrer gab Vatern den guten Rat, den vollſtändig Erſchöpften auf ein halbes oder ganzes Jahr zu gründlicher körperlicher Erholung von der Anſtalt zu nehmen, da anderenfalls Gefahr über des Jünglings Geiſteskraft ſchwebe. Kurz entſchloſſen fahren Vater und Sohn auf Monate hinauf ins Lammertal des Dachſteingebietes und von da nach Südtirol in die Nähe von Klauſen-Waidbruck, hoch oben zum Gnollhof. Mutter und Schweſter waren bald gefolgt — es war wohl die ſchönſte Zeit, die die Vier überhaupt erlebt haben . . . Nach fünf Monaten kehrte „Tze“ mit den Eltern zurück nach Berlin, bezog ſeine regelrechte Klaſſe — alſo ohne Zeitverluſt! — und wurde im folgenden Jahre bei der Abgangsprüfung auf Grund ſeiner guten Zeugniſſe und ſchriftlichen Arbeiten vom „Mündlichen“ befreit. Er hatte es wieder einmal „alleine gekonnt“.

In der Sekunda des „Falkreal“ iſt er allerdings über ſein „Keine tanns“ mal „vor allem Volk“ rot geworden. Der Religionslehrer, ein bekannter Theologie-Profeſſor der Berliner Univerſität, hatte pflichtgemäß feſtſtellen müſſen, wer von den Schülern der Klaſſe nicht eingeſegnet ſei. Nur Fritz Schwaner meldet ſich. Frage: „Warum ſind Sie nicht konfirmiert?“ Er ſchweigt verlegen. „Nun“, darauf in warmem Tone der Profeſſor: „Ihr Herr Vater wird gewiß aus Gründen des Gewiſſens Sie noch zurückgehalten haben!“ — Antwort: „Ja, Herr Profeſſor, mein Vater wünſcht nicht, daß ich an heiliger Stelle auf etwas vereidigt werde, was ich doch noch nicht verſtehe!“ — „Aber darüber brauchen Sie nicht rot zu werden, Schwaner; das iſt ein durchaus vernünftiger und richtiger Standpunkt!“ — Fritz iſt „unkonfirmiert“ aus der Schule gegangen. Erſt als Soldat, im dritten Jahre des Großen Krieges, hat er aus eigenem Antriebe bei einem lieben väterlichen Geiſtlichen im Elſaß das heilige Abendmahl genommen und hat damit die „Einſegnung“ nachgeholt. Er war inzwiſchen 27 Jahre alt geworden, ſo alt, wie Vater war, als ihm der Sohn geboren wurde . . .

„Tze“ ſtand unmittelbar vor dem „Doktor“, als der Große Krieg ausbrach. War aus eigenem Antrieb aus der ſchönen ſchwäbiſchen Univerſitätsſtadt nach Berlin geeilt, um ſich ebenfalls der großen Schar der Kriegsfreiwilligen anzuſchließen. Wurde aber von Kaſerne zu Kaſerne wegen ſeines ſchwächlichen Ausſehens abgewieſen; ließ ſich nicht abſchrecken, durchlief eine ſechswöchentliche Uebungszeit bei der Deutſchwehr, legte am 1. Gilbharts 1914 deren Entlaſſungsſchein „Tauglich“ ſtatt des Militärpaſſes mit dem „D. U.“ bei der zweiten Garde-Feld-Artillerie in Potsdam vor, ſtrahlte vor Glück, als er zugleich mit einem Dutzend anderen Akademikern angenommen wurde, war nach 9 Wochen Gefreiter und zog anfangs Hornung 1915 mit nach Oſten — in die große Winterſchlacht von Maſuren. War nach vier Wochen infolge der ungeheuren Anſtrengungen — Tag für Tag 15 bis 20 und mehr Stunden bei tiefem Schnee und hartem Froſt bei elendeſter Nahrung zu Pferde — körperlich, ſeeliſch und geiſtig vollſtändig erledigt, lag monatelang herz-, magen- und lungenleidend in einem Hamburger Reſerve-Lazarett, unter der väterlichen Obhut des ſeelenguten Dr. van Biema, drillte dann Rekruten in Zoſſen und Magdeburg, zog im Herbſt 1915 mit hinaus nach dem Weſten, erhielt bei Tahure in der Champagne einen Genickſchuß und ein ſchweres Eiſenſtück auf den Kopf, wodurch die Schädelnähte aufgetrieben wurden, lag anderthalb Monat krank im Lazarett zu Kuſel — wiederum betreut von warmherzigen Menſchen — wurde zu Weihnachten Unteroffizier, drillte aufs neue in Magdeburg, wurde als „Flak“ nach dem Elſaß befohlen, dann zum Zugführer-Kurſus nach Frankfurt a. M., als „Oflak“ nach Metz geſchickt, Offizierskurſus in Manningen, endlich Flakleutnant. Anfangs Nebelung 1918 überraſcht auch ſeine Batterie die Revolution. Die Kanoniere wählen ihn einſtimmig vor älteren Offizieren zum Vertrauensmann, und ſeine Batterie kommt mit allem wertvollen Feldbehör, nur unter Verluſt weniger Pferde und junger Soldaten nach dem Standort bei Stuttgart. Erledigt. Kommt als ſtrammer Offizier zurück ins „Lager“ vor Berlin, erſchüttert von dem Zuſammenbruch daheim und daheim, aber körperlich, ſeeliſch und geiſtig ſtärker denn je. Und harrt nun des nächſten großen Rufes von oben und von innen . . . Und nun hat er auch bei uns ſein Leben ſelber in die Hand zu nehmen und zu ſehen, ob ſein Lebenswille und ſein Lebensziel in der Richtung des Volkserzieherwerkes und -zieles liegt. Er iſt, wie ſein Vater und Großvater, oft beſondere Seitenwege gegangen, und oft ſchien es, als ſtrebten dieſe Wege andern Höhen zu — aber „Tze“ iſt draußen zum Manne und Leutnant geſchmiedet, und Walter Flex hat

uns ja gesagt, was das bedeutet: Leutnant sein . . . Ich bin sicher: „Iss keine tanns!"

✲

### Das Glockenkind.

Vor einiger Zeit fiel mir das naturgeschichtliche Schulheft einer meiner Nichten in die Finger, dessen Einrichtung das ganze geistige Elend der „höheren" Mädchenschulen mit geradezu vernichtender Klarheit enthüllte. Denn in dem Büchlein war Seite für Seite das Gerippe einer „Normalpflanze" vorgedruckt: Name deutsch und lateinisch; Klasse, Ordnung, Familie; Wurzel, Stengel, Blätter; Blüte, Frucht, Dauer, Standort usw. Und bei jeder dieser Abteilungen gabs Unterbezeichnungen, die einfach durchstrichen wurden, soweit sie nicht auf die zu beschreibende Pflanze zutrafen. Die „höhere" Tochter der Reichshauptstadt wurde also in die wundersamen Geheimnisse der Natur eingeweiht, indem sie strich oder unterstrich und dann dieses Streichgerippe auswendiglernte. Hin und wieder wurde wohl auch ein Herbarium angelegt, auf gut deutsch gesagt: eine überall angerissene und gedrückte Pflanzenleiche wurde zwischen Zeitungen ausgepreßt und gedörrt und nachher auf Pfennigpapier „gummiert", „etiquettiert", „einrangiert", „revidiert" und „korrigiert" . . .

Fragt man eine auf diese Weise „gebildete" höhere Tochter nach irgendeiner der bekanntesten Pflanzen, nach ihrer Lebensgemeinschaft, ihren Lebensbedingungen und -betätigungen, so darf man 100 gegen 1 wetten, daß sie nichts davon weiß. Nicht mal in ihrem Totenbüchlein weiß sie Bescheid, und ihre Leichensammlung bleibt ihr ein namenloses totes Feld, falls die Grabüberschriften herausgenommen werden. Vom Geschlechtsleben der Pflanze, diesem wichtigsten Vorgange in der Natur, an welches eine gewissenhafte und reine Pädagogik Belehrungen anzuknüpfen hätte über die heilige Bedeutung der entsprechenden menschlichen Organe, erfährt die höhere Tochter beileibe nichts. Davon hört sie in der „Pension" durch lüsterne Freundinnen. Oder durch die Dienstboten . . .

Und doch hat auch die durch einen frevelhaft rückständigen Unterricht in ihren ersten Schuljahren geistig verkrüppelte, durch eine verkehrte häusliche Erziehung seelisch verarmte „höhere" Tochter Blick und Sinn für Pflanzen- und Tierleben. Meine jüngeren Verwandten strahlten vor Freude und Verständnis, als ich ihnen an einem schönen Feriensonntage bei einer Glockenblume zeigte, wie sich da alles so einheitlich und schön aufbaut und anpaßt, wie die Wurzel den Stengel postet, wie die Blumenkrone als himmelblaues Mädchenkleid das Allerheiligste der zweigeschlechtigen inneren Teile umhüllt, wie und warum in diesem Falle das Stempelweibchen die Staubmännlein an Größe überragt, wie das Kleid verblaßt und abgelegt wird, wenn sich unter dem Herzen der Blütenmutter, geschützt durch die Zipfelhülle des grünen Kelches, das Glockenkind im Fruchthäuschen heranbildet. Und als ich ihnen dann weiter erzählte, wie die Vögel ihr werdendes Kind vor der Geburt in feste Schalen hüllen, um ihm den Uebergang aus dem warmen Inneren der Mutter in die rauhe Welt da draußen stufenweise zu erleichtern; als ich sie darauf aufmerksam machte, wie der äußerlich schöne Vogelvater sein im Anzug schlichtes, innerlich entsprechend gewissenhaftes Weibchen unterstützt und schützt; als sie hörten, wie die Menschenmutter aus göttlicher Vorsicht das einsame Kind in der Nähe ihres guten Herzens im heiligen Bett des eigenen Leibes hegt und trägt, da überfiel sie ein sonniger Schauer der Andacht und Liebe; da erst wußten sie ganz, wer und was ihnen ihre Mutter sei und was der draußen schaffende und ringende kräftige Vater; da ging ihnen mit einem Male ein Licht auf über die Unverletzlichkeit, Reinheit, Erhabenheit und Ewigkeit des Götterhauses ihres eigenen Körpers; da fühlten sie wonnig, wie nahe verwandt ihnen nicht bloß die blaue Dame der Waldwiese, nicht bloß das schlichte Buchfinkenweiblein im Apfelbaume sei, sondern auch jedes Erdkrümchen, weil daraus all dies schöne heilige Leben quillt, auch jeder Stern im Himmel droben, weil er wie unsere mütterliche Erde Leben trägt oder wie unsere väterliche Sonne Leben weckt. „Das war", wie die glücklichen Mädchen wie aus einem Munde erklärten, „unsere erste Naturgeschichtsstunde und zugleich unser erster lebendiger Gottesdienst!" — Mir selbst aber blieb die Stunde ein Bild der Schöpfung.

Denjenigen Eltern, die im Zweifel darüber sind, in welchem Alter dem Kinde die Wahrheit gegeben werden soll, sage ich, daß dies so früh wie möglich zu geschehen hat, jedenfalls schon zu der Zeit, wo die Kinder überhaupt zu fragen anfangen. Je früher die heiligste aller Menschenfragen fällt, um so reiner kann sie beantwortet werden, um so unbefangener und unschuldiger wird die Antwort aufgenommen, um so kleiner wird die Gefahr, daß Schulfreundinnen oder Dienstmädchen irgend etwas verwüsten oder beflecken könnten. Unser Junge wurde, da er nicht danach fragte, vom Vater im Beisein der Mutter aufgeklärt, als sein Schwesterchen zum ersten Male im Tempel der Mutter sich regte; und klein Annlis wußte schon mit drei Jahren, daß sie in „Mütterßen dewohnt" hat; denn sie selbst hat sich ja in „Mütterßens Auge desehen". Allerdings meint sie — welch tiefer Sinn liegt doch darin! — daß auch Mütterchen in ihr wohne, Mutter soll nur mal in Annlisens Auge sehen! . . . (S. 34.)

✲

### Mein Mädel.

Die Buße für meine Mitbeteiligung bei der Gründung einer Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins im stockkatholischen Abtenau hätte beinahe in schlimmer Weise meine Kleine zahlen müssen. Sie, die sonst außer sich gerät, wenn man einer Fliege ein Leid zufügen will, war am Nachmittage vor unserer Weiterreise mit des Försters Kindern in die „Gemischte Waren-Handlung" gegangen, hatte dort für ein „Kreizerle", das wir ihr scherzweise gegeben, Stecknadeln gekauft und Angeln daraus gebogen. Dann wurden kleine Käfer und Würmer gesucht, angespießt und kunstgerecht am Bach hinterm Matzhofhötzl die Schnur nach Forellen geworfen. Glücklicherweise verschwimmt sich gerade um diese Zeit nur selten son Wassertigerchen aus dem klerikalen Schwarzbach herauf in das steinige Mönchsgewässer Aber es ist bei Strafe verboten, in den Kirchbächen zu fischen, und es hat schon mancher Bua in der Schule Keile dafür gekriegt und mancher Bauer einen Tag brummen müssen, weil er den Herrn Pfarrer zu bestehlen — versuchte. Annlis und die Försterkinder hätten nun sicher nichts gefangen, selbst wenn die Forellen zu Haufe gestanden waren. Denn die kleinen Weiber können doch das Gekicher und Getuschel nicht lassen. Wie sie gerade recht lustig dabei

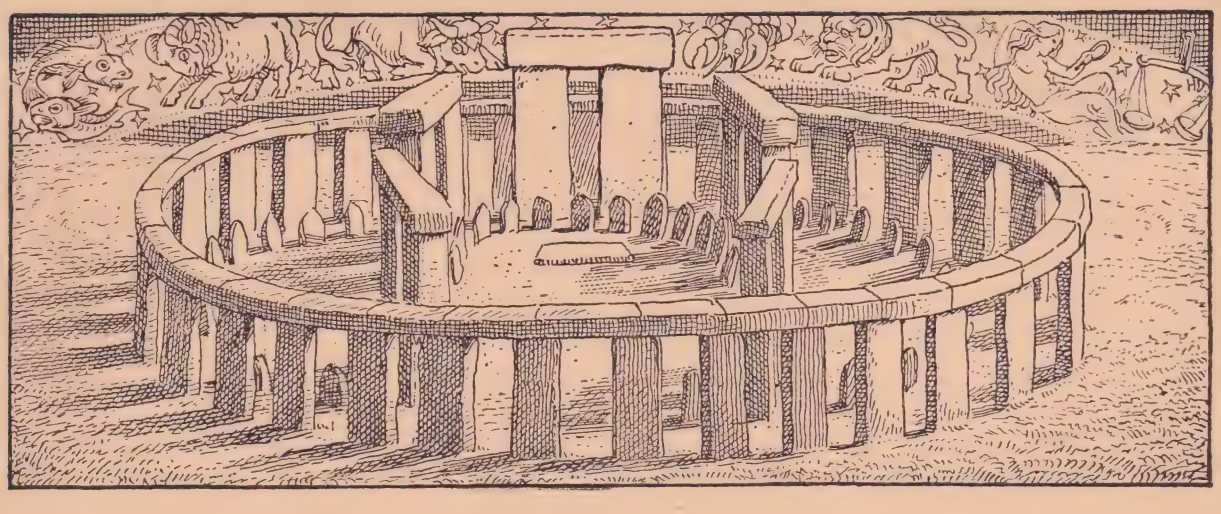
sind, zwischendurch Steine zu wälzen und nach scherenden Krebsen Ausschau zu halten, da sehen sie von der Forstverwaltung her plötzlich eine lange schwarze Gestalt heraufkommen. „Der Herr Kaplan!" schreit entsetzt die kleine Mieze, und Otto, Lene und Lisi springen auf das andere Ufer des Baches, sich sorgsam und muckstill hinter den Weidenbusch versteckend. Annlis aber, nicht so rasch im Sprung wie die andern kleinen Wiesenhupfer, faßt zu kurz und fällt der Länge nach ins Wasser. Ganz entsetzt über das Gesicht, das Vater und Mutter über das durchweichte Reisekleidchen zu Hause machen werden, steht sie langsam auf, ratlos nach Hilfe umherschauend. Da biegt gerade der Pfarrer um die Buschecke. Ein Satz, und sie ist glücklich am anderen Ufer. Aber der schwarze Mann hat das triefende Mädchen noch gesehen: „Ein deutsches Kind kann natürlich nicht springen", spottet er und rät der Frierenden, in Zukunft lieber das Fischen zu lassen und Springübungen zu machen. Das erste und einzig Vernünftige, was ich von meinem „Busenfreunde" an der Lammer gehört habe. Gemeldet hat er den Jagdfrevel nicht, und das war seine zweite Großtat. Er hatte ja auch seine Rache: es war die Rache für meine Worte bei der Gründung des Deutschen Schulvereins, über die er natürlich eine Stunde nach der Sitzung haarklein unterrichtet war.

In der Fronleichnamszeit hatte uns Annlis übrigens in ärgere Verlegenheit mit der Kirche gebracht. Allerdings ohne ihre Schuld, in rein kindlicher Unbefangenheit. Es war ganz selbstverständlich, daß ihr die Vorbereitungen im ganzen Ort und insbesondere die an den Haaren der Freundinnen nicht entgangen waren. Da werden alle Köpfe künstlich gezwickelt und gelockelt, werden alle weißen Kleider hervorgeholt, gestärkt und gebügelt, alle Blumenschachteln der Kaufleute ausgekauft. Auch Annlise mußte gewickelt, gestärkt und geschmückt werden, mußte sogar mit im Kinderzuge gleich hinter der Fahne gehen: so hatte es der Hohe Rat der Försterbuabn und -mädel beschlossen. „Wenns Vater und Mutter erlauben", hatte sie bedenklich geantwortet. Mir war allerdings dieser Gedanke schon eher gekommen; es lag ja nahe, daß die Freundschaft von drüben unsere Kleine zum Zuge bitten würde. Diese Frage hat mir einige Tage geradezu Gewissensqualen verursacht. Gestatte ich die Teilnahme, so habe ich meiner Ueberzeugung und meiner Weltanschauung entgegengehandelt — Volkserzieher und Prozession, das vereinigt sich nicht! Sage ich aber Nein, so senke ich in das Herz meines Kindes den ersten bitteren Zweifel nicht bloß an mir und an ihren Freundinnen, sondern an der ganzen Menschheit. Denn bis jetzt macht sie noch keinen Unterschied zwischen katholisch und protestantisch, zwischen Römling und Deutschem. Selbst wenn ich ihr zu erklären versuchte, daß ich Gott anders meine Achtung und Liebe bezeuge als durch Locken, Fahnen und Händefalten auf der Straße, so würde sie doch nicht verstehen, warum sie nicht geschmückt mit Försters Kindern durch Dorf und Wiese ziehen soll. Und als nun gar die Försterin selber bat: „Es geschieht ihr ja nix. Meine Kinder sind ja auch dabei", da wars entschieden. Wie eine kleine Heilige ist sie dann andern Tags mitgezogen, ihr glücklich verschämtes und verwundertes Gesichtchen hinter dem Sonnenschirm verbergend, wenn die ernste Schulschwester sie fragend ansah, weil sie nicht mitbetete: „Heilige Mutter Gottes!" Aber überglücklich waren wir, als wir sie wieder bei uns hatten! Als ein pädagogisches Vergehen ist mirs noch seitdem oft erschienen, daß wir sie gerade aus erziehlichen und allgemein menschlichen Gründen hatten mitgehen lassen. Denn ganz selbstverständlich hat all der bunte Zauber mit Farben, Weihrauch, Bild und Sang seinen Eindruck auf das Kindergemüt nicht verfehlt: sie spielte wochen- und monatelang mit Vorliebe Prozession, und einmal hörte ich, wie sie im selben Tonfall wie die Abtenauer Schuljugend Rosenkranzstücke dabei leierte. Eine Viertelstunde später fand ich sie beim Schneidern eines schwarzen Kleidchens: „Für meine armen Nonnen im Säbener Bergkloster, da doch niemand sie besuchen und ihnen neue Kleider bringen darf!"

Am Tage nach der Prozession aber hörte ich ungesucht folgendes Gespräch mit an zwischen Annlis und einem andern Nachbarkinde: „Warum gehen deine Eltern nicht in unsere Kirche?" „Wir singen und lesen zu Hause, Lisi!" „Aber ihr kommt in die Hölle, wenn ihr nicht zur Kirchen geht!" „Geh, ne Hölle gibts ja gar nicht!" „So, dann gibts wohl auch keinen Teufel und kein Fegfeuer?" „Ich habe noch nichts davon gesehen", erwiderte fest und sicher Annlise, „und ich glaube, Mutter und Vater auch nicht. Sonst hätten sie es mir gesagt!" — „Nicht wahr", fragte sie am anderen Morgen mich, „eine Hölle gibts nicht, Vater? Aber die bösen Menschen haben die Hölle und die guten haben Gott? Und wir sind nicht böse, weil wir zu Hause singen und lesen?" „Wir alle wollen immer gut sein, Kind, dann haben wir den Himmel und sind bei Gott!" Ich habe keine Angst mehr ums Katholischwerden meiner Kleinen, obgleich sie noch manchmal ein Nonnenkleid geschneidert hat. Denn das Mitleid ist nichts besonders Katholisches, und schließlich machen unsere Kinder am Schulfesttage, die alten Krieger am Sedantage und die Wahlrechtssoldaten am 1. Mai ja auch „Prozession". Die unverhetzte Jugend sieht keinen Unterschied zwischen katholischen und evangelischen Fahnen, Freudenfeuern, Festkleidern, Kränzen und Böllerschüssen. Im Gegenteil: vielleicht wärs gar nicht übel, wenn unsere Enkel etwas freien Sinn in die Prozession und die katholischen etwas Gemüt und religiösen Gehalt in die Landesfeiern brächten. Am Ende bekämen wir dann noch eine schöne deutsche Volksfeier, ein Menschheitsfest. Die heilige Maria als Mutterbild brauchte drum nicht abgeschafft zu werden; denn auch wir lieben ja das Wahrzeichen der ewigen Verjüngung . . .

Man denke nicht, die Gewissensfragen meiner Kleinen hätten aufgehört, nachdem wir oben im Tiroler Villnößtale auf einsamem Gehöft Wohnung genommen haben! Auf einem unserer Spaziergänge fanden wir eine fette, schon sich bräunende Wolfsmilchschwärmerraupe. Wird natürlich der Belehrung halber im Luftschachterl, reichlich mit Futter versehen, mitgenommen. „Die wird sich bald verpuppen, Annlise. Und nächstes Jahr kriecht in Schlachtensee ein wunderschöner Schmetterling heraus, son kleiner, dicker, bunter Abendschwärmer." „Was war denn die Raupe vorher, Vater?" „Ein Ei, Kind." „Woher ist das Ei gekommen?" „Vom Schmetterling." „Also der Schmetterling aus der Puppe, die Puppe aus der Raupe, die Raupe aus dem Ei — immer rund um; aber woher ist denn der erste Schmetterling gekommen?" „Alles ist aus dem Ei gekommen; nur ist eins eine Pflanze, eins ein Schmetterling, eins ein Vogel geworden." „Sind wir Menschen auch aus dem Ei gekommen?" „So ist es, mein Kind." „Wo ist dieses Ei, Vater?" „Im Mütterchen, Annlise." „Wohl in Mütterchens Auge, weil ich mich immer darin sehe? Ach ja,

davon haben wir ja schon früher gesprochen. Aber gibts auch Pflanzeneier, Vater?" „Gewiß, Herzchen. Erinnerst du dich noch, wie wir im Frühjahr am Ufer des Schlachtensees kleine grüne Kugeln und Eier im Wasser fanden?" „Ja, ja, ich weiß, Vater. Ganz durchsichtig waren sie, und manchmal waren zwei beisammen, als wären sie aus einem gewachsen." „Siehst du, die werden zur Pflanze mit Blättern und Wurzelfädchen. Auf dem Lande aber machts die Pflanze beinahe so wie der Schmetterling. Sie streut Samen (Eier) aus der Frucht; aus der wachsen neue Pflänzchen (Raupe) mit Blättern (Puppe), Blüte (Schmetterling) und Frucht (Eier). Immer im Kreise wie du siehst." „Aber woher ist das allererste Ei gekommen?" „Das hat vielleicht die Sonne im Wasser gebildet und ausgebrütet! Aber gewiß weiß das kein Mensch, weil das Ei ja nicht sprechen kann und keine Erinnerung hat. Was der Mensch alles gewesen ist, ehe er Mensch wurde, ich meine der erste Mensch, das können wir nur ahnen, Annlise." „Das weißt du also nicht, Vater?" „Nein, Kind, Vater weiß nicht alles." „Gibt es keinen Menschen, der alles weiß?" Auch nicht!" „Das ist schade." „Aber manche wissen doch recht viel? Du zum Beispiel, und Mutter und Fritz?" „Und wenn wir immer mehr lernen, unser ganzes Leben lang, so werden wir doch nicht alles wissen, Mausi." „Ich will aber recht viel wissen, Vater!" — Nach einer längeren Pause: „Vater, warum sind wir nicht im Ei geblieben? Ach, wie dumm ich frage! Dann lägen ja lauter Eier im Wasser und auf der Erde! Das wär langweilig. So aber ist alles hübsch durcheinander: Pflanzen und Tiere und Menschen. Wie schön, daß ich ein Mensch bin! So kann ich den ganzen Tag spielen und singen und brauche nicht langweilig immer im Wasser zu liegen oder in der Erde zu wachsen und mich von den Raupen auffressen zu lassen! Aber warum sind wir nicht gleich Menschen geworden und große Menschen wie du und Mutter und Fritz?" „Ueberlege mal, Kind! Denk an die Eier!" „Ach, ja, das wär ja wieder langweilig, ebenso, wie wenn alles Eier wären. Weils schöner so ist, darum gibts Eier und Raupen und Puppen und Schmetterlinge! Darum gibts Samen und Pflänzchen und Sträucher und Bäume! Darum gibts Wickelkinder und Mädchen und Jungen und Frauen und Männer! Nicht wahr, Vater?" „So ist es, Herzchen!"



# Abhandlungen.

## I. Aus Deutschlands alter und junger Zeit.

### Neuzeitliche Funde.

Nicht weit von Schlachtensee und Wannsee, etwa 5 Kilometer südwestlich, liegt das alte Dorf Machnow, den Märkern bekannt als Stammsitz derer von Hacke, bei den Berlinern beliebt als waldumsäumter stiller Ausflugsort, von den Malern in früheren Jahrzehnten wie ein Heiligtum geheim gehalten wegen der vielen, alten Nester, der mächtigen Lindenallee, der uralten Backsteinkirche und des künstlerischen Friedhoftorbogens, vor allem aber wegen des einzig schönen Adelshofes mit Herrenschloß, Turmverließ und Mauerwappen. Nicht zu vergessen den fischreichen, von steinalten Bäumen eingerahmten Mummelsee und die lang hinziehenden sumpfigen Blumenwiesen. Dieses träumerische Bild ist seit einigen Jahren regelrecht umgearbeitet: der Teltow-Kanal zieht seine Wasserader durch das zukunftshungrig gewordene Gelände. Und neben den Schleusen bauten reiche Großstädter ihre Landhäuser, öffneten kluge Wirte zeitgemäße Trinkhäuser im Rundbogenstil. Der vornehmste Bau dieser Art ist das Schleusenwirtshaus, dem auch ich gern — begleitet von meinen Kindern! — einen Besuch abstatte, weil es zugleich ein Museum ist, eine Sammlung von Funden aus dem Teltowkanal. Deutlicher: von Funden, die man hob, als diese Wasserstraße gebaut wurde. Da steht wie ein mächtiger Baumstamm, zwei bis drei Meter hoch, der riesige Ober- und Unterschenkel des Mammuth, liegen Rippen, Beckenknochen, Zähne dieses vorweltlichen wandelnden Fleisch- und Knochenberges — eine Fracht, mit der man einen ganzen Wagen bepacken könnte. Daneben das Gehörn des Urstieres und des Riesenhirsches: kurz, Knochengerüststücke von Geschöpfen einer Zeit, die wahrscheinlich viele Zehntausende, wenn nicht Hunderttausende von Jahren hinter uns liegt. In einem anderen Glaskasten, treppenweise hübsch geordnet: ganze Bernsteinklumpen, kleinere Schmuckstücke vom Halse und Arm keltischer und germanischer Jägerfrauen, Pflanzensteine mit einem Taufscheine, der vielleicht mit Millionen rechnet. Dann wieder, dicht neben den blinkenden Harzperlen: Bronzefibeln, -nadeln, -spangen, -kämme, -gefäße, -leuchter; Helme und Schilde für den waffenfrohen Krieger. Ein aufgeschlagenes Geschichtsbuch unserer Mark und ihrer Bewohner. Wobei einem die Tränen der Andacht kommen würden, wenn man in der frommen Ruhe des Betrachtens nicht unausgesetzt gestört würde durch die einströmenden hungrigen und durstigen und die wieder abziehenden satten Großstädter: ein Gegensatz, für den tiefer denkenden und fühlenden Menschen kaum zu ertragen in seiner ungeheuren Wucht. Kaum, daß mal ein guter Vater mit seinem Jungen, eine Mutter mit ihrer Tochter stehen bleibt und dem staunend fragenden Kinde Bescheid gibt. (Frage: Warum richtete der Staat nicht ein ebenso offenes, ebenfalls unentgeltlich zu besichtigendes selbständiges Museum bei der Machnower Schleuse ein und verordnete erdkundlich-naturwissenschaftlich-geschichtliche Wallfahrten nach dieser Kirche der Vergangenheit?! Muß denn über alle unsere heiligsten Heiligtümer die vermaledeite Kulturwalze des Bierpalastes, des Warenhauses und der — Irrenanstalt gehen?! Zwingt solches Glashaus mit Vorzeitdenkmälern nicht zu größerer und nachhaltigerer Andacht als eine Protzenkirche in Berlin-West oder eine Heiligenkapelle an der rheinischen Priesterstraße?)

Das Buch der Erde lehrt uns, daß über unser „altes" Europa und geschichtlich „junges" Deutschland grundverschiedene Schöpfungszeiten gingen: Eiszeiten wechselten ab mit heißen Jahrtausenden, Zwischeneiszeiten und Tundrenbildung mit Zwischentropenklima und Steppen und Pampas; Mammuth und Mastodon mit Löwe und Tiger, Eisbär und Wolf mit Wüstenpferd und Antilope. Und schon in der ersten „Zwischenzeit" erscheint in der „grauenhaften Oede" unser Vorfahr: der Mensch. Unweit Weimar, bei dem Orte Taubach, fand man durch

Zufall die ersten Spuren von Deutschlands Ureinwohnern, viele Meter unter der heutigen Oberfläche. Da entdeckte man, aufmerksam geworden durch den schnellen Wechsel von hellem Kalktuff zu schwarzen Kohle- und Aschelagern, auf der Endmoräne des nordischen Inlandeises einen uralten Wohnplatz mit Feuerherden, Erstlingsgeräten und Mahlzeitresten: allerlei Steinwerkzeuge, abgenagte und zerschlagene Tierknochen, Knochengerüststücke eines etwa neunjährigen Knaben. Ueber der 4 bis 5 Meter hohen Kalktuffschicht, die wir als Ablagerungen eines vorweltlichen Binnensees im Ilmtale anzusehen haben, entdeckte man aus einer späteren Zwischeneiszeit eine Lößschicht lehmartigen Gesteins. In jener Schicht aber, in der man die ersten Menschenspuren sah, fand man wohlerhaltene Stücke von Birkenstämmen, Haselnüsse, Abdrücke von allerlei Laubblättern und Tannenzapfen, und schloß daraus, daß das Klima jener längst entschwundenen Zeit nicht wesentlich verschieden gewesen sein kann von demjenigen unserer Tage.

Dutzende und Aberdutzende solcher Entdeckungen sind seit dem Funde von Taubach ans Licht befördert, und wenn wir sie alle nebeneinanderstellen, so können wir uns wohl ein einigermaßen sicheres Bild vom Menschenleben früherer Jahrtausende machen. Ganze Dorfanlagen wurden, oft nur wenige Schuh tief unter der Ackerkrume von heute, bloßgelegt. In den oberösterreichischen, bayrischen und schweizerischen Seen fand man seit Anfang des vorigen Jahrhunderts bis zu 50 Meter vom Ufer entfernt die Reste von großen Pfahlbau-Dörfern, am Oberrhein und Neckar, auf flutgesicherten Anhöhen, ganze Gräberfelder. Und man las da im Geschichtsbuche der Erde von den Kämpfen und Leiden des Steinzeitmenschen, der seine Werkzeuge sämtlich selbst anfertigen mußte, günstigenfalls sie von weithergereisten Händlern der Hallstätter Gegend im Warenaustausch erwarb; las von dem Menschen der Kupfer-, der Bronze- und schließlich der Eisenzeit, der immer noch Jäger und Krieger, höchst selten wohl nur Hirt, Ackerbauer, Handwerker oder Händler von Beruf war. Mit Staunen liest man in der Geschichte des Bodensees, daß dort Pfahlbau-Siedlungen mit einer Bewohnerschaft von 30 000 bis 50 000 Köpfen beisammen wohnten. Ihre kleinen Hütten maßen selten mehr als 4 Meter im Geviert. Meist waren die mit nur einer schmalen Tür versehenen Häuschen aus Eichenstämmen gebaut, an den vier Ecken gestützt durch 3 bis 4 Meter hohe, tief in den Seegrund getriebene Pfähle, die man mit Längs- und Querbalken verband und sicherte. Der Fußboden des einen „Zimmers" bestand wieder aus Rundbalken, zwischen die man Lehm geschmiert hatte. In der Mitte des Bodens eine Klappe und eine kleine Falltür, die Beseitigungsstelle für die Abfälle der „Küche". Durch diese selbe Luke fing man — in einem einfachen Korbe — Fische. (Die Seen jener Zeit müssen von Fischen gewimmelt haben.) Zwischen den unterseeischen Abfallhaufen des Pfahldorfes fand man auch die Ueberreste jener Kultur, jener Art, wie wir sie im Machnower Schleusen-Museum und an anderen Fundsammelstellen vergleichen können: Scherben von Tongefäßen, Bronzeschmuck, ja Brot- und Käsereste. Ein Beweis, daß um die Seen herum auch Ackerbau und Viehzucht getrieben wurde. An einigen Stellen lag sogar Kuhdünger; also hat man Vieh selbst in den Pfahldörfern des Sees gehalten. Vielleicht der Kinder und der Kranken wegen, vielleicht auch, um den wertvollsten Besitz besser gegen feindliche Ueberfälle schützen zu können.

Die ältesten Knochenfunde lassen darauf schließen, daß unser Vaterland von einer verhältnismäßig wenig „gebildeten" Menschenrasse bewohnt wurde, wenn auch manche Muschel- und Zahn-Halsketten, manche besonders kunstvoll gearbeiteten Steinbeile, Hämmer, Meißel und Speerspitzen auf einen hohen Grad von Verstand und Handfertigkeit schließen lassen. In den späteren Zeiten, der Kupfer- und Bronzezeit, kannte man sogar schon allerlei Gewebe und Tuche: die Männer trugen Hosen und Kittel, die Frauen Ueberwürfe und Tücher, die mit Bronzenadeln geschmackvoll aus Leinen oder Wolltuch „geschneidert" waren. Die Bemalung der Töpfe, die Verzierung der Waffen und Schmuckgegenstände und anderes mehr läßt das allmähliche Wachsen des Kunstsinns erraten: man findet auf Knochen und an den Kalkwänden der Tropfsteinhöhlen Kohle- und Tonzeichnungen, die sich wie beste Leistungen der Kunst von heute ausnehmen.

In den Vorzeit-Gräbern am Neckar lagen Knochengerüste von einer Körperlänge bis zu 2 Metern. Aber Germanen scheinen das nicht gewesen zu sein; denn sie trugen durchweg kleine Rundschädel, gehörten also wohl einer mittelländischen oder Neger-Rasse an, die durch irgend welche klimatischen oder kriegerischen Vorgänge nach Norden getrieben war. Die Germanen waren und sind noch, wie wir wissen, Langschädel. Sie zeichnen sich aus durch hohen und schlanken Bau, durch goldblondes Haar und blaue Augen, Merkmale, die auch ihre Vorgänger, die Kelten, trugen und die wir bei den edleren Stämmen der Slawen, unseren „Nachfolgern", finden. Wo es bei Romanen und Juden Blondhaar und Blauauge gibt, da handelt sichs um Eingezogene oder um Mischlinge.

Was vor dem Eintritt der Germanen in die Geschichte Deutschlands liegt, davon wissen wir vorläufig noch wenig, wenn auch der Forscher der Vergangenheit schon allerlei Glaubhaftes und Wertvolles erzählen kann. Aber den letzten Aufschluß gibt dem Menschen vielleicht erst eine folgende Schöpfung, eine neue Eis- oder Tropenzeit, die uns unter die Todesmauer des Eises schiebt, wenn (nach Simroths „Pendulationstheorie") die jetzige Polgegend mal wieder nach Amerika hin ausschlägt oder unter die Sengeglut der Tropen wirft, wenn wir südwärts pendeln. Möglich, daß dann nach Osten oder Süden hin abwandernde neuzeitliche Noahiten sicherere Kunde für nachfolgende Geschlechter hinterlassen, als sie die Veden von der Nordpol-Vorzeit der Aryaner enthalten oder Herodot aus alten Sagen und Mären der Urvölker zusammenstellte. Möglich auch, daß ein neuer Weltzusammenbruch ganz Europa wieder auf Jahrmillionen untertaucht und neue Welten aus dem Meere hebt mit neuen Menschen und neuen — Entdeckungsfahrten in deren verschlafene Vorzeit . . .

*

An der Nordbahn, der Strecke Berlin-Stettin, nicht weit von dem alten Bernau, liegt der Vorort Buch mit seinen Krankenhäusern und Irrenanstalten. Alle paar Jahre muß da erweitert und neu hinzugebaut werden; denn die Kultur unserer Zeit frißt Menschen aller Schichten in ungezählten Mengen. Auf diesem Trauerort unserer Zeit stoßen zwei Weltalter so unmittelbar aufeinander, daß man fast an einen Gespensterstreich oder an den warnenden Finger Gottes glauben möchte. Denn da fand man beim Ausschachten für neue Krankenhäuser, wenige Fuß unter der Oberfläche, im lehmigen Boden der kleinen Anhöhe wohl verwahrt, die Reste eines ganzen

Vorweltdorfes: Bild an Bild, Plan an Plan, die vier Eckpfähle mit den Zwischenbalken je eines nur ein Zimmer umfassenden Hauses mit einer Bodenfläche von 12 bis 16 Geviertmetern, dazwischen „Kulturreste" wie Tonscherben, Bronzekessel, einen davon sogar noch mit Speiseresten u. a. m. Weitere Nachgrabungen ergaben, daß um diese Lehminsel herum ein Waldbrand gewütet haben muß; denn da lag eine ununterbrochen unter dem Dünensand hinlaufende Aschenschicht mit verkohlten Baumstümpfen. Ob da feindliche Stämme einen anderen ausgeräuchert, vertrieben oder erschlagen haben? Die vollständig erhaltenen Kessel mit den Nahrungsresten lassen die Deutung eines fluchtähnlichen Auszuges zu. Oder ob ein Blitzschlag den Wald entzündete und die abergläubischen Bewohner vertrieb? Jedenfalls stehen wir da vor einem großen Unglück, das unsere Vorfahren traf . . . Vielleicht vernichteten hier Kelten einen niederen Menschenstamm, vielleicht ein vom Norden nach dem Süden wandernder Germanenzug ein schönes stilles Wendendorf . . . Jahrzehntausende sind seitdem hinabgerollt. Seitdem wechselten hier Semnonen, Langobarden und Burgunder ihre Sitze, hausten vorübergehend Sachsen oder Slawen, schlugen sich Schweden mit Panduren, Preußen mit Oesterreichern und Russen, wälzte Napoleon seine Flut nach dem Osten und fegten Kasaken und Kirgisen das Land wieder blank von den gallischen Weltbeglückern. Und wir, Volk von 1900 bis 2000, wir bauen Riesenstädte, bauen Kasernen, Zuchthäuser, Kirchen, Luftschiffhallen, „Dreadnoughts", U-Boote — Irrenhäuser, wo einst enge Pfahldörfer standen oder Einbäume und Wikingerschiffe ihre stille oder laute Bahn zogen. Gewiß möchte auch der frömmste Nachkomme jener Stein- oder Bronzekämpfer nicht zurück zu seinen Vätern; aber in ernsten Stunden des Nachdenkens und Nachprüfens wird sich vielleicht doch auch der Kulturmensch von heute fragen, ob es wohl so ganz ohne unsere Schuld herging, daß man jetzt Narrenhäuser baut, wo früher Pfahlbauten standen? Und ob nicht jener Mensch für die Erde wertvoller war, jener „Wilde", der alle Möglichkeiten der Zukunft noch unversehrt und sicher in seinem armseligen Wissen, Wollen und Können trug, als der Herr und der Knecht von heute, der seine Vergangenheit vergißt oder verspottet und dem seine und seines Volkes Zukunft gleichgültig geworden ist? Ob da die Befürchtung so sehr gewagt ist, daß ein neuer Mongolensturm die immer noch uneinigen kurzsichtigen Germanen und Europäer aufrütteln und durchschütteln muß?

*

### Werkzeug, Feuer, Hakenkreuz.

Der Mensch schied sich vom Tiere, als er bewußt und wollend das erste Handwerkzeug herstellte; und er trennte sich von ihm auf unüberbrückbare Entfernung, als er das künstliche Feuer erfand. Es gibt hochentwickelte Affenarten, die beim Spiel und in der Not den Baumast als Waffe und Wurfzeug benutzen; aber weiter haben sie es mit der Uebertragung der Armkraft auf ein Vermittlungsstück nicht gebracht. Von einigen Vögeln und Reptilien erzählen Naturforscher, daß sie faulende Pflanzenreste aufhäufen und darin ihre Bruteier legen, offenbar, weil diese Tiere aus Erfahrung wissen, daß die im dampfenden Pflanzenmist sich entwickelnde Wärme ihre Jungen ans Licht bringen wird. Aber auf dieser ersten Stufe des Denkens und Handelns sind sie durch Jahrhunderttausende stehen geblieben. Einer unserer geistvollsten Schriftsteller auf dem Gebiete der Naturphilosophie sieht zwar in diesen Denkern und Künstlern unter den Tieren die Brücke zum Menschen — daß davon keine Rede sein kann, zeigt eben das geistig stillstehende Tier im Verhältnis zum fortschrittlichen Menschen: die Brücke hat nur einen oder zwei Pfeiler, aber kein Balkenlager, das hinüberleitete ins Götterland der Selbsterzieher und -schöpfer

Als der Mensch denkend den herabgefallenen Ast zum Wurfspeer glättete, als er gar herabgerissene frische, grüne und gerade Aeste vom festen Baum der Eiche und Esche nahm, als er mit schneidigem Stein die Rinde abschälte, an die Spitze einen scharfen Splint klemmte und den unteren Teil, die Griffstelle, einkerbte oder mit Bast umwickelte: da war der Jäger und Krieger geboren. Da brauchte er nicht mehr wie jetzt noch die Seri-Indianer in der entsetzlichen Fels- und Wüsteneinöde am Golf von Kalifornien tagelang hinter einem Tier oder — anderen Menschen herzulaufen, um durch solche Hetzjagd zu Nahrung zu kommen. (Auch bei uns gab es in früheren Zeiten Menschenfresser, wie aus Höhlenfunden bei Krapina in Kroatien hervorgeht: man fand dort zerschlagene, angekohlte und benagte Menschenknochen. Und der Schädelbau dieses Krapina-Menschen mit den tierischen Wülsten über tiefliegenden Augen, in seiner ganzen Tierschrecklichkeit noch verschlimmert durch die niedere zurückfliehende Stirn, das fürchterlich vorspringende breite Maul und das weichende Kinn, weist unzweifelhaft auf den Kannibalen, den Menschenfresser hin.) Und als er gar zwei Speere als Tragbahre benutzen lernte, nachdem er schon mit dem einzelnen schwere Steine und andere Lasten von der Stelle gerückt und gehoben hatte, da war er auch nicht weit mehr von der Zeltstange, vom Ruder und vom Pfeil. Da folgte bald das Beil, das Messer und die Nadel. Da kam er zur selbstzugeschnittenen Fell- und nachher zur Leinen- und Tuchkleidung. Da baute er sich ein geräumigeres Kleid — ebenfalls zunächst aus Tierfellen, dann aus Bast und Leinen — die Höhle seines Zeltes oder Hauses. Und immer weiter trieb ihn die freigewordene lange Zeit und der Hunger, trieb ihn die Spielerei und der Zufall, vor allem aber das kräftiger entwickelte Hirn. Da wurden Schutzvorrichtungen zur Deckung des Körpers gegen feindliche Wurfspeere und Pfeile: Schilde aus Holz und Tierfell; da wurden Näpfe, Teller und Töpfe aus Menschenschädeln, Steinen und aus im Herdfeuer geröstetem Lehm oder Ton.

Aber woher kam das Feuer? Das ständige und beliebig gewollte, das künstliche Feuer, dessen Erzeugung den Menschen erst zum Herrn der Erde und bis zum gewissen Grade sogar zum Bezwinger der Naturkräfte gemacht hat? Ursprünglich haben die Menschen gewiß kein anderes Feuer gehabt als das durch den Blitz vom Himmel gefallene. Das werden die Klügeren und Stärkeren unter ihnen zum persönlichen Eigentum gemacht und möglichst lange unterhalten haben, zunächst in heiligen Hainen unter mächtigen Götter-Bäumen — den Donner- und Blitzeichen — dann gab man ihm wohl besondere Gerüche und Weihe durch Zusatz tierischer Fette und pflanzlicher Harze; man opferte dem göttlich im Blitz gespendeten Feuer die besten Fleischteile vom Jagd- und Schlachttier, schließlich sogar den Menschen selber, den toten der Familie, damit er durch die Flamme gereinigt zum Geber des höchsten Gutes komme, den Feind, damit seine Kraft vernichtet und zu eigenem Vorteil nutzbar

werde. Später sind die Opfer von den Priestern mißbraucht worden, indem sie immer das Beste vom Schlachtopfertier für sich behielten, sich damit mästeten und bereicherten, oder indem sie den unbequemen Gegner auf den Scheiterhaufen schleppen ließen, um ihn zu beseitigen. Vielleicht, höchstwahrscheinlich sogar, war unter diesen Feuerpriestern auch einmal ein ehrlicher, ein menschenfreundlicher, der allen die Wohltat der ständig wärmenden und nahrungbereitenden Flamme durch glühende Kohlen, durch glimmenden Spahn oder durch brennende Kerze zu geben gedachte. Den haben die um ihr Geheimnis, ihren Reichtum und ihre Macht besorgten „Amtsgenossen" erschlagen und haben seinen Leib zum warnenden Beispiel für andere durch dasselbe Feuer zerstört, das er seinen Brüdern außerhalb des Hains oder Tempels bringen wollte. Aus welchem Selbst- und Gewaltopfer dann bei geistig höher entwickelten Völkern die Prometheussage entstanden ist, die ihrerseits mit demselben Recht als eine Vorläuferin der Geschichte vom Heilbringerkreuz auf Golgatha angesehen werden darf, wie die vom „Sündenbock", dem Opferlamm des Volkes Israel, als Wahrzeichen des Propheten von Nazareth bezeichnet wird. Denn zwischen dem irdischen Feuer des Blitzes und des Herdes und der geistigen Flamme des Hirnes und des Herzens ist nur ein geschichtlicher und äußerlicher Unterschied.

Das künstliche Feuer ist sicher durch Zufall entdeckt worden. Und wir dürfen annehmen, daß es von verschiedenen Völkern durch Nach- und Weiterdenken erhalten wurde. Bei der Herstellung der Steinmassen fand man, daß durch Schlagen und Reiben nicht bloß große Wärme, sondern sogar Licht und Feuer erzeugt wird. Wie ja auch unsere Knaben da draußen heute noch durch Reiben und Schlagen mit Kiesel- und Feuersteinen Funken ziehen, wie der Bauer trotz Schwefel- und Pulverholz, trotz Benzin- und Calciumzünder heute mit seinem Splint am Taschenknip den aufgelegten trockenen „Schwamm" zum Aufglühen bringt. So streute man in der Steinzeit in die Vertiefung geeigneter Splintstücke feinen Sand, setzte auf diesen das Ende eines harten Stockes oder Stabes und brachte diesen durch eine Schnur oder Darmsehne in schnelldrehende Bewegung. Schließlich hatte man durch die unverdrossene Arbeit des Steindrechselns, das nacheinander von beiden Seiten vorgenommen wurde, das Loch für den Stiel (des Beiles, des Hammers) geschaffen. Aber gelegentlich hat wohl auch einer mit einem besonders trockenen Stabe etwas viel, viel Wertvolleres gefunden: der Stab fing unter der Hitze der Reibung an zu glühen und zu brennen. Was öfter vorgekommen sein wird, nachdem man auch aus Holz allerlei Werkzeuge herstellte und mit einer härteren Art (etwa der Eiche oder der Esche) in eine weichere (die Erle, die Pappel oder die Weide) bohrte. Da hat es ganz gewiß Feuer gegeben, so gewiß, als heute noch auf solche Weise bei den Wilden Innerasiens, Afrikas und Südamerikas Feuer erzeugt wird.

Mir scheint, die Germanen haben das Feuer auf eigene Weise entdeckt. Es steht fest, daß alle ihre Stämme wanderten — teils, weil die Jagdgründe nicht mehr genug Nahrung lieferten, teils, weil ihrer zu viele auf einer Stelle geworden waren; teils, weil stärkere und zahlreichere Stämme sie verdrängten, vielleicht auch aus unbewußtem, eigenem Drang — und es steht weiter fest, daß sie ihre geringe Habe nicht wie die Nomaden Sibiriens auf ihre Pferde, oder wie die der Wüste auf Kamele und Esel luden, sondern daß sie ihr alles, auch die Kinder und Alten, auf niedrige schwerfällige Holzwagen luden, die von Ochsen oder Pferden fortbewegt wurden. Denkbar einfach, wie das ganze Gespann, waren insbesondere die Räder: ohne Metallreifen, ohne Drahtachsen und Oesenlager. Gewiß, anfangs nur mit vier Felgen (Stützstäben von der Achse nach dem Reifen), die nochmals von ihren Radstützpunkten untereinander verbunden wurden und so das Urbild des — Hakenkreuzes geben. Wer auf dem Lande aufgewachsen ist, weiß, wie leicht ein Rad in Brand gerät, wenn es nicht genügend „geschmiert" wird. Und wie viel leichter und öfter wird in jenen fernen Zeiten ein Holzrad „Feuer gefangen" haben, besonders, wenn es sich um lange und eilige Fahrten gehandelt hat. Da verlor der arme Flüchtling vielleicht sein ganzes Gespann und alle seine Habe; aber er hatte im Feuer des Rades etwas gefunden, was bis jetzt nur die Priester als ihr ihnen von Gott selbst gebrachtes Eigentum angesehen hatten. Denn er versuchte es gelegentlich mit einem einzelnen kleinen Rade, das er durch einen Stab auf einem darunterliegenden weicheren Holzstück in schnell rollende Bewegung brachte, ohne Gefahr für Hab und Gut — Feuer zu entzünden. Das ist ihm schließlich auch gelungen. Aber als das ruchbar wurde, da haben vielleicht die neidischen Priester den Missetäter und Räuber des göttlichen Funkens aufs Kreuz desselben Rades geschlagen, mit welchem der arme Grübler sein hartes und rauhes Leben zu erleichtern gedachte. Und haben die Felgen so stark genommen und so weit verlängert, haben den Schänder des Allerheiligsten so fest darauf gebunden, daß eine Selbstbefreiung unmöglich war und der Aermste elend zugrunde gehen mußte: der erste gekreuzigte und geröderte Lichtbringer. Wir wissen aus der Geschichte aller Naturvölker, daß ihre „Verbrecher" von den politischen oder kirchlichen Machthabern der Abschreckung wegen mit demselben Mittel gestraft oder getötet wurden, mit dem sie sich gegen die Pfaffensatzung vergangen hatten. (Man vergleiche die altmosaischen Gesetze der Bibel und die Tafel Hammurabis. Siehe mein Buch „Vom Gottsuchen der Völker".) Aber schließlich war der Gedanke des freien Anspruchs aufs Feuer für jeden Menschen nicht mehr aufzuhalten; denn es kam öfter vor, daß der Gott Feuer in die Achse des Wagenquirles schickte, und eben so oft, daß selbständig denkende und handelnde Kriegs- und Jagdwanderer den Funken auffingen, festhielten und schließlich durch Reibung mit dem Feuerquirl des Hakenkreuzes im Radreifen immer wieder erzeugten. Und es wurde ihnen mehr und mehr klar, welch hohes Gut damit den Bewohnern dieses Frostlandes gegeben war. Und sie machten aus dem Feuerrade das gefällige und schöne Wahrzeichen des Hakenkreuzes, wie wir es heute mit Sonnengold und Himmelblau, den herrlichen Götterfarben Baldurs, tragen. Der Mensch jener Zeit glaubte, daß er Gewalt über Tier, Menschen oder Himmelsnacht ausüben könne, wenn er ein Stück davon, ein „Amulett" oder ein „Symbol" auf der Haut trüge oder in seiner Wohnung aufhinge. Es war ihr „Bundeszeichen".

Nur für die nordischen Völker und nur für die „Kulturträger" unter diesen, die Germanen, hatte das Feuer jene hohe Bedeutung und jenen geradezu religiösen Zauber, wie wir ihn hier und da in noch nicht ganz „verrotteten" Gegenden beim Oster- und beim Johannisfeuer beobachten können. Oder wie er gelegentlich noch in einem träumerisch veranlagten Kinde aufflammt, wenn es sich stundenlang vor die Ofen- oder Feuerstelle legt und dem geheimnisvollen Flackern regungslos und andächtig zuschaut. Oder wenn gar eins auf dem Felde, an Hecken

oder an Häusern aus dunklem heißem Drange zum Brandstifter wird. Es sind nicht immer Verbrechernaturen, ihr Eltern, Lehrer und Priester, die Freude an der himmelstürmenden Flamme haben: es ist vielmehr das Aufflackern der Freude im Urenkel aus jener Zeit, wo der Ahne vielleicht zum ersten Male in seinem Leben zufällig eigenes Feuer schlug oder drehte.

Wenn asiatische oder südliche Völker den „Feuergötzendienst" heute noch treiben, so haben sie den von ost- und südwärts wandernden Germanen übernommen. Denn für sie, die Südländer, denen die Sonne jahrein, jahraus warm auf Schädel und Leib brannte, für sie, denen die allgütige Spenderin reichlich von den herrlichsten Früchten als Nahrung zur Reife brachte, lag gar kein Grund vor zur Vergottung der Flamme. Eher ein Wahrzeichen ihrer Sehnsucht nach Kühlung und Regen. Wer an dieser Schlußfolgerung zweifelt, dem gibt es vielleicht zu denken, daß alle bewohnten Höhlen und Hütten des Nordens ihren Ausgang nach Mittag, alle Wohnungen des Südens aber, soweit sie am Felsen liegen, ihre Tür nach Norden haben. Der Nordländer sucht die Sonne, — daher der geheimnisvolle Zug der Germanen nach dem Süden, nach Italien, Spanien und Nordafrika, wo sie untergehen! Der Südländer flieht sie — daher die geschlossenen Wohnungen, die hohe Garten- und Steinmauer. Kann man da noch glauben, daß die Inder, die Perser und Italier das Hakenkreuz als Symbol des Sonnenlicht- und -feuersegens getragen und verehrt hätten?!

Wir aber, wir Heutigen, wir verehren und tragen das Hakenkreuz als Wahrzeichen des Himmelslichtes der Vernunft und der Liebesflamme des Herzens, wie der Christ sein aus dem Feuerquirl entstandenes Kruzifix als Sinnbild seiner Erlösung aus der Nacht der Sünde heiligt. Und wir sind weit entfernt davon, das heilige Zeichen der katholischen Kirche — das dem buddhistischen bis auf den schmückenden Rosenkranz bis ins kleinste gleicht — zu verspotten. Denn wenn es auch nicht hindeutet auf die Erhebung des Menschen über das Tier durch die Macht des selbsterzeugten Feuers, nicht auf die Ungebundenheit und Freiheit des ehemals bodenständig gewesenen Bären-Nachbars durch die Erfindung des Wagen- und Feuerrades, nicht auf das weltschaffende und -bezwingende Werkzeug des Hammers und des Lichtes, so weist es doch hin auf die Flamme, die alle Menschen in der Herzkammer der Liebe vereinigen soll, jener Liebe, für die der Heilige am Jordan gelebt und gelitten hat und am Marterholze gestorben ist. Es ist merkwürdig, daß ohne große Mühe in den Linien jedes Menschenherzens das Zeichen des Hakenkreuzes gefunden werden kann: es ist tatsächlich das Zeichen, in welchem wir leben und lieben, werden und vergehen.

✲

### Heilige Säulen und Ringe.

An der Grenze des kleinen Waldeckerlandes, dort, wo ehemals der kriegerische Stamm der Chatten mit dem herrischen Stamme der Cherusker angrenzend zusammentraf, liegen zwei der ältesten uns bekannten germanischen Opferstätten: nördlich, auf hohem Fels über der vom Pön herkommenden, am Hermannsberge (Ermelich) vorbeifließenden schnellen Diemel, die Irminsul, d. h. Irminsäule; südlich auf bewaldeter Höhe, unweit der schlanken Eder, nahe bei dem Städtchen Züschen, die Donnereiche. Sie lagen dort, die altdeutschen heiligen Natur-tempel: heute ragt auf dem Diemelkopfe bei Marsberg ein Schandpfahl und ein Kirchlein, wo ehemals stämmige Cherusker ihrem Gotte Irmin (Ziu, Tyr) Opfer brachten. Und im Buchenwalde bei Züschen und Geismar ist über den Resten der mächtigen Donnereiche die Kapelle — zusammengestürzt, die einst der „heilige" Winfried, der „Bonifaz" des römischen Oberpriesters, hier aufgebaut. Die in der Edergegend wohnenden protestantischen Chatten hatten eben mehr Achtung vor den alten Heiligtümern als die kirchlich verbissenen Cherusker-Katholiken von der Diemel: sie fühlten, daß nur der Wald ein Recht auf diesen Boden hat, wo Thor durch Blitze in die Eiche zu seinem Naturvolke sprach.

Es wird erzählt, daß die alten Cherusker am Opfersteine der Irminsul ihre gefangenen Feinde von heiligen Frauen töten und das Blut der Gefallenen zu Opferzwecken in heiligen Gefäßen auffangen ließen. Und daß Karl der Große, der geschichtlich berühmte Sachsentöter und erste kaiserliche Romgänger, nicht ruhte, bis er diese feste Trutzburg des „Aberglaubens" zerstört hatte. Ein armselig Geschlecht wohnt seitdem in dieser früher so stolzen Gegend. Auf dreckigen „Hunden" und „Lowris" fahren sie in die Stollen der Berge, auf denen heute noch jahrhundertealte Eichen und Buchen rauschen, und fördern Eisenerz zutage, auf denen andere desselben Zwergengeschlechts in dampfenden, giftigen und menschenvernichtenden Fabriken Metall zu Messern, Säbeln und Flintenläufen schmelzen. Und wo ehemals das Jagd- und Kriegshorn des Hermannsstammes seine langgezogenen Kampfes- und Sammelrufe in die Berge und Täler schickte, da schrillt heute die häßliche Maschinenpfeife, saust die Lokomotive der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, läuten die Klosterglocken des Bischofs von Paderborn . . .

Im Süden aber rauschen die Buchen über Thors Eichenstatt und Winfrieds zerfallenes Bethäuschen. Natürlich mußte die siegende Kirche Roms vor den Chatten — die nur zum kleinen Teile katholisch geworden und katholisch geblieben sind: bei Fritzlar, bei Hersfeld und Fulda — mußte der Nachfolger Bonifazens den Beweis lebendig erhalten, daß sein Gott über den alten „Germanengötzen" dauernd gesiegt habe. Und so dichtete man die Stätte der alten Donnereiche hinüber nach dem schönen Büraberg auf der rechten Seite der Eder, behauptete, dort habe der heilige Baumstürzer dem wilden Thor die Axt in die Beine geschlagen, baute ein neues Kapellchen und ließ den Nachkommen der alten Chatten, die ehemals hier nackt ihren schönen Schwertertanz in den geschwungenen Linien der Troja (des Sonnenbogens) aufführten, in zwölf Leidensstationen mit Echternacher Rutschpartien auf dem Knie das Bücken und Ducken vor Römlingen beibringen, diesen Heiligenreigen, der das ganze südliche Europa zur Wechslerstube schlauer Rechner gemacht hat.

Lassen wir diese Stätten des Stolzes und der Scham, der Kraft und der pfäffischen Verschlagenheit! Drüben im alten Lande der Angeln und Sachsen, unweit Salisbury im südlichen England, ist ein Heiligtum nordeuropäischer Urvölker in seinen Grundzügen so wohl erhalten, daß es ganze Jahrtausende überdauert hat, und, wenn es nicht gewaltsam mit Pulver und Dynamit von neuzeitlichen bonifazischen Winfrieden zerstört wird, weitere Jahrtausende überstehen wird. So gewaltig wirkt diese Trümmerstätte eines uralten Sonnendienstes noch heute auf die einfachen Landbewohner der dortigen Gegend, daß

sie alljährlich in der Johannisnacht in Scharen nach Stonehenge pilgern, um am Morgen die Sonne über dem Aufgangsstein begrüßen zu können. Dumpf sind die Jahrhunderte des Glaubens und des Zweifels an diesem Steintrümmerfelde und an den Johannibräuchen der Bauern vorübergegangen, bis es vor einigen Jahrzehnten ein paar Gelehrten und schließlich dem Deutschen Ernst Krause (Carus Sterne) in seinem „Tuiskoland" wie in seinem Werke „Die Trojaburgen in Nordeuropa" gelang, den Schleier des Geheimnisses zu lüpften. Was wir da vor uns haben, ist wie der Turm zu Babel und die Cheopspyramide im Nillande nichts anderes als ein Sonnentempel, ein riesiges Weltzeitenmaß. Allerdings, dem Wesen der einsiedlerischen Germanen — die überall ihre „Monolithen" und „Trilithen", ihre Einsteine und Dreisteine setzten, nach deren Kanten und Winkeln sie den Lauf der Sonne und der Gestirne bestimmten und verglichen — dem Wesen unserer einspännigen Vorfahren entsprechend, nicht ein Maß aus Massen, sondern eins aus Einzelblöcken.

Im Mittelpunkt des Tempels lag ein vier Meter langer bläulicher Granit: der Altar. Um ihn herum, in Hufeisenform gesetzt, viele je zwei Meter hohe kegelförmige Steine. Dann wieder ein hufeisenförmiger Halbring aus je fünf mächtigen Dreisteinen: der gewaltigste, sieben Meter hoch, stand hinter dem Altar — die Mitte seiner Toröffnung und die Mitte des Altares werden genau bezeichnet durch einen Steinkegel des ersten Hufeisens. Die beiden benachbarten Trilithen sind je sechs Meter hoch, die beiden folgenden fünf Meter. Und abermals ein Ring von kleinen unregelmäßig behauenen Einzelsteinen, jeder wieder zwei Meter hoch, der mittelste in der Fluchtlinie der großen Trilithen- und der Altarmitte. Dann als letzte Umgürtung des Heiligtums: dreißig viereinhalb Meter hohe, anderthalb bis zwei Meter dicke Steine, unter sich verbunden durch übergelegte und verzapfte Decksteine. Der Durchmesser des äußeren Kreises beträgt 88 Meter. Um diesen Steintempel führte in weiterer Entfernung eine Wall- und Grabenanlage, die in einer breiten und geraden Straße auslief. In der Mitte dieser Straße standen, fern voneinander, genau in der Flucht der Altar- und Trilithenmitte und der dazwischenstehenden Zwei-Meter-Blöcke, zwei einzelne Steine, von denen der größere noch aufrechte drei Meter Höhe maß.

Die Forscher stellten durch genaue Rechnung fest, daß in der Richtung jener Altar- und Straßensteinfluchtlinie am 21. Brachets die Sonne aufgehe — d. h., daß sie um 1700 vor unserer Zeitrechnung, also vor rund 4000 Jahren dort aufgegangen sei. Die östliche Abweichung des Sonnenaufgangs unseres Weltenzeitviertels ergibt sich aus der schwankenden Bewegung der Erdachse, wie wir ja auch aus dem veränderten Neigungswinkel des Lichtschachts in der Cheopspyramide feststellen konnten, daß man es dort mit einer Verschiebung von viereinhalb Minuten zu tun hat: denn der Gang, der damals den Stern Alpha im Drachen als Nordpol und die bekannte Alcyone oberhalb des Pols zeigte, weist heute genau auf den unteren Scheitelpunkt unseres Polarsternes. (Man lese nach: „Westasiaten und Nordafrikaner" in meinem Buche „Vom Gottsuchen der Völker", S. 64 ff.)

Zu weiterem Verständnis der Stonehenge mag dienen, daß man damals nach dem Sommerjahr rechnete, während man vorher, wie aus vorgefundenen Steinbauresten unter der jetzt noch stehenden Sonnentempelruine hervorgeht, nach Frühlings- und Herbstjahren, nach Osterjahren zählte. Und wie hier jüngere Sitte genau auf der Stelle älterer sich einrichtete, so hielt es in geschichtlicher Zeit die christliche Kirche mit ihren Kapellen und Kreuzen. Wir sahen das schon bei der Irminsul und bei der Donereiche, und man kann sogar als sicher annehmen, daß überall da, wo alte Kirchen und Dome sich erheben, früher ein Heiligtum der „heidnischen" Germanen stand. So findet man die verschlungene Hufeisenlinie der Trojaburgen und Labyrinthe, wie diese Sonnentempel und ihre verwandten Nachahmungen durch ganz Nordeuropa genannt wurden, in Italien und Frankreich öfter auf dem Fußboden des Mittelschiffs der Kathedralen in Stein-Legbildern ausgeführt. Deutschland hat ein solches Kirchen-Heiden-Heiligtum in der Kirche St. Severin zu Köln. In dieser berechnenden Gepflogenheit verwandelte auch die Kirche den heidnisch-germanischen Tannen-Julbaum in die Lichterkrone der Freude über die Geburt des Herrn, duldete sie die altdeutsche Sitte des Frühlingssonneneies mit dem keimenden Leben und des Osterhasen mit seinen kommenden Jungen — alles Sinnbilder der steigenden und befruchtenden, lebenerzeugenden Sonne — duldete hier und da das Oster- und das Johannisfeuer; unterstützt diese Bräuche (z. B. im Salzburgischen), wo sie es für ungefährlich, dem Nutzen der Kirche rätlich hält, sogar heute noch mit Umzügen, Messen und Böllerschüssen!

Die umeinanderliegenden Linien des Hufeisens, die schließlich zu regelmäßigen Bogen- und Kreislinien sich wanden, sind ein Bild des Sonnen- und Sternlaufes, erklärlich bei den Völkern, die wie die Bewohner des rauhen und kalten Nordens, geradezu Sonnenhunger gehabt haben müssen. (Wenn er uns Heutigen seit den Tagen Wallensteins verloren ging, so haben wir das der um sich greifenden, natur- und religionsvernichtenden Häuser- und Großstadtentwicklung und der Jagd nach dem rollenden allmächtigen Golde zuzuschreiben: der neue und „gebildete" Deutsche weiß nichts mehr vom „Tanz der Sonne" am Ostermorgen, den wir noch als Kinder durch Rauchglas vom Berge her beobachteten; weiß nichts vom Aehrendienst der Julsonne, kaum, daß er noch angeben kann, wo nachts der große und der kleine Bär zu suchen ist.) Und so finden wir dieses Sinnbild des vor- und rückläufigen Sonnenstieges überall auf Steinen und Felsen, sogar in Form von Babeltürmen auf labyrinthischen Hügeln. „Sonne, Sonne!" ruft und betet, erinnert und dankt das alles. Gewiß hängt auch der Aberglaube an das Glück gefundener Hufeisen mit dem altgermanischen Gestirndienst zusammen. (Ich habe mehr als ein ganzes Dutzend selbstgefundener „Glückweiser" daliegen: mir erschienen sie als ein Fingerzeig für meine Kinder, immer und überall im Leben die Augen aufzuhalten; denn auf Schritt und Tritt finden wir irdische und ewige Werte, wenn wir nur sehen wollen.)

Das Sinnbild der sich verjüngenden und erweiternden Spirale haben wir wie das Zeichen des Hakenkreuzes als Wegmarke wandernder Germanen anzusehen, wenn es uns anderswo begegnet als unter den rauhen Wäldern des nördlichen Europas. Denn „die immer breiter werdende Spirale, die von Tag zu Tage sich erweiternden Kreise: das ist die Bahn, die die Nordlandsonne am Himmel zurücklegt, wenn es Winter werden will; eine sich verjüngende Spirale und enger werdende Kreise deuten ihre Bahn von Frühlingsanfang bis zur Sommersonnenwende. Nordländer mußten, wollten sie die Sonnenlaufbahn im Bilde wiedergeben, zu der Spirale und den in-

einander liegenden Kreisen kommen, die sich um so enger um den Mittelpunkt schlossen, je höhere Breiten sie bewohnten. Die Sonnenbeobachtungen am Mittelmeere hingegen konnten nun und nimmer zu einer ähnlichen zeichnerischen Wiedergabe führen, und wenn trotzdem die selben Zeichen im Norden wie im Süden galten, so war es nunmehr wissenschaftlich bewiesen, daß der Norden der gebende, der Süden der nehmende Teil war." (Willy Pastor, „Aus germanischer Vorzeit".) Mit anderen Worten: die Zeichen des Labyrinths wie die des Hakenkreuzes sind Erinnerungszeichen unserer Vorfahren, die aus Sehnsucht nach Licht und Wärme, gewiß auch gedrängt von westwärts ziehenden wilden asiatischen Völkerstämmen, bedrängt von ihren zahlreicher werdenden eigenen Stammesgenossen, süd- und dann west- oder südostwärts zogen, überall mit ihrem reinen Blut und unverdorbenen Geiste alte Reiche störend und vernichtend, aber auch neu belebend und zum Höchsten führend. Diese Wegmarken weisen über Südrußland, den Kaukasus über Iran nach Indien und China — es ist der Zug der weltenverjüngenden Germanen! — sie führen durch Kleinasien, Syrien, Aegypten und Abessinien — überall das Religiöse neu anregend und befruchtend: es ist nicht unmöglich, daß auch Jesus von Nazareth ein arischer Abkömmling war; denn ein blondes und blauäugiges Volk wohnte nach den Schriftstellern jener Zeit am östlichen und nördlichen Jordan, und die Galiläer, Jesu engere Volksgenossen, waren ein Mischvolk; auch findet man Hakenkreuze, Monolithe und Trilithe im Jordanlande! — Diese Wegmarken führen durch Frankreich, Spanien bis nach Nordafrika an die Syrthen, wo sie sich mit den westlichen Zeichen wieder vereinigen. So haben vor zwei Jahrtausenden und vielleicht noch früher unsere Vorfahren die schnell verfallende alte Welt durch ihre Kriege und Raubzüge vor dem gänzlichen Untergange in einer übertriebenen „Kultur" bewahrt, indem sie alles zerschlugen: Kronen und Reiche, Denkmäler und Bilder, Städte und Türme, und Bahn machten für eine neue Kultur, die schwesterlich verbunden ist mit der Natur, jener Germanenkultur, die ihren schönsten Ausdruck fand im blaugoldenen Hakenkreuz und in der verschlungenen Hufeisenlinie.

Wieder standen wir auf dem „Gipfel" einer klingelnden Hochkultur: wir durchpflügten die Meere in Panzern und Torpedos, flogen mit Zeppelinen, Albatrossen und Rumplertauben in alle Himmel und sprechen ohne Draht mit fernen Weltteilen. Aber Spirale und Hakenkreuz erinnern uns daran, daß jede Bewegung auf Erden ihr Ende hat und daß immer das Lied wieder von vorne beginnt: das herrliche Lied von der alles belebenden und erleuchtenden Sonne. Und dieses herrliche Lied vom Hakenkreuz und Sonnenlauf muß überall wieder gesungen werden als „Flamme empor" nicht bloß am 23. Scheidings, sondern auch bei der Frühjahrswende. Nicht Beten hilft hier, nicht Fäusteballen im Sack oder Schimpfen hinter verschlossenen Türen: hier muß laut geredet, muß in Flammen gesprochen werden. Zeigt dem deutschen Volke in mundgerechten Vorträgen, zeigt ihm an Ueberresten altgermanischer Kultur, zeigt ihm in seinen Märchen und Sagen, wer unsere Vorfahren waren und — wohin wir es, der Hölle zum Dank, gebracht haben: gewiß, die Gesunden, Starken und Guten werden mit ins Zeichen des Hakenkreuzes treten.

## Weltanschauung der Germanen.

Von der Schule her wissen wir, daß Gott in sechs Tagen Himmel und Erde gemacht hat und daß er am siebenten Tage ruhte. Wir erfuhren, wie er das Dämmerlicht durch den Wolkenvorhang schimmern ließ und wie er das den ersten Tag nannte; wie er eine Feste schuf, das Wasser über der Feste von dem Wasser unter der Feste trennte, und daß er das Zwischenstück Himmel nannte, worauf er an das Werk des dritten Tages ging: die Trennung von Wasser und Land auf der Erde und die Verzierung des Trockenen mit Pflanzen aller Art. Wir hörten, wie er am vierten Schöpfungstage Sonne, Mond und Sterne durch den inzwischen zerrissenen Wolkenschleier leuchten ließ und wie er sie setzte als Zeichen für Zeiten, Tage und Jahre. Hörten weiter, daß am fünften und sechsten Tage Gott die Tier- und Menschenwelt machte, und zwar den Adam aus einem Erdenkloße, die Eva aus des Mannes Rippe. Und daß der Schöpfer am siebenten ruhte, nachdem er — vorläufig — gefunden, daß alles „sehr gut" sei. Aber dieses Selbstzeugnis war nicht von längerem Bestand; denn es wird uns weiter erzählt, wie die giftgeschwollene gleißende Schlange die an Gott zweifelnde schöne Eva zur Sünde des Ungehorsams und dann der Gattenverführung überredete und welch furchtbare Strafe infolgedessen der Urheber aller dieser „sehr guten" Wesen verhängen mußte. Wir werden Zeugen des Schrecklichsten, was der Mensch sich denken kann: des Brudermordes, und hören erstaunt, daß der mit einem furchtbaren Mal behaftete Kain in fernen Landen ein Weib fand. Hören, wie Gott schließlich das böse Trachten der Menschen nicht mehr ansehen konnte, weshalb er alles Leben, mit Ausnahme dessen, was der „fromme" Noah mit in sein Rettungsschiff genommen, in einer großen Flut ersäufte: Männer und Frauen, Kinder und Greise, Vögel und Säugetiere, Gewürm und Insekten. Und wie er schon bald nachher, weil er nur einen einzigen Gerechten unter dem neuen Geschlecht gefunden, den Abraham, Pech und Schwefel, Feuer und Wasser auf die Stadt der Menschen im unteren Jordanlande fallen ließ. Die ganze folgende Geschichte des „auserwählten" Stammes und Volkes Gottes ist eine ununterbrochene Kette von Betrug und Haß, von Fehde und Feindschaft, von Raub, Totschlag und Mord, so daß wir schon als Kinder zweifelnd und bange fragten, ob denn der allmächtige, allwissende und allweise Gott hätte nichts Besseres schaffen können als dieses „patriarchalische", königliche, priesterliche und zweifelhafte Gesindel von Adam bis zu Israel, von Levi bis zu David, Salomo und Rehabeam. Wir haben jedenfalls schon in der Schule außer dem stiefmütterlich behandelten Abel — von dem wir gar zu gerne mehr gehört hätten — und der frommen Ruth kein Vorbild im altbibelgeschichtlichen Regionsunterricht finden können. Denn der verzogene und nachher hochvornehme Joseph paßte uns als Vaterföhnchen ebenso wenig wie der Schürzenhänger und Testamentsverbesserer Jakob. Und der gottgerichtete Saul war uns von Anfang an tausendmal lieber als der in der Sage als Riesentöter überzeichnete David und der pfäffisch eifernde Samuel.

Und ausgerechnet diese blutige Geschichte der Irrungen und Wirrungen der „ersten" und „auserwählten" Menschen, deren paradiesische Ahnen einst das Zeugnis „sehr gut" am Weltwochenende erhalten, die gab man uns deutschen Kindern — und tut es, Gott seis geklagt,

aus Bequemlichkeit, Gedankenlosigkeit und Selbstnichtachtung heute noch! — die gab und gibt man deutschen Kindern, Kindern aufgeklärter Eltern im 20. Jahrhundert, gibt man Jünglingen und Jungfrauen in Mittelschulen und Seminaren als „Religion", als die Religion, neben der alle anderen Schöpfungs- und Volksgeschichten als Heidentum und Ketzerei anzusehen seien!

Und denn wunderten sich die „maßgebenden" und gottbehütenden Herren des Staates und der Kirche, daß auch nach Einführung des Christentums in die Kultur, trotz des strenge durchgeführten Schul- und Kirchenzwanges die Menschen jedenfalls nicht „besser" wurden, als sie früher in der „Nacht des Heidentums" gewesen. Und wunderten sich insbesondere in Deutschland, wo wir doch die besten Schulen und die vollsten Kirchen, die zuverlässigsten Beamten und die schneidigsten Soldaten hatten, daß auch bei uns der gottlose Geist der Genußsucht und der Habgier, der Untreue und kalten Berechnung immer ärger sein Wesen trieb. Wunderten sich, daß die Gefängnisse und Zuchthäuser nicht leer wurden, daß die Zeitungen nur noch von Parteigezänk, von Lärm und — Anzeigen leben, daß die politischen und religiösen Richtungen immer weiter auseinandertrieben, statt endlich im Zeichen des Deutschtums gegen innere und äußere Feinde sich die Hand zu reichen. Ist denn das aber nicht alles die notwendige und natürliche Folge jener planmäßigen Vergiftung der Jugend durch den alten „Religionsunterricht" unserer Schulen? Wenn die großen Betrüger, Lügner, Ehebrecher und Mörder der jüdischen Geschichte schließlich alle zu „Auserwählten Gottes" erhoben werden: warum sollen die Menschen des 20. Jahrhunderts nicht ebenfalls nach einem „lustigen Leben selig sterben?" Gott will ja, daß allen Menschen, also reichen und armen, guten und bösen geholfen werde! Andernfalls bekäme er keinen für den Himmel, da sie alle mannigfaltig sündigen! So folgerte die Jugend und das ungebildete Volk von heute. Dementsprechend handelten auch die Zugehörigen der herrschenden und besitzenden Klassen. Es ist eine wahre Sintflut- und Gomorrha-Zeit. Und doch geht ein heimlich und ein göttlich „Sehnen durch der Völker bangen Sinn, und sie seufzen unter Tränen: Hüter, ist die Nacht bald hin?" (G. B. I. 1918, Seite 360, Geibel 2.)

Es gibt ein Mittel, den Menschen von heute wieder heimisch und glücklich zu machen auf Erden, die Deutschen aus ihrer völkischen, parteipolitischen und religiösen Zerrissenheit zur alles beherrschenden und versöhnenden Einigkeit zu bringen: das Mittel der Wahrheit in der Erziehung und Belehrung! Wir wollen nicht bestreiten, daß der Gedanke der Gottheit, der Gedanke des Himmels auf Erden und der Erde im Himmel der ganzen Menschheit gehört, daß das Erhabene in allen Völkern und zu allen Zeiten entsprechend in Erscheinung trat, daß also der Gottes- und Ewigkeitsgedanke Gemeinaut aller denkenden und fühlenden Wesen ist. Aber wir wissen auch, daß geographische und klimatische Verhältnisse doch sehr verschiedene Rassen und Stämme schufen, daß Verschiedenheit Voraussetzung aller Entwicklung und Vervollkommnung ist, und daß man nicht Trauben auf Disteln und nicht Feigen auf Dornen züchten kann. Der Eskimo lebt, liebt und hofft anders als der schwarze Bewohner der heißen Wildnis, und der weltabgeschiedene Tibetaner kann nicht erzogen werden nach den Staats-Grundsätzen Alt- oder Neu-Englands. Es eignen sich nicht einmal die blutsverwandten Kelten, Germanen, Romanen und Slawen für eine gemeinsame Völkerkirche Europas, wie die grundverschiedene Entwicklung des Christentums in Rom, Byzanz-Moskau, Wittenberg-Berlin, Avignon-Paris und London-Edinburgh gezeigt hat. Dort wurde reinste Lehre und Sitte des Orients „romanisiert", in der sarmatischen Ebene „mongolisiert"; hier im Lande Armins und Bismarcks hat man sie „militarisiert", an der Seine „säkularisiert" (eingezogen) und an der Themse umnebelt und „kapitalisiert". Vom Christentum Christi blieb kaum eine Spur. Und von dem einen Hirten einer Herde sind wir trotz der Sehnsucht aller Völker nach Frieden entfernter als zur Zeit des Augustus. Weil wir unseren völkischen und religiösen Ueberlieferungen allzufremd geworden sind

Wir müssen den Mut und den Willen haben, unsere Seelen- und Geisteswohnung, unseren Gottes- und Weltentempel unserem Wesen, germanischer Art entsprechend, einzurichten. Wenn ein Deutscher in die Harzlandschaft ein japanisches oder indisches Wohnhäuschen aus Rohr und Bast setzen und nach den Sitten des Völkchens unter der aufgehenden Sonne darin leben und uns „Barbaren" diesem „feinem" Bilde gemäß erziehen wollte, so würden wir diesen Mann für verrückt erklären. Denn in den Harz gehört eben ein derbes Block- oder Steinquadernhaus und auf den Leib des Blockbergbewohners ein wärmender Pelz. Und so darf auch die Seelen- und Geisteskultur der Deutschen nur eine heimgeborene sein: nur die heimgeborene wird als wesenstimmend und wahrheitsentsprechend uns fördern und beglücken. Fragt sich, ob die Deutschen von ihren Vorfahren, den Germanen, eine Welt übernehmen können, von der alle Staats- und Kirchenwelt des Abendlandes behauptet, daß sie unzeitgemäß, heidnisch, ketzerisch und barbarisch sei. Wagen wir einen Gang in jene ferne — leider ach so ferne — Welt!

Im Anfang war noch nicht der schöne blaue Himmel mit seinen Sonnen und Monden und anderen Sternen. Da war nur ein gähnender Abgrund, Ginnungagap, und am südlichen Ende eine grenzenlose Flammenwelt: Muspelheim. In dieser Feuerwelt hausten gewaltige Riesen: Muspelheims Söhne; ihre Leiber glichen wogenden verzehrenden Flammen. An der nördlichen Grenze dieses unendlichen Reiches saß mit gewundenem Schwerte als Hüter Muspelheims der furchtbare Surtur. Einst nun vernahm der drohende Feuerwächter ein gewaltiges Rauschen, und als er genauer hinsah, da ward er gewahr, wie vom äußersten Rande des öden Raumes riesige Wellen in die Tiefe von Ginnungagap stürzten. Mit unheimlicher Schnelligkeit rasten die tobenden Fluten auf Muspelheim zu, von wo schon die ersten Funken herüber in die Wasser spritzten. Da entstand in dem bisher unwirtlichen Norden von Ginnungagap die geisterhaft wandelnde Wunderwelt Niflheim. Hin und her wogte das gleich tanzenden Riesengespenstern, hob sich und sank wieder hinab zu den tiefsten Tiefen. Und es war kalt und dunkel in dieser Nebelwelt, ohne Sonne und ohne Stern. Allmählich aber verzog sich das brauende Gewölk, und in der Mitte von Niflheim entsprang aus geheimnisvoller Tiefe der Wasserspudel Hwergelmir, dem zwölf gewaltige Ströme entflossen. Die stürzten sich südwärts in den gähnenden Abgrund und bildeten ein Meer, dessen Länge und Breite gar nicht abzuschätzen ist. Im fernen Norden aber formten sich in der Kälte eisige Nadeln und Splitter, schossen zusammen zu Blöcken und Bergen und bauten schließlich eine glitzernde Felsenwelt. Und als alles, was da lebte, zu Eis und Schnee erstarrt war, entstand zwischen dem kalten Niflheim und dem feuerwogenden Muspelheim eine

wundersame Brücke. Feuerflammen wogten hinüber, und Nebelschwaden reichten ihnen tanzend und zitternd ihre grauweißen Fetzen. Dünste stiegen auf und wurden zu Reif, der schmolz zu Wasser und fiel als tropfender Regen. Und vom schlammigen Grunde erhob sich wie ein Mensch ein gewaltiges Wesen, taumelte hin und her, reckte und streckte sich, stierte in die Tiefe und Leere und heulte, daß es durch alle Welten zog. Das war der thursische Reifriese Ymir oder Oergelmir. Endlich fiel er hin in einen langen, langen Schlaf. Hingestreckt über das weite Eisfeld lag er und atmete langsam. Und wurde wärmer und immer wärmer vom schweren Atmen, bis er schwitzte und vor Hitze dampfte. Immer unruhiger wurde sein gewaltiger Leib; Stürme entstanden, wo er lag, und zu seinen Füßen erhob sich ein Untier mit sechs gewaltigen Hörnern, das nichts gemein hatte mit dem zweigeschlechtigen Paar aus der klaffenden Brustwunde des Reifriesen. Als Ymir erwachte und seine Kinder sah, waren sie ihm fremd wie er sich selber. Sie zogen davon und wohnten in Höhlen und bildeten die finstere Rotte der Frostriesen.

Weitab von dem unwirtlichen Lager Ymirs lohten aus freundlicherer Gegend herüber aus dem wärmenden Muspelheim wundertätige Tropfen, die sich allmählich verdichteten, bis es ganz dunkel wurde. Und es entstand die weltnährende Kuh Audhumbla, aus deren strotzendem Euter vier gewaltige Milchströme sich in die Lande ergossen. Als der stierende Riese diesen Segensstrom gewahrte, tappte er hin und trank von der süßen Gabe soviel, als nur ein Riese trinken kann. Und es kam seine ganze unedle thursische Nachkommenschaft, warf sich plump zur Erde und schluckte die Spende Audhumblas. Audhumbla aber bekam endlich Hunger und Durst nach Nahrung und Trank. Und da sie nichts anderes fand, leckte sie vom Eise und leckte so gierig, daß eines Tages an einem der Blöcke Haare bloß wurden. Und als sie weiter leckte, zeigte sich mit einem Male das schöne Haupt eines Menschen, und am dritten Male trat aus den frostigen Ketten des Eises ein wohlgestalteter Mann, der hieß Buri. Strahlenden Auges schaute Buri in die Welt, zog durch die Lande und wunderte und freute sich, daß ihm allein das alles gehören sollte. Aber bald sehnte er sich nach einem Wesen, das ihm gleich und freundlich sei. Eines Tages stand das Ebenbild seiner Wünsche in einem herrlichen Sohne vor ihm. Mit dem konnte er nun alle seine geheimsten Gedanken austauschen und aufbauen. Doch den zog es hinaus in die weite, weite Welt: er wanderte von den Feuerhallen Muspelheims bis hin zu den kühlen Säulen Niflheims, wo die Riesen ihre Wohnung haben. Da fand Bör die schöne Tochter eines Riesen, die ihm edler und besser erschien, als all ihre ungeschlachte und wilde Verwandtschaft. Und Bestla wurde sein Weib und gebar ihm drei Söhne: Odin, Wile und We. Die waren von königlicher Hoheit, von starkem Willen und reichem Geist. Und lebten friedlich wie gute Brüder einträchtig beieinander. Gewiß regte sich auch in ihnen manchmal der wilde und böse Geist des Erbes aus dem Riesengeschlecht; aber sie blieben trotzdem Herren über sich, solange sie zusammen wohnten; denn zu allem, was sie taten, gab Odin den Geist, Wile den Willen und We die Weihe. Diese drei waren berufen, als Asen über Himmel und Erde zu herrschen, über Luft, Feuer und Wasser zu gebieten.

Odin, Wile und We lebten mit den grimmen Riesen in tödlicher Feindschaft, und als sie eines Tages den nichtsahnenden Ymir schlafend fanden, da fielen sie über ihn her und schlugen ihn tot. Aus den Wunden des Gewaltigen flossen solche Ströme Blut, daß eine große Flut entstand, in der das ganze Riesengeschlecht mit Ausnahme des klugen Bergelmir ertrank. Der fuhr in einem Boote davon in ein anderes Land und gründete das Geschlecht der jüngeren Reifriesen. Odin, Wile und We aber schufen aus der Leiche Ymirs die Welt. Aus seinem Fleische machten sie die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen und Kinnbacken die Felsen, aus den Haaren die Wälder und aus seinem Blute die Flüsse, Ströme und Meere. Das Gehirn des Riesen schleuderten sie in die Höhe, und es entstanden die Wolken. Von Muspelheim wurden Funken gen Himmel geworfen, die als leuchtende Sterne haften blieben. Und allen Sternen bestimmten die Götter ihre ständigen Wege um sich selber und die Erde. Und legten um die Erde das Meer, an dessen fernen Ufern Bergelmirs Nachkommen ihre Wohnungen aufschlugen. Das war Jötunheim. Die Augenbrauen Ymirs legten die Götter als Burgwall, als Horizont um die Erde und stellten an die vier Enden die Zwerge des Himmels, die das Gewölbe droben stützen und den Winden ihre Bahn weisen mußten.

Bald danach wandelten Odin, Wile und We, die nimmerruhenden Götter, am Meeresstrande und fanden eine Esche und eine Erle, aus denen sie das erste Menschenpaar schufen. Und nannten den Mann Ask und das Weib Embla. Odin gab ihnen Leben und Geist, Wile den Willen zum Denken und zu nützlicher Tat, We die fünf Sinne und die menschliche Farbe. Von Ask und Embla stammen alle Menschen ab. Und wohnten zu Midgard (Mannheim), wo sie glücklich und zufrieden waren, bis sie anfingen, das Gold zu schmelzen und zu schmieden, das den Neid der Götter erregte und schließlich zum Untergange der Söhne des herrlichen Börs und seiner blühenden Enkel führte. Aber aus dieser Götterdämmerung wird eine neue bessere, eine vollkommene Welt im Osten hervorgehen. Und ein neues Edelmenschenpaar, Lifthrasir und Lif, wird aus Mimirs Haine, in dessen Mitte die Weltesche Yggdrasil steht, hervorgehen. Sie werden vom Morgentau genährt, und ihre Seele ist voll der köstlichsten Weisheit. Und ihre Nachkommen werden die Erde beherrschen und werden in ewigem Frieden leben mit den Bewohnern Asgaards, den wiedergeborenen Göttern. Ein neues Idafeld erscheint, auf dem wie in früheren Zeiten die nun Erlösten und Entsühnten in voller Unschuld mit goldenen Würfeln ihre Spiele spielen. Nichts Böses ist mehr zu finden, und Güte waltet, wo früher Neid und Streit herrschte. Und alle sind uralter weiser Sprüche eingedenk. Täglich reitet der „Starke von oben, des Name niemand kennt und niemand ausspricht", zum Rate der Götter. Mit ihnen lenkt er, ordnet und plant er alles. Er allein gibt die ewigen Gesetze und sorgt, daß kein Fenriswolf und keine Midgardschlange, kein Surtur und kein Loki mehr den Götter- und Menschenfrieden störe.

Bedarf es einer Erklärung dieser wundersamen Schöpfungsgeschichte und schönen Göttersage, nachdem wir wissen, daß unsere fernen Vorfahren durch gewaltige Umwälzungen, größer als die biblische Flut im Euphrattale, hoch im Norden auf wenigen Inseln neugezüchtet und „neugeboren" wurden? Daß wirklich schlimme „Frostriesen" „Audhumbla" belagerten und aussogen, bis die menschenhungrige „Kuh" den schönen Buri, den Stammvater Börs und der ersten Götter, mit liebender Sehnsucht

freilegte? Daß wirklich diese „Asen" durch Schuld zur Erkenntnis, durch Leid zur Freude, durch Kreuz zur Krone kamen und die Wege zeigten zu dem „Starken von oben", zu Allvater? Wer das nicht versteht und es nicht fühlt, der ist nicht unserer Art. Der wird es nie begreifen. Aber der soll auch nicht behaupten, daß er ein Deutscher, daß er Erbe seiner Väter und Zeuge seiner Mutter sei. Der ist wert, von biblischen Schlangen verführt, von neidischen Brüdern verfolgt, in großen Fluten ersäuft oder von Schwefel- und Pechflammen verzehrt zu werden und ewig zu sitzen im Schoße jenes Herdenbesitzers, aus dessen Lenden das „auserlesene Volk Gottes" gezeugt wurde.

## Die Götterwelt.

Nicht bloß Jerusalem hat sich in unserem Lande seßhaft gemacht, sondern auch Rom. Jenes mit seiner „grundlegenden Religion" in der Schule, dieses mit seiner herrschenden Beeinflussung von Staat und Kirche. Jenes mit seiner Wirtschaftsdurchdringung und politischen „Belebung", dieses mit planmäßiger Verdummung und Knechtung der unteren, mit feingesponnener Umgarnung der oberen Klassen. Das Häuflein derer, denen noch das Herz schneller pocht, wenn sie vor den Werken ihrer germanischen Vorfahren stehen, wird täglich kleiner: wir haben zwar auf den Hochschulen in Philosophie das herrliche Fach der Deutschkunde, und wie es heißt, gehört „Germanistik" zu den bestbelegten Lehrstunden; aber von einer Neubelebung des Deutschtums ist trotzdem außer in einzelnen Liebhaberkreisen — die von den „führenden" Tageszeitungen als „chauvinistisch"-hetzerisch bezeichnet werden — nirgends etwas zu merken. Wie sollte das auch möglich sein, da mehr und mehr die Voraussetzungen für solches Hinneigen und Hingeben schwinden! Unser Vaterland gibt Schritt um Schritt seine Waldnatur auf und bekommt dafür die Fabrikstadtkultur mit ihren hohen Mauern und Schornsteinen, den Pflaster- und Teerpech-Straßen, den elektrisch erhellten Nächten und den verschlafenen Morgenstunden. Vor allem aber die kirchliche und politische Versammlung in Tempeln und — Wirtshäusern. In solcher Verirrung der Kultur haben Asen und Walküren, Wanen und Elfen, Moosleute und Wasserfräulein keinen Sinn und keinen Platz mehr. Sie ziehen sich zurück in die Herzen weniger der Allergetreuesten, still, hoffend, daß ihnen und — uns allen doch noch einmal die Stunde des Wiederfindens und „Spielens" schlagen wird.

Es ist, als ob unsere Vorfahren eine dunkle Ahnung davon gehabt hätten, was ihnen selbst und ihren späteren Nachkommen begegnen wird. Und daß das Trauerspiel ihres vorübergehend hellen Aufleuchtens und ebenso schnellen Vergehens in der Geschichte durch die germanische Götterlehre voraus bestimmt gewesen sei. Man vergegenwärtige sich, wie das weltbeherrschende Rom und das ebenso sattelgerechte Byzanz in seinen Fugen erzitterte, als die ersten Kelten, dann die wilden Horden der Gallier und endlich die Fluten der Germanen an den Toren des Reiches tosten und rüttelten! Wie die damals Regierenden am Tiber in der Folge sich ducken und bücken mußten, wie sie handelten und feilschten um ihr bißchen Hab und Gut, und wie sie bei allem Grauen und Hassen doch Bewunderung vor dieser jungherrlichen Kraft und Reinheit verrieten; wie sie schon hier und da ihre welken Familien mit germanischem Blut auffrischten und wie sie schließlich zum Danke dafür die in den warmen, weichen und reichen Gefilden und Städten Italiens, Spaniens und Nordafrikas schlapp und matt gewordenen Göttersöhne Mann für Mann, Stamm um Stamm hinterlistig aufrieben oder knechteten. Das haben die Seher der Germanen wohl vorausgeahnt, als die ersten Züge aus dem rauhen, aber stählenden Norden sonnensüchtig nach dem lauen und reichen, aber verderblichen Süden gingen. Und haben vorausempfunden, daß sie zwar fremde Rassen bezwingen und befruchten könnten, daß sie selber aber dabei untergehen würden. Haben sogar, wie es deutscher Art entspricht, nach der Schuld in sich gesucht und haben gefunden, daß es abwärts mit ihnen ging, als Wohlleben und Selbstgenügsamkeit die alte Einfachheit und Kampfeslust überwucherten. Haben in späteren, ruhigeren Zeiten, nachdem sie längst Herkunft, Rasse und Sprache verloren — nicht aber den Gottesstempel des schlanken Baus, des goldblonden Haares und des blauen Auges —, haben durch vorsichtige Rassenzucht in den Familien eine Kultur geschaffen, die in den Werken der „italienischen" und niederländischen „Renaissance" (Geisteswende) beinahe bis zur Vollkommenheit gedieh. Worauf dann abermals die Feuerteufel des Südens und diesmal mit den gefährlicheren Waffen der Seele und des Geistes wider die Asen zu Felde zogen: in diesem Kampfe stehen wir heute noch.

In der vorigen Abhandlung wurde angedeutet, wie die Weltanschauung, die Religion der Germanen naturnotwendig aus den Verhältnissen ihrer Heimat hervorgehen mußte. Und wir sehen hier, daß auch ihr Leben in anderen Gegenden, selbst in denen des Geistes, im großen und ganzen denselben Verlauf nimmt, wie es in ihrer Götterlehre dargestellt ist. Unter dem fast immer grauen Wolkenhimmel im düsteren Walde, der nur hier und da wie jener durch Lichtblicke erhellt wird, sucht das Auge nach dem Einzelnen und Auffallenden, dieses möglichst stark hervorhebend und verschönernd. Andererseits wird die Aufmerksamkeit gefesselt durch gewaltige Naturerscheinungen, die über einem Wald- und Sumpflande ganz andere Formen annehmen und Folgen zeitigen, als der ewig blaue Himmel des Südens sie mit sich bringt. Jenes Vereinzeln im Waldesdüster erzog das deutsche Volk zu Einspännern und Eigenbrödlern; es belebte sogar die ganze Natur und selbst den Himmel mit großen und kleinen menschlichen und übermenschlichen Einzelwesen. Und es leitete hin zur „Kleinarbeit" der Selbstbetrachtung und Innenschau, zur Vertiefung in die Welt des Gemütes und des Gedankens. Die wallenden wogenden Nebel aber, die tief und schwer hängenden und ziehenden Wolken, die alles durchtobenden und stürzenden Gewitter hüllten und banden oben und unten, drüben und hüben alles in unfaßbares Grauen, hinter dem erst in fernsten Fernen das Licht dämmert: so kamen die Germanen von dem Einzel- zu dem Sammelgedanken, vom Ich zum All und zu — GOTT. Und vereinigten beide Welten durch die Wunderbrücke von Asgard. Ihr Inneres zeichneten sie in die Außenwelt, das ganze persönliche All aber in den Tempel ihres Inneren. Und aus diesem Geben und Nehmen, diesem Nehmen und Geben entstand die tiefste Religion, die je von Menschen geahnt und gelebt: die Religion der Weltweisheit und der Musikkunst, die Religion des höchsten Wissens und des geheimnisvollsten Fühlens. Weder der im Nirwana versinkende Inder noch der in Formen schwelgende Grieche und erst recht nicht der in Gesetzen starrende und er-

starrende Römer sind bis an dieses innerste Tor der Gottheit gelangt. Wobei man zu beachten hat, daß die Vielgötterei der alten Germanen gar nicht in Bezug gebracht werden darf zu dem Götterdienst der ost- und südländischen Völker. Denn den Germanen war zwar jede Einzelerscheinung berechtigt und gewollt, aber doch immer nur denkbar als Ausdruck einer einzigen Eigenschaft Allfadurs (Allvaters). Selbst Odin, der „Wissende", ist nur ein Träger der Gottheit. Wir sahen, daß neben ihm Wile und We (Hönir und Loki) stehen. Und diese Drei sind Einer. Sind eins auch im Menschen, in dessen Seele Jenseitiges und Diesseitiges, Weibliches und Männliches, Starkes und Mildes, Ja und Nein zwar miteinander ringen, aber auch nach Versöhnung und Vereinigung drängen. Um Odin schart sich der Kreis der zwölf Asen, in welchem der Weise ebenfalls weiter nichts sieht, als die verschiedenen Erscheinungsformen der Natur und der Seele des Menschen. Da ist Thor, der Gott des Gewitters, der Fruchtbarkeit und der Ehe, der kämpfende Hüne im roten Bart, wie er im donnernden Wagen dahinfährt, in seiner Hand den kurzgestielten Blitzhammer Miölner, der nach jedem Wurf in die Hand des Gottes zurückfliegt. Thors Weib ist Sif (der Acker); seine Söhne heißen Modi und Magni (Mut und Kraft). Er selbst der sich im Herbst beim Nahen der Eisriesen schlafen legt und im Frühling mit seinem Donnerkeil die Tore wieder sprengt, ist das Sinnbild der sichtbar schaffenden Kraft, der auch im menschlichen Leben die Grundlage gibt durch die göttliche Ordnung der Ehe. Er erscheint als die erste Entwicklungsstufe des Menschen und damit als die Voraussetzung aller Kultur. Er ist ein Kämpfer „aus Beruf", so recht das Urbild des völkerwandernden und -zertrümmernden, des ewig polternden und dabei doch ordnenden Germanen. — Da ist Hödur, der Gott der Nacht, blind, aber sehr stark. Er ist der unbewußte Dränger, dessen Kurzsichtigkeit Loki mißbraucht, um Baldur, den Liebling der Götter, mit dem Mistelpfeil zu töten und damit den Untergang der Asen überhaupt heraufzubeschwören. Hödur gilt als das Sinnbild der blind waltenden Gerechtigkeit. — Da ist Uller, der winterliche Bogenschütze, Eisläufer und Kriegerfreund, der Odin zu vertreten hat, wenn der Wissende abwesend. — Dann Widar, die starke, sinnende und schweigende Kraft. Der alles übersieht, der auch den Fall der Götter vorausahnt und sich demgemäß vorbereitet, ihren Untergang am Fenriswolf zu rächen. Bedächtig und unverdrossen sammelt er von den weggeworfenen Schuhen der Menschen Stück um Stück und formt daraus den großen Schuh, den er dem vierbeinigen Ungeheuer in den Riesenrachen setzt und dann mit gewaltigem Ruck den Oberkiefer aus den Gelenken schlägt. Er trägt als ein guter Geist das Beste aus jedem, auch dem unscheinbarsten Menschenleben vorsorglich zusammen und legt es am großen Tage der Abrechnung auf die andere Schale der Wage, die Schuld durch die Kraft der Liebe ausgleichend. — Da ist Wali, der lustige Frühlingskünder, und Bragi, der Gott der Dichter und Redner. Auf Bragis Zunge wird in den heiligen Zeichen der Runen Odins Sein Bewußtsein und Form. Seine Gattin ist Iduna, die liebliche Göttin der asischen Jugend und Kraft. Denn aus ihrer Hand empfangen die Götter die Aepfel des Wunderbaumes von Asgard; rasch welkten die Asen dahin wie abgerissene Früchte, als sie Iduna den Riesen als Preis für die Aufrichtung von Walhall überließen. — Da ist das andere Urbild des Germanen, der ebenso tapfere als weise Tyr (Ziu), der Gott des Schwertes und der körperlichen Kraft, der nimmer flieht und immer kämpft. Und Forseti, der gerechteste Streitschlichter unter Göttern und Menschen. Und Heimdall, der goldmundige Brückenwächter des Himmelsbogens von Nifleim nach Asgard. Der den Frostriesen wehrt und den Unholden der Tiefe, der kaum jemals die Augenlider zum Schlummer senkt und mit scharfem Auge sogar das Gras und die Haare wachsen sieht. Er ist der weise Ase des Blumenmonds und der weise Ase des hellen Blicks. Und ist als Rig der Vater der „Heimdallskinder", der drei Stände der Edlen, der Freien und der Sklaven. Wenn der große Kampf naht, so stößt er mit Macht in das Giallarhorn, das Menschen und Götter zur letzten Abrechnung ruft. — Da ist Baldur, der schöne Gott der Güte und Reinheit, der Ehrfurcht und der Religion; der Gatte der Blütengöttin Nanna. Von seinem Leben hängt mehr als von Idunas Wunderäpfeln das Dasein aller Götter ab: ihn liebten und verehrten sie alle als den ersten, den frömmsten und schönsten. — Und endlich die beiden Wanengötter Niord und Frehr. Jener der Herr des Meeres, des Windes und des Feuers, der Gott der Priester und Altäre, der die Menschen unter sich und mit den ewigen Göttern verbindet, der Gott des Guten, Wahren und Schönen. Dieser der Schützer der Feldfrüchte und der Ernte, der Gott des Friedens und der Versöhnung. Der nie einem Mädchen oder einem Weibe Tränen entlockte, das Sinnbild der Sonne und des knospenden Lebens. Der Julmond ist sein Geburtsfest und der Lenz seine Vermählung mit der Erdgöttin Gerda. — Da sind neben den Asen all die jungfräulichen Göttinnen: Odins Gattin Frigga, die hehre und strenge Himmelsherrin; Freya, die Göttin der hingebenden Liebe, die sich mit Odin schwesterlich-brüderlich in die aus dem Leben geschiedenen Menschen teilt (denn „die Liebe rafft ihrer ebenso viele hinweg als der männermordende Krieg"); Siawn, Lokis Gefährtin und unverbrüchliche Trösterin in der Zeit der großen Rache; da sind die ernsten fadenwerfenden und wiederzerschneidenden Nornen; sind Wotans „Gedanken", die behelmten tapferen Walküren; ist die geheimnisvolle Vala und Saga; die unnahbare keusche Jungfrau Gefion. Da ist endlich Freyas jungfräuliche blendend schöne duftige Tochter, ein Bild von solcher Zartheit und Erhabenheit, daß alles Schöne nach ihr seinen Namen hat.

Wie oft standen wir „Christen" der Schule und der Kirche rat- und hilflos den Geschicken des Unbegreiflichen und Ewigen gegenüber! Wenn die Guten in qualvollen und fürchterlichen Leiden dahinsiechten und die Bosheit des Teufels sieate; wenn ganze Göttervölker von wilden Horden des Ostens oder von kaltrechnenden „Kulturträgern" des Südens und Westens hingeschlachtet wurden und die Erde als ein einziges großes Blutmeer dalag; wenn selbst Gott gestorben oder mit den Mächten der Finsternis verbündet und verschworen schien: dann wußten auch die klügsten und frömmsten Priester weder Rat noch Hilfe noch Deutung. Nur von Unbegreiflichkeiten und endlicher Lösung durch Belohnung im Jenseits wußten sie zu reden. Nichts von einem Tasten und Irren auch in der Natur (und alles ist Natur!); nichts von ewigen Gesetzen der Notwendigkeit zur Macht um jeden Preis! Nichts vom Recht des Gesunden und Starken gegenüber dem Kranken und Schwachen, sondern immer nur ein heuchlerisches Gewinsel um die letzte Seele in Krüppel- und Trotteltheim. Nichts von der Pflicht der Abwehr gegen alles Hinterhältige und Hinterweltlerische, sondern überall ein

unverschämter Anspruch der Gemeinen auf Besitz und Herrschaft.

Weil sie den angestammten Boden verließen und des gleißenden Goldes wegen in fremde Lande zogen, darum verloren die Germanen ihr Ewigkeitsrecht in der Geschichte, wie auch die asischen Götter vom Thron gestürzt wurden, als sie sich mit den Töchtern der Riesen paarten und mit den Unholden selbst in irdischen Verkehr traten. Eine andere Deutung des Seins gibt es auch heute noch nicht: wie der Mensch die einzelpersönlich bewußt gewordene Natur, im höheren Grade das bewußt gewordene All ist, so umfaßt „der Starke von oben, des Name nicht genannt werden darf", alle diese Einzelwesen, die guten wie die bösen, die starken wie die schwachen; selbst die Steine, die Pflanzen und Tiere, die Kometen, Monde, Planeten und Sterne, und die Weiten des Alls sind nur je ein Ausdruck seines „Wesens". Das wollte Nietzsche sagen mit seinem „Jenseits von Gut und Böse"; das deutete Meister Eckehart an mit seinem Wort von der „Ueberschwänglichkeit des überseienden Nichtseins"; das ist zu finden in der vielgestaltigen Einheit der germanischen Götterlehre. Man hat uns in den Schulen beizubringen versucht, die griechische Götterlehre stehe an Vollkommenheit himmelhoch über der germanisch-deutschen, und ein Vergleich Walhalls mit dem Himmel des Dreieinigen sei eine schwere Gotteslästerung. Wer das behauptet, der hat keine Ahnung von der Hoheit und Vollkommenheit der inneren Welt, die so weit von der gewiß herrlichen Kunst der Griechen entfernt ist wie der Klotz vom Merkur. Die Germanen waren zu stolz und zu fromm, ihren Gott in Bildern und noch dazu in steinernen, starren und toten Menschenbildern zu verkörpern und stofflich zu fesseln; wo sie dergleichen des Volkes wegen nötig hatten, da schufen sie Helden und Könige, doch mit dem Vorbehalt, diese Erzeugnisse eigenen Schaffens jeweilig ihrem Willen und Bilde entsprechend umzugestalten: sie zu vervollkommnen oder zu vernichten, wie ja auch „der Starke von oben, des Name nicht genannt werden darf", einem einfachen Krieger den Königsreif um die hohe Stirn legt, volk- und gottvergessenen Herrschern aber die Dornenkrone auf das schuldbeladene Haupt drückt, oder sie hinabstößt in die dunkle Nacht der Volksverlassenheit und ewigen Vergessenheit.

*

Nachschrift. Allzu eifrige Verehrer des Auslandes lassen die unzeitgemäßen und wesensfremden Judengeschichten nach wie vor der deutschen Jugend der Volksschule, lassen die Sagen Griechenlands und Roms den Zöglingen der Gymnasien und Realschulen wie den Hörern der Universität nahebringen. Es ist das Erbübel des deutschen Volkes: aus lauter übertriebenem Gerechtigkeitsgefühl, aus Bescheidenheit und Gastfreundschaft jeden Fremden in seine beste Stube zu bitten, und selber auszuziehen, wenn der Fremdling heimisch geworden ist, sich breit macht und auf den Tisch schlägt. So verloren die alten Germanen erst das Land bis zur Donau, dann bis zum Main und Niederrhein an die immer dreister und zudringlicher werdenden Römer; so waren sie nahe daran, alle Provinzen bis zur Elbe zu verlieren, da sogar die Chatten, die Cherusker und die stolzen Friesen dem „Freunde" vom Süden arglos ihre Tore geöffnet hatten. So verloren sie nach und nach ihre zwar einfache, aber gesunde und wesenentsprechende Kultur; so versank ihre herrliche Religion — das Wunderbarste und Gewaltigste, was je aus sinnendem Menschenherzen geboren — im Schutt römischer und jüdisch-christlicher Weltfeindschaft und Scheinheiligkeit. In dieser Seelenfremde leben und seufzen wir nun heute, belügen und betrügen wir uns selber, vergiften und bestehlen wir unsere Jugend, brachten wir im Großen Weltkriege Kultur-Europa um seinen erhofften Himmel auf Erden! Nur in dieser Geisteswüste durfte die gierende Wölfin vom römischen Tiber ihre giftstrotzende „Borromäus-Enzyklika" gegen deutsche Religion und deutsche Sitte loslassen, und durfte hoffen, von deutschen Großbauern und Staatsmännern dabei gedeckt zu werden.

Wenn unsere Kinder die Adams- und Kainsgeschichten, die Erzählungen von Jakob und Joseph, von Saul, Samuel und David „verstehen", dann werden sie gewiß auch die Götterlehre und die Geschichte der alten Germanen erfassen. Versuchts nur, ihr Väter und Mütter! Versuchts, ihr Lehrer und Lehrerinnen! Und ich gebe meine Seligkeit zum Pfande dafür: wie so viele Pastoren in den Kirchen ihre Gemeinden durch die ewigen Predigten zum Gähnen und Schlafen bringen, so werden sie durch deutsche Musik und Darstellung germanischer Götter- und Heldengeschichten die Augen leuchten und die Herzen springen machen. Und es wird ein ganz neues, ein wahrhaft göttliches Leben beginnen, und Allvater wird nicht mehr nötig haben, seinen Sohn kreuzigen oder von Riesen erwürgen zu lassen. Aber wer wagt diesen ersten Schritt zur Erlösung Gottes aus den Händen römischer Priester? Der Lehrer ist dazu berufen und jeder, der sich noch als Deutscher fühlt. Wohlan, richtet deutsche Religionsstunden ein für Alte und Junge, und feiert wieder wie einstens die Wende der himmlischen Zeiten durch lohende Oster- und Johannisfeuer!

*

### Entwicklung der Kultur.

Man mag zur Abstammungslehre stehen, wie man will: jedenfalls drängt sich dem aufmerksamen Beobachter der Jugend die Tatsache auf, daß die Menschheit in den Kinderschuhen heute noch dieselben Entwicklungsstufen durchläuft wie vor zehn- bis zwanzigtausend Jahren in der älteren und der jüngeren Steinzeit mit ihren Folgen. Und daß nicht bloß in der äußeren Gestalt der Einzelmenschen bei der Entwicklung von der Keimzelle bis zum vollendeten Zweihänder eine gewisse Uebereinstimmung herrscht gegenüber dem Werdegang in der Menschheit überhaupt, ja der ganzen Natur, mit anderen Worten: daß der Einzelne allemal ein Spiegelbild und eine Wiederholung des Ganzen ist, sondern daß diese „Biogenese" auch für den Geist und die Seele mit ihren Aeußerungen und Betätigungen Geltung hat. Auch wo es sich nicht um indogermanische Kinder handelt, lallt der Säugling als ersten Laut das a, als erste Silben ma und pa. Und überall führen die Kleinen alles zum Munde, was ihnen in die Hände fällt, zerstören sie auf der zweiten Entwicklungsstufe alles, fangen sie auf der dritten an zu laufen und die Muttersprache nachzuahmen, gehen sie auf der vierten selbständig auf Entdeckungen aus, wobei sie sich gern in Ecken und Höhlen, unter Betten und in Schränken verstecken, bauen sie auf der fünften eigene Hütten und — Schneemänner, gehen sie auf Raubzüge und Tierjagden aus, bis die Schule als unvermeidliche Kulturwalze alles einebnet und „gesittet"

macht. Und schließlich Presse, Politik, Kirche und Staat auch die Erwachsenen im möglichst gleichen Schritt halten.

Aber merkwürdig: je höher der Mensch auf der Leiter der äußeren Kultur gestiegen ist, um so inbrünstiger sehnt er sich zurück nach den Tagen seiner Kindheit, in denen er der großen Mutter Natur, dieser ausgesprochenen Unkultur, am nächsten stand. So erleben wir seit einigen Jahren, wo wir eine verstärkte Wiederholung der Kultur des 18. Jahrhundert-Endes durchlaufen, daß Millionäre und höhere Beamte sich Bauernstuben einrichten! Daß die in Seide rauschende gnädige Frau Tassen von der Marburger Ohm, Gartenstühle aus dem Fichteigebirge, Truhen und Großvaterstühle aus Holstein, Schlüssel und Geldtaschen aus Bulgarien oder Norwegen allem anderen Kunstwerk vorzieht. Man geht aus Berlin, Leipzig und Dresden monatelang ins Gebirge oder an die See, mietet sich, wenn man nicht schon gar zu kulturverkommen oder amtlich gar zu hoch verpflichtet ist, in bescheidenen und engen niedrigen Bauernhäusern oder Fischerhütten ein, kleidet sich in Tiroler Loden, ißt Knödel und trinkt Wasser frisch vom Bergquell. Ja, man nächtigt mit Dutzenden von Menschen aus allerlei Volk und Stand hoch oben auf der Alpenhütte in einem einzigen Schlafraume auf dem Stroh- und Heusack, und ist glücklich wie ein Kind, wenn man die Bauernsprache des Ober- oder des Niederdeutschen mitsprechen, ihre Berg- oder Seemannslieder mitsingen kann und schließlich von den unbeleckten Naturföhnen die Bestätigung erhält, daß man eigentlich doch zu ihnen gehöre. Und wo doch noch da und dort die „Bügelfalte" und der Seidenkragen gegen Kurzhose und Kittel sich sperrten, da hat der große Gleichmacher Krieg in Kaserne, Schützengraben und Lazarett die entsprechende Gedankenumstellung gründlich besorgt. Da kam es schnell und ganz selbstverständlich zu dem brüderlichen „Du" mit dem treuherzigen Hies oder dem urderben Jens, und es wurde uns zumute, als hätten — die Kinder des Volkes die ehemaligen Herrschaften da oben in den Adelstand „erhoben".

Vielleicht trägt es zum besseren Verständnis dieser Abhandlung bei, wenn ich einiges aus den ersten Jahren meiner Jugend erzähle — in der Voraussetzung, daß fast alle Leser sich ähnlich „entwickelten" und in letzter Folge fast zu derselben Weltanschauung und Lebensphilosophie kamen; sonst hätten wir uns ja nicht gefunden. Meine erste selbständige Entdeckungsreise führte, soweit ich mich erinnere, an Mutterns Kochtopf, den der verbündete, aber stärkere und mehr unternehmende Bruder aus der Kachel zog und mit dem siedenden Inhalt mir über die Beine schüttete: ich war gezeichnet auf viele Jahrzehnte! Aber schon ein Jahr später ging ich selber mit einem Nachbarjungen in die Umgebung meines Elternhauses „auf Reisen"; in meiner Hand hielt ich stolz ein Hämmerchen, das mir der Vater zum Geburtstage geschenkt. Dieses Handwerkszeug reizte aber den der Steinzeit kaum entwachsenen Ott-Heinrich, und als ichs ihm nicht gutwillig schenkte, da warf er mich kurzer Hand in den Pfuhl. Ich wäre darin ertrunken, wenn nicht zufällig der Vater aus dem Fenster gesehen, hinzugesprungen und mich herausgezogen hätte. Das hat ein ganzes Lebensjahr und die blühende Gesichtsfarbe der Jugend gekostet. Denn ich siechte an den Folgen dieser beiden Reisen bis in die Jünglingsjahre. Und erlebte trotz alledem ebenfalls meine Stein- und Erdhöhlen-, meine Bronze- und Hütten-, und schließlich die Eisenzeit. Mit meinen Brüdern gings in die Felder und Gärten, schöne Steine, Schneckenhäuser und Erze zu suchen. Wir bauten Höhlen und zierten das Innere mit den Funden. Räuber- und Indianergeschichten haben uns dazu gewiß nicht verleitet; denn damals gab es noch keine „Feuerhänse", „Nick Carter" und „Sherlock Holmes". (Ich habe von diesem Zeug bis auf den heutigen Tag kein einziges gelesen, habe also offenbar darin eine Kulturstufe übersprungen.) Aber Krieg geführt, geraubt und „gestrenzt" haben auch wir, wir alle vom Ascher, vom Kloster und vom Brauberge, wir alle: Pastors Ernst, Bürgermeister Hanzleden Lutt, Schotten August, Doktors Erno und Landmesser Biers Karl. (Dieser Wildfang ist nachher der berühmteste Chirurge an der Berliner Universität geworden. Merkts euch, ihr Lehrer! Und merkts, gestrenge Herren Pastoren und Schulrevisoren! Merkts: nur aus den Draufgängern wird etwas, aus den Entdeckern und Zerstörern der Jugend, nie etwas aus den Duckern, Muckern und Stubenhockern!) Wir hatten immer in der einen Tasche Steine zum Schmeißen, in der anderen Kugeln und „Schnegelhäuser" zum Spielen. Wir schlugen Ball, würfelten mit Münzen und hauten uns am Sonntag-Nachmittag als Neustädter mit den Altstädtern oder am Karfreitag, wo die Alten fromm zu Hause blieben, mit den Bauernjungens aus Lengefeld und Lelbach. Wir zogen in den Wald, bauten uns Hütten zu Pfahldörfern und handelten darin mit Messern, Töpfen und Feuerzeugen. Wir stiegen auf Bäume und Kirchtürme, nahmen den Dohlen und Raben ihre Eier, den Habichten und Eulen ihre halbflüggen Jungen, die wir anfütterten, um sie als Locker und Stößer zu gebrauchen. Wir gingen im Herbst bei mondhellen Nächten auf Obststreifen in den Gärten am Festungsfriedhof (dort, weil wir da vor den gespensterfürchtigen Wächtern am sichersten waren), bekamen öfter am anderen Tage unsere abgezählte Keile (wenn uns irgendein „Judas" verraten hatte), und sind schließlich ausnahmslos Bürger, sichere Beamte und tüchtige Schulmeister geworden.

Solche immer und überall beobachteten Wiederholungen gaben Rousseau den „Emile" in die Feder mit seiner Sehnsucht aus der verkommenen Kultur nach der verjüngenden Natur; sie ließen Rousseaus Geistesschüler Napoleon ganze Reiche zerstören und ein neues Europa wiederaufbauen; sie brachten in unserer Zeit den größten Russen, den † Leo Tolstoi, zu der allesverneinenden Lehre vom Nichttun. Aber sie leiteten uns andererseits zu den Landerziehungsheimen, Naturheilanstalten, Deutschgemeinden, Abstinenz- und Vegetariervereinen. Schließlich ist ja auch die Volkserziehersache nichts anderes als ein Besinnen auf unsere menschliche und völkische Vergangenheit. Wir müssen heraus aus dieser Unnatur, aus dieser Verlogenheit, dieser Krankheit an Leib, Seele und Geist. Wir müssen wieder wie die Kinder, wie die Urväter und Urmütter werden, wenn wir das Glück länger als Sekunden und Minuten zu Gast behalten wollen. Wir ahnen, daß unsere Vorfahren, die vor vielen Jahrtausenden in der ersten Eiszwischenzeit unter ähnlichen Witterungsverhältnissen in Deutschland als Jäger und Ackerbauer, ausgerüstet nur mit Steinwerkzeugen, glücklicher waren als wir, die wir ohne Kupfer- und Bronzegeschirr, ohne Silber- und Goldschmuck, ohne Rauschtrank und Tabak ein „menschenwürdiges Dasein" uns kaum noch denken können; wir ahnen, daß unsere hunnisch-„barbarischen" Eltern vielleicht doch glücklicher waren als wir. Denn wenn gelegentlich auch übervölkerte Gegenden Hunderte und Tausende von Stammesgenossen zum Wandern zwan-

gen, sie zur Erforschung und Eroberung neuer Jagdgründe brachten, wenn es dabei auch zu Kämpfen um fischreiche Flüsse und Seen, um Tongruben und Steinbrüche gekommen sein mag, so war die ältere wie die jüngere Steinzeit doch kaum danach angelegt, zu massenmordenden Kriegen und Raubzügen zu reizen. Erst als mutige waghalsige Wikinger mit ihren Ruderboten westsüdwärts fuhren, immer weiter sich wagten und mit den „Kulturen" am Mittelmeere bekannt wurden — das ist höchstwahrscheinlich schon vor 4000 bis 5000 Jahren geschehen; denn schon damals nahmen ägyptische Könige blonde blauäugige fremde Krieger aus dem Norden zu ihrem persönlichen Schutze in Thronsold — erst als die Naturföhne das blinkende Metall der Bronze- und nachher der Eisenwaffe, als sie die gleißende Macht des Goldes kennen lernten, erst da begann ihr verzehrendes, selbstvernichtendes Buhlen mit und um den Süden und Westen. Erst, als sie mit der „Kultur" in Beziehung traten, begann ihre Schuld und ihr Verderben. Derart, daß heute von dem ganzen Königs- und Göttergeschlecht der Germanen kaum noch 30 aufs 100 in Deutschland kommen und selbst diese 30 dem Untergange geweiht scheinen. Denn sie können vom Golde nicht lassen, glauben, das Leben sei nicht mehr lebenswert, wenn es nicht Großstadt- und Genußleben sein kann. Fürchten sich trotz allgemeinen Siechtums, trotz sommerlicher Alpen- oder Seefahrt vor dauerndem Landaufenthalt, vor Entbehrung auf einsamer Wanderung, oder in enthaltsamer Zurückgezogenheit. Und das wäre doch, wie die Geschichte der Menschheit zeigt, der einzige Weg zur Gesundheit, Kraft und Schönheit, wäre der unbedingt sichere Steg zum Glück. Man braucht nur den Römer Tacitus zu lesen, um zu erfahren, wo unsere Wege zum Werden und Vergehen sich schieden. Wohl gab es schon damals weise Männer und Frauen, die aus einer gleichwertigen Mischung von Rom und Germanien, von Kultur und Natur ein neues und höheres Geschlecht glaubten züchten zu können: die Geschichte hat gelehrt, daß es unmöglich ist, solange die Gier nach dem Golde sowohl Palast als Hütte beherrscht.

Sehen wir uns einmal um im Paradiese germanischer Kulturvergangenheit! Allerdings müssen wir zu diesem Zweck ins Dunkel der Gräber steigen, und das ist oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft, weil die wertvolleren Grabkammern und Hügel nicht selten einen Umfang bis zu 300 Fuß haben, aus verschiedenen Schichten von Lehm und Stein aufgebaut sind und die Funde in der Regel zerfallen, wenn sie durchs Freilegen an die äußere Luft kommen. Oft sind sie auch von später lebenden Familien und Stämmen zu Erbbegräbnissen benutzt, so daß da alles Mögliche durcheinander gewühlt ist und ein planmäßiges Forschen sehr erschwert wird. In einem unversehrten Grabe aus der Bronzezeit Oberbayerns fand man ein vollständig erhaltenes Knochengerüst: um den Hals eine Kette aus Bronze-Spiralen mit einer Bernsteinperle; über den Schlüsselbeinen zwei 30 bis 40 Zentimeter lange Nadeln mit Griff zum Zusammenhalten des bebänderten Mantels; auf der linken Achsel eine gewundene Bronze-Zierscheibe; an beiden Unterarmen ebensolche Armbänder; oberhalb des Beckens vier Reihen von Bronze-Knöpfen, Besatzstücke eines nur noch teilweise erhaltenen Gürtels von dünnem naturfarbigem Leder; von beiden Seiten des Gürtels nach dem Fußende laufend zwei Reihen Knöpfe, ebenfalls auf Lederriemen gesetzt, Schmuckbänder, vielleicht mit Tasche versehen gewesen; auf dem rechten Oberschenkelknochen und dem linken unteren Beckenknochen lange Bronzehülsen; oberhalb der Kniee sechs Reihen von Bronzeknöpfen, vorn in der Mitte vier bronzene Zierscheiben, offenbar Besatzteile vom unteren Rande des Oberkleides, und zwar rings herum laufend; unter der rechten inneren Handfläche ein Bronze-Rad (das Sonnenrad, das Hakenkreuz!) mit einer daran hängenden Hülse, die, wie es scheint, in einen Holzstab eingelassen war, das Ganze wahrscheinlich das Zeichen einer Würde.

In einem vor 20 Jahren bei Seddin (Brandenburg) freigelegten „Königsgrabe", das 90 Meter Durchmesser und 11 Meter Höhe maß, fand man in der Mitte des Raumes ein großes, eimerartiges, schwarzbraunes Tongefäß, das mit einem Deckel verschlossen war. In dieser Urne ein italisches Bronzegefäß mit den Asche-Beinresten eines Fürsten, den Knöchelchen eines Hermelins (wahrscheinlich die letzten Ueberreste eines Hermelinbesatzes), ein kleines Bronze-Schöpfgefäß und ein bronzenes Messer. Außerdem barg dieses selbe Grab eine ganze Reihe weiterer Ton-Urnen: eine davon enthielt die Gebeine einer zwanzigjährigen Frau, die andere die Ueberreste eines jüngeren Mädchens. Wir dürfen annehmen, daß hier Weib und Kind mit dem Stammesherrn gemeinsam in den Tod und in die Flammen gingen. In den Ton-Urnen lagen zwei Bronze-Schälchen, eine Bronze-Speerspitze, zwei bronzene Beile, Armringe, Fingerringe, ein Kamm, Knöpfe, Bruchstücke von Nadeln, alles aus Bronze; außerdem ein Halsschmuck aus Bronzespiralen mit Schmelzperlen, eine eiserne Nähnadel und ein eiserner Nadeldorn. Neben den Urnen zwei kleine leere Tongefäße, in denen sicherlich Nahrung beigegeben war, und ein bronzenes Schwert. In einer Ecke ein großes Tongefäß, das in der Mitte der Bauchung offenbar von der enthaltenen Flüssigkeit aufgeweicht und schließlich durch den übergelegten schweren Getreide-Mahlstein zerdrückt war. Vor dem Eingange des eigentlichen Grabes zwei Mehltröge.

1861 fand man in einem mächtigen Grabhügel bei Vamdrup in Jütland einen germanischen Eichensarg. Als er geöffnet wurde, stieß man auf eine Kuhhaut, in die die Leiche samt den vielen Beigaben eingehüllt war. Es handelte sich um das vollständig und wohl erhaltene Knochengrüst eines Mannes, zu dessen Füßen eine Holzschachtel stand. Der Tote war bekleidet mit einem groben Wollmantel ohne Aermel und Oeffnungen: eine Art Ueberwurf, der auf der Brust durch eine oder mehrere Nadeln oder Spangen zusammengehalten wurde. Darunter ein Rock mit Aermeln, in der Mitte geteilt durch einen Gürtel mit vorn lang herabhängenden Quasten. Der Kopf bedeckt mit einer runden Mütze aus mehrfach übereinandergelegtem Wolltuch. Die Haupthaare waren blond. Von Barthaaren war nichts zu finden, wohl aber lag in der Holzschachtel ein bronzenes — Rasiermesser! Dazu ein Hornkamm und eine zweite, höhere Mütze. Des weiteren unter dem Kopfe die Hälfte eines wollenen Schals; die andere Hälfte lag zu Füßen neben anderen schmalen Wollstreifen, mit denen die Beine strumpfartig umwickelt waren. An der linken Seite ein Bronze-Schwert in hölzerner ledergefütterter Scheide.

Ebenfalls in Jütland, bei Aarhus, legte man ein Grab bloß und fand eine bekleidete weibliche Leiche, eingehüllt in eine ungegerbte Stierhaut. Die langen blonden Haupthaare waren mit einem Hornkamme zierlich aufgesteckt, ähnlich wie die Haartracht der wohlhabenden

norddeutschen Bäuerinnen heute noch ist. Herum lag ein feines, wollenes Netz. Die Leiche trug vollständigen Anzug aus kurzer Aermeljacke und langem Rock mit Mantel aus Wolle mit eingemischten gröbern Tierhaaren, um die Hüfte ein Gürtelband mit langen Quasten. Die Brust geschützt durch eine große Bronzefibel. Des weiteren fand man zwei Armbänder, einen Bronzering, zwei Zierplatten vom Gürtel, einen Halsring und einen Bronzedolch mit hölzernem Griff. Kurzum: eine Kleidung, wie sie der heute noch in den skandinavischen Ländern getragenen entspricht. Nur die Männer hatten noch nicht die Hose, in denen wir die Germanen (und Gallier) bei ihrem Kampf gegen die Römer finden.

So ließen sich nun aus Gräber- und Feuerstellen-Resten abgerundete schöne Kulturbilder von der älteren und jüngeren Steinzeit (5000—2000 v. Chr.), der Kupfer-, Bronze- (2000—1000 v. Chr.), Hallstadt- (1000—400 v. Chr.) und la Tène-Zeit (400—Christi Geburt), sowie der älteren römischen Kaiserzeit zeichnen. Aber das würde den Rahmen dieses Buches weit überschreiten: wer sich über die ersten Werkzeuge und ihre Vervollkommnungen von Stufe zu Stufe, über die Geräte in Küche, Haus, Feld und Wald, über die Waffen, über die Zierraten genauer unterrichten will, muß schon einmal das nächstliegende Landesmuseum aufsuchen, oder, falls ihm das zu kostspielig werden sollte, eine der billigeren Volksausgaben über Deutschlands Vorzeit für die eigene oder die Schulbücherei beschaffen.

Driesmans glaubt, daß erst das glänzende Metall und der schneidige Stahl aus dem stieren Jäger der Eiszeit den welterobernden, himmelstürmenden Draufgänger und Forscher gemacht haben. Ich kann das trotz meiner einführenden Sätze nicht bestreiten, kann es um so weniger bestreiten, weil ich annehme, daß alles gekommen ist, wie es kommen mußte, wie auch alles wieder vergehen wird, weil nichts in der Welt von Dauer ist. Aber ich glaube andererseits mit der Bibel, daß die Menschheit ein Paradies in der Vergangenheit hatte: den Kinder-Zustand im „Garten Eden" ohne Schwert und ohne Metall; und glaube mit Darwin des weiteren, daß die Menschheit ein neues Paradies in der Zukunft finden wird: die Seligkeit der inneren Welt, wie sie von keinem Volke reiner und schöner angefangen und fortgesetzt ist als von dem Stamme der „prachtvollen blonden Bestie" mit den blauen Augen des Himmels.

## Stämme und Volk.

Unsere Vorfahren leiteten ihre Herkunft ab von dem erdentsprossenen Sohne Tuisco und seinem Sohne Mannus. Letzterer hatte drei Söhne, nach welchen die am Niederrhein seßhaften Stämme Istaevonen, die gegen das Meer wohnenden Ingaevonen und die in Mitteldeutschland sitzenden Erminonen genannt wurden. Zu den Istaevonen gehörten u. a. die Brukterer, die Marsen, Sigambrer und Usipeten; Cherusker und Chatten bezeichnet man als Erminonen; Friesen, Chauken, Angrivarier und Angelsachsen als Ingaevonen. Dagegen behaupten andere germanische Führer, es seien *mehr* Göttersöhne und dementsprechend *mehr* Stämme edlen Geschlechts gewesen: die (leider sehr früh und fast ganz verrömerten) Alemannen am badischen Oberrhein und im heutigen Schwaben; die Bajuvaren an der oberen Donau, am Inn bis hinab an den Gardasee und an der Salzach; die Hermunduren in Nordbayern und Thüringen; die Longobarden an der mittleren und unteren Elbe; die Semnonen in der heutigen Mark Brandenburg; die Vandalen an der mittleren Oder; die Burgundionen weiter östlich zwischen Oder und Weichsel, und als Hut und Wacht nach Sarmatien hin die Gotonen. Als letzte nach Norden werden die Rugier genannt, die Tacitus zu den Burgundionen rechnet; im heutigen Böhmen wohnten die vom Westen her unter Marbod eingewanderten Markomannen; noch weiter südlich im heutigen Deutschösterreich bis an den Süd- und Westknick der Donau die Bojer und Pannonier; in älterer Zeit östlich davon bis tief nach Südrußland hinein die schönsten, stolzesten und tapfersten von allen: die West- und Ostgoten. Das Wort Germanen selbst stammt aus jüngerer Zeit: es kommt von den Tungern, welche zuerst den Rhein westwärts überschritten und die Gallier vor sich hergetrieben haben; nach und nach wurde die Bezeichnung Germanen zu einem Schreckenswort für Gallier und Römer, und schließlich legten ihn sich alle die genannten Stämme wegen dieser Wirkung auf die Feinde zu.

Der erste „Kulturträger", der die Wildnis nördlich der Alpen und der Donau betrat, war um 320 v. Chr. der Grieche Pytheas aus Marsilia, der allerdings nicht die alte Handelsstraße germanischer Kaufleute an der Weichsel und Donau entlang, sondern zu Schiffe um die West- und Nordküste bis in die Ostsee gezogen war, um hier den goldglänzenden Bernstein zu suchen. Der galt in der damaligen Kulturwelt in Rom und Byzanz als der kostbarste Edelstein und war an Ort und Stelle von den Teutonen, wie Pytheas die Bewohner der Ostseeküste nannte, fast umsonst zu haben: man gab den treuherzigen Naturkindern Bronzeringe und -messer und später auch Geld dafür. Aber sie selbst wunderten sich in ihrer Unverdorbenheit darüber, daß man ihnen Wertstücke bot für Geschenke, die sie von der Natur umsonst erhalten hatten. Zweihundert Jahre später beschreibt ein anderer Grieche, Poseidonios, das Land zwischen Visurgis und Vistula (Weser und Weichsel) als einen einzigen ungeheuren Wald, durchzogen von nordwärts fließenden versumpften Flüssen, verdüstert durch ständige, schwere und kalte Nebel. Um diese Zeit trafen auch Römer und Germanen zum ersten Male aufeinander, und zwar schlugen die Kimbern und Teutonen, die vom Norden her gekommen waren, bei Noreja in Noricum, zwischen Drau und Mur, im Bojerlande die Kohorten des Papirius Carbo in blutige Flucht. Jahrhundertelang blieben von jetzt ab die damaligen Beherrscher der Welt mit den ungeschulten Barbaren des Nordens in Streit und Krieg, und bei dieser Auseinandersetzung zwischen Natur und Kultur, von der später noch die Rede sein wird, ging das römische Reich in Scherben. Allerdings gaben auch die meisten Stämme Germaniens im Lauf dieser Kämpfe ihre Wohnsitze und ihre Selbständigkeit auf, und die wertvollsten unter ihnen, denen Felix Dahn in seinem „Kampf um Rom" ein unvergängliches und wahrhaft königliches Denkmal gesetzt hat, sind überhaupt von der Erde vertilgt. Wenn wir nicht annehmen wollen, daß ihr edler und vornehmer Geist zeitweilig in mancher Rassenmischung wieder lebendig wird. Ich kann es zwar nicht „wissenschaftlich" beweisen, glaube aber ganz bestimmt, daß z. B. im waldeckischen Uplande heute noch Blut dieses Edelstammes in Gestalt, Sitte und Sprache wirksam ist. Ein Skandinavier, mit dem ich wiederholt am Hermannsberge die Sommermonate verlebte, war er-

staunt über die Menge gleichklingender Worte in der norwegischen und der uplandischen Bauernsprache, die mit ihren Doppelselbstlauten eine Fülle und Kraft offenbart, gegen die Fritz Reuters Obotritenplatt wie Hochdeutsch anmutet. Und nirgends sonst im Deutschen Reiche findet man so viel Tiefblauäugige, Rotblondhaarige, Zarthäutige und Schlanke wie im Uplande. Und nirgends wie hier solche Draufgänger . . .

Tacitus hält die Gesamtbevölkerung Germaniens für Scholle-geboren, nicht von außen zugewandert, und trotz ständiger Stammesstreitigkeiten für unvermischt, rein und sich selbst gleich. Denn er findet bei ihnen allen den hohen, schlanken und dabei kräftigen, fast gewaltigen Körperbau, ein trotzig blaues Auge und rötlich blondes Haar. Alle sind im Angriff stürmisch, aber nicht nachhaltig, wie sie auch bei Mühseligkeiten weniger Ausdauer zeigen, und es dadurch den schließlich an sie gewöhnten Römern nicht selten möglich machen, entscheidende Niederlagen in ebenso entscheidende römische Siege zu verwandeln. Hitze und Durst können sie schlechterdings nicht ertragen, dagegen um so eher Kälte und Hunger — Eigenschaften, die durch das Klima bedingt waren. Im Kriege sind sie besser zu Fuß als zu Pferde, da sie im allgemeinen schlecht reiten, aber vortrefflich marschieren. Sie kämpfen am liebsten mit dem Speer, den sie mit ungeheurer Kraft und fast unfehlbarer Sicherheit schleudern. Sie selber decken sich durch den Schild. Nur die Häuptlinge tragen Helm und Panzer, aber auch die erst, seit sie mit den Römern wiederholt zusammengestoßen waren und erfahren hatten, wie schlimm es ist, wenn die Führer, die allemal an der Spitze standen und regelmäßig vor Eröffnung der Schlacht den Feldherrn der Gegenpartei zum Zweikampf herausforderten, durch Hinterlist der Feinde niedergemacht wurden. Im allgemeinen zogen die germanischen Krieger halbnackt in den Streit, bekleidet mit einem leichten Rock oder Mantel über den Oberkörper und die Füße geschützt durch Sandalen.

Es ist wiederholt vorgekommen, daß auch die Frauen mit in die Schlacht eingriffen. Nicht etwa beim Vorstoß; denn das hätten die Männer als schimpflich für sich gehalten; sondern zur Verteidigung, wenn die Reihen der Ihrigen ins Wanken gerieten. Dann warfen sich wohl die Frauen den Fliehenden mit entblößter Brust entgegen, den Männern die Schrecknisse ausmalend, die den gefangenen Frauen und Jungfrauen in Rom und Byzanz bevorstünden. Nicht bloß, daß sie mit gebundenen Händen, in Scharen aneinandergekoppelt, den Zug des Siegers verherrlichen mußten: es wurden ihnen in der Regel auch die schönen goldblonden Haare abgeschnitten und die gesunden, schneeweißen Zähne abgebrochen, mit denen sich dann die eitlen Römerinnen schmückten. Daß sie auch in sittliche Anfechtungen und Gefahren gerieten, wenn sie den Selbsttod nicht vorzogen, braucht nur angedeutet zu werden. Angesichts solcher Schande griffen sie dann, wenn die Ihrigen bis zur Wagenburg zurückgetrieben waren, zur Streitaxt, und mancher kampfeseifrige Römer und mancher — feige Germane ist von den kräftigen Hieben deutscher Frauen niedergestreckt worden. Das Weib stand bei den alten Deutschen in hoher Achtung: man schrieb ihr prophetische Gaben zu und hörte gern ihren Rat. Wenn die Römer besiegte Stämme im Zaum halten wollten, so ließen sie adlige Jungfrauen als Geißeln stellen.

Die Germanen lebten mit Ausnahme weniger reicher Fürsten — und diese in Mehrweiberei nur aus Familien- und Erbschafts-Gründen und im Einverständnis mit dem Volke — streng ehelich. Die Ausstattung bringt nicht wie heute das Weib dem Manne, sondern umgekehrt, nicht etwa Schmuck und Tand nach Römerart, sondern Rinder, Streitrosse, Schild, Schwert und Speer. Und diese Aussteuer hat Bedeutung: sie sagt, daß von nun an die junge Frau mit einem bestimmten Genossen und allein mit ihm Arbeit und Gefahr, Gleiches im Frieden und Gleiches im Kriege zu teilen habe. Ehebruch ist so gut wie ausgeschlossen; sollte sich aber doch mal ein Weib so weit vergessen, so übt der betrogene Mann öffentlich Gericht über sie, indem er ihr die Haare abschneidet, ihr die Kleider herabreißt und sie nackt durch die Siedlung vor sich her peitscht. Sie sind für immer voneinander geschieden. Männer mit widernatürlichen Gelüsten werden gefesselt in Moore versenkt und ihre Errettung durch übergelegte Bretter mit Steinen unmöglich gemacht. Braucht man sich zu wundern, daß ein solches Volk nur gesunde, schöne und starke Männer und Frauen hervorbrachte und daß Germanien der Menschenborn ganz Europas, ja der Welt wurde?!

In größter Einfachheit wachsen die Kinder heran, lange genährt von der kräftigen Mutter Brust. Weiche Betten und warme Kleider, wohlige Stuben und warme Oefen kennen sie nicht. Gewiß wird hier und da ein schwächergeborenes Kind in der Entbehrung und harten Erziehung zugrunde gegangen sein; aber der Nachwuchs war immer noch zahlreich genug, und er bestand infolge der natürlichen Auslese fast nur aus Gesunden und Starken. Ammen, Lehrer und Pastoren gab es nicht, auch keine Aerzte und Juristen — alle diese Stände vereinigten Mutter und Vater in sich, und nur über den Erwachsenen entschied in gewissen Fällen das Thing der Gemeinde oder des Stammes. Frei wuchsen Knaben und Mädchen heran, früh durch Spiel und Tanz geübt und gestählt für den harten Gang des Lebens. Je größer die Familie, um so höher das Ansehen und größer der Einfluß. Denn die Sippen halten zusammen und beerben einander, wo leiblicher Nachwuchs fehlt.

Der Erbe hat auch die Feindschaften und Fehden mit den freundschaftlichen Beziehungen des Erblassers zu übernehmen. Aber die Feindschaften können ausgeglichen werden durch Loskauf mit Vieh, eine Einrichtung, die Tacitus bei einer so freien Verfassung für segensreich erklärt, weil andernfalls die edelsten Geschlechter, wie die Geschichte südeuropäischer Völker lehrt, durch Blutrache vernichtet würden.

Auch dem Feinde gewährt man Gastrecht. Damit ist gesagt, daß gastliches Leben bei den alten Deutschen bis zum letzten durchgeführt war. Freund und Fremder werden mit gleicher Zuvorkommenheit beherbergt und bewirtet — einige Schriftsteller gehen sogar so weit zu behaupten, der Gastgeber habe dem Gastfreunde auch das Lager bei der Ehefrau angeboten. Was angesichts der übereinstimmenden Darstellungen besserer zeitgenössischer Forscher als unwahr zurückgewiesen werden muß. Denn wie sollte diese „Freiheit" des Gastes sich vertragen mit der ehelichen Heiligkeit und priesterlichen Würde der Frau! Wenn irgendwo, so konnte nur bei den sittenreinen, keuschen Germanen selbst die Gattin und Mutter dauernd als unbefleckte Jungfrau dastehen, weshalb auch in Deutschland der Mariendienst durch den Glauben, der selig macht, am festesten und reinsten begründet ist. Gebrachs dem Hause an irgend etwas, so führte der Herr der Familie den Gast zur nächsten Siede-

lung, wo beide ohne Bedenken als liebe, willkommene Freunde aufgenommen und bewirtet wurden. Es galt nicht als eine Zudringlichkeit oder Unbescheidenheit, um ein bestimmtes Geschenk zu bitten; im Gegenteil, man fühlte sich geehrt durch solche Bitte, stellte Gegenforderungen mit der gleichen Unbefangenheit. Denn man liebte Geschenke: sie halten die Freundschaft warm.

Wenn man bei diesem herrlichen Volke von Lastern sprechen darf, so hatten sie deren allerdings zwei recht bedenkliche, zwei, an denen auch die Nachkommen von heute noch leiden: das übermäßige Trinken und das waghalsige Spiel. Und merkwürdig, daß beide aus der Tugend gemeinsamer fröhlicher Gelage herkamen. Man lebte im allgemeinen einfach und mäßig; aber bei besonderen Veranlassungen (Sonnenwende, Handelsabschlüssen, Verspruch, Spiel und Sieg) gabs mehr als sonst auf den Tisch, an Essen und Trinken. Und waren die Köpfe warm geworden vom reichlichen Genuß des Gersten- oder Weizenmeths, dann gings an die Würfel, und in der Regel zum Schluß an die Waffen. Allerdings gelang es nicht selten den ältern Männern und den Frauen, die Kämpfenden zu bestimmen, den Ausgleich erst am nächsten Tage in der Nüchternheit vorzunehmen: was dann im Rate der Gemeinde gebilligt wurde, das galt wie Eidverpflichtung durch Handschlag, die heiligste Handlung, die der Germane außer der Blutsfreundschaftsweihe kannte. Da ging dann mancher Freie ohne Murren von Haus und Hof und wurde Knecht auf Jahrzehnte oder lebenslang — der „Starke von oben, des Name nicht genannt werden darf", hatte es so gewollt, und in seinen Spruch fügten sich auch alle Familienangehörigen.

Die herrlichen Eigenschaften der Germanen wurden getrübt oder gingen zum Teil ganz verloren bei den Stämmen, die, sei es als Zehntner südlich der bayrisch-schwäbischen Grenzmauer, sei es als abgabepflichtige Gefolgsleute oder als nachbarliche Freunde zu den Römern in nähere Beziehungen traten. Zu jenen gehörten die Alemannen und Bajuvaren, zu den zweiten die chattischen Mattiaken am Mittel-, die Bataver am Niederrhein, zu den letzteren die gutmütigen Friesen und Chauken, in deren Hand es mindestens zweimal gegeben war, in Not geratene Römerzüge zu vernichten und Germanien vor ferneren Kriegsgelüsten der Kaiserlichen zu bewahren. Die Achtung vor den in äußerster Gefahr schwebenden Fremden — vielleicht auch die Eifersucht, der Haß gegen benachbarte Stämme — hat sie wohl von diesem Schritte zurückgehalten. Aber als die Römer zum Danke dafür auch ihnen Rute und Henkerbeil brachten, da gingen schließlich auch diesen deutschen Micheln die himmelblauen Augen auf: wie ein Wetter fielen sie bei späteren Landnahmeversuchen über die fremden Heuchler her und hielten ihre Rechte jahrhundertelang so frisch, daß ihr noch der papstfromme Winfried zum Opfer fiel.

Das Land der Chatten schildert Tacitus, an dessen Zuverlässigkeit ich mich in diesen Ausführungen halte, als nicht so flach und sumpfig wie die meisten anderen Bezirke im Norden und Osten. Denn ununterbrochen ziehen sich sanfte Hügelwellen durch die Gegend vom Main bis zum Habichtswald und das Rothaargebirge, allmählich verflachend nach den Grenzen der Cherusker, Brukterer und Marsen. „Es ist ein abgehärteter Menschenschlag mit gedrungenem Gliederbau, trotzigem Blick und großer Tatkraft", besonnen und überlegsam, diese Chatten. „Davon zeugt die Wahl ihrer Führer, ihr Gehorsam gegen die Oberen, die Kenntnis und Innehaltung der Schlachtordnung, die richtige Benutzung des günstigen Augenblicks, der Aufschub des Angriffs, die Anordnung der Tageswachen, die Verschanzung zur Nachtzeit; der Grundsatz, mehr auf den Wert der Tapferkeit zu bauen als auf die Dauer des Waffenglücks, und endlich die unbedingte Unterordnung des Ganzen unter den selbstgewählten Führer." Bloße Streif- und Raubzüge, wie wir sie bei den Ostgermanen beobachten, kennen die kriegstüchtigen Chatten nicht. Scharmützeln sind sie abgeneigt; wenn sie losschlagen, ists ein kräftiges und nachhaltiges Donnerwetter. — Mit dem Eintritt der Mannbarkeit lassen sie Haupt- und Barthaar wachsen bis zum ersten Zusammentreffen mit einem Feinde und dem ersten Siege. Dann fällt die Locke der Tapferkeit: über dem Blute des Gegners und der ihm abgenommenen Beute enthüllt der siegende Chatte Stirn und Haupt und glaubt damit erst die Schuld des Daseins abgetragen, glaubt jetzt erst sich seiner Eltern und seines Stammes würdig gemacht zu haben. Feige und Unkriegerische werden gezwungen, nach Frauenart langes Haar zu tragen. Die Tapfersten aber weihen sich und zeichnen sich selber vor anderen aus durch Anlegen metallener Ringe um Arme und Beine und tragen diesen Schmuck bis aufs Totenlager. Diese Eisenbewehrten eröffnen die Schlacht, die Jungen anfeuernd und — beschämend, wenn vor ihnen die Mahd dünner wird als vor den Alten. Braucht man sich zu wundern, wenn diese Marssöhne — wie die Römer sie achtungsvoll und scheu nannten — auch im Frieden harte, strenge Züge zeigten und selten zu Spiel und Frohfest gingen? Ihr höchstes Schauspiel war der Schwertertanz. Und sie kämpften und verbluteten nicht weniger freudig für ihr schönes Land, als ihnen alles gemein war und niemand persönliches Grundeigentum besitzen durfte: „Verschwender fremden Gutes, Verächter des eigenen, bis endlich kraftloses Alter sie zu eherner Tapferkeit untätig macht." So schildert sie in rückhaltloser Bewunderung Tacitus, der a. a. O. den leisen Wunsch durchklingen läßt, die Germanen möchten sich schließlich allesamt zu Tode saufen . . .

Von den Cheruskern weiß Tacitus nichts zu erzählen, als daß sie, die ehemals die Braven und Biederen genannt gewesen, jetzt Toren und Weichlinge geworden seien. Er meint, das komme wohl daher, daß sie allzulange neben den südlichen Chauken und den nördlichen Chatten, „denen ihr Glück als Weisheit gilt", in tiefstem und erschlaffendem Friedensschlummer gelegen hätten, was allemal mehr Bequemlichkeit als Sicherheit gewähre; besonders, wenn man zwischen übermütigen und gewaltätigen Nachbarn wohne: „wo das Faustrecht gilt, da sind Mäßigung und Redlichkeit nur Namen des Ueberlegenen." Möglich, daß die herrischen Cherusker, nachdem einer ihrer eigenen Stammesfürsten, Segestes, in schrecklicher Verblendung und undeutscher Verräterei die eigene Tochter, Armins stolze und schöne Gattin Thusnelda, an die Römer ausgeliefert hatte, durch diese Gesinnungslumperei und durch die nahe Beziehung zu rombefreundeten Rheinlandstämmen zum großen Teile mitverdorben waren; möglich, daß der reinere östliche Teil durch seines jungen Helden Sieg über Varus im Teutoburger Walde und Armins offene Ansprüche auf die Führerschaft aller deutschen Stämme mißtrauisch und kopfscheu geworden — Armin war ja Soldatenzögling und „Staatsschüler" der Römer gewesen: es lag der Verdacht nahe, daß er ein germanisches Reich unter seiner Faust gründen könne! — möglich, daß sie diesen Edelsten der Edeln ebenfalls

im Stich ließen und ihn gar aus Verblendung um das Leben gebracht haben. Jedenfalls weiß man nichts Genaueres über das Ende unseres ersten und größten Vaterlandsretters. Möglich auch, daß die Cherusker auf den Lorbeeren ihres Führers ausruhten, schliefen und schliefen, bis die Chatten und die — „Christen" Karls des Großen ihnen die Augen öffneten, daß es nun vorbei sei mit deutscher Bravheit und Biederkeit. Wahrscheinlicher aber, daß Tacitus, dem wir im übrigen wohl vertrauen dürfen, bei aller Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit doch soviel Römer blieb, daß er aus unbewußtem Rachegefühl den Todfeinden vom Teutoburger Walde gerade jene Untugenden nachträglich andichtete, um derer willen bei den Chatten Männer zu Weiblingen gestempelt wurden. Wir aber wollen niemals vergessen, daß Armin ohnmächtig gegen Varus gewesen wäre, wenn er nicht seine vaterlandsbewußten und -stolzen Cherusker gehabt hätte; denn aus der Kraft ihres Ansturmes, der Nachhaltigkeit ihrer Angriffe und der Treue gegen den Stammesfürsten erwuchs eben der herrliche Sieg in den Sümpfen des Teutoburger Waldes.

So möchte ich noch mehr erzählen von den fleißigen Batavern, den ruhigen und treuen Friesen, den „schrecklichen" Kimbern und Teutonen, den meerfahrenden Angel- und Niedersachsen, den wanderfrohen Burgundionen, den wilden Longobarden, den draufgängerischen Vandalen, den zugreifenden Markomannen, den weg- und steggkundigen Thüringen (Hermunduren): es ist unmöglich. Nur das muß gesagt werden: es war ein herrisches Geschlecht, das um die Wende der Zeiten das ganze alte Europa in Trümmer schlug und Ansätze schuf zu einer Versöhnung und Verschwisterung von Natur und Kultur, wie sie sicherlich vorgesehen ist im Plane des großen Baumeisters unserer und aller Welten.

*

### Herzoge und Könige.

Die Wahl des Herzogs, des Heerführers, wurde bestimmt durch seine Tapferkeit und seinen Kriegsruhm. Gewalt und Würde des Volksersten ging von der Gesamtheit aus und war nicht erblich, nicht einmal überall lebenslänglich. Gewiß nahm man bei der Wahl Rücksicht auf Ehre, Reichtum und Anhang, auf Familie und Gefolge, indem nur aus den hervorragenden und ältesten Geschlechtern der Tüchtigste von der freien Wehrschaft auf den Schild gehoben und damit an die Spitze des Heeres gestellt wurde; gewiß schaltete der Herzog auch im Frieden frei nach altem Herkommen in inneren Angelegenheiten der Gemeinde: er leitete die Waffenübungen und -spiele; er entwarf die Pläne zu Wanderungen und Raubzügen: er sorgte für das rechte Einvernehmen der Sippen und für gute Nachbarschaft mit den Angrenzern. Erst später entwickelte sich aus dem Herzogsamt die Königswürde; aber auch sie galt von Volkes Gnaden, selbst wo sie im Laufe der Zeit nach römisch-byzantinischem Muster erblich geworden war. Wo die gewählten Herzoge durch wiederholte siegreiche Kriege und vielleicht auch ihre Söhne durch rühmliche Taten Vorbilder des Stammes geworden waren, da ließ man sie nicht selten aus Gewohnheit und Ueberlieferung an der Spitze und stattete sie aus mit königlicher Macht, einer Macht, die freilich niemals im Sinne des römischen „Cäsaren- und Imperatorentums" geduldet wurde, einer Macht, die lockerer und doch heiliger und sicherer war, weil der germanische König auch als oberster Richter und Priester geehrt wurde.

Tacitus entwirft folgendes Bild von dem Ersten unter Gleichen bei den Germanen. „Zum König bestimmt der Geburtsadel, zum Herzog die Tapferkeit. Aber die königliche Gewalt ist nicht unumschränkt, und selbst der Heerführer ist mehr Vorbild als Befehlshaber. Immer auf dem Platze, immer rüstig, immer an der Spitze — so herrscht er durch die Achtung, die er einflößt. Aber er hat kein Recht über Leben und Tod seiner Volksgenossen; er darf niemanden gefangen setzen oder züchtigen lassen. Das darf nur der Priester und auch der nicht einmal auf des Fürsten Befehl, sondern im Auftrage der Gesamtheit und im Dienste einer höheren göttlichen Gewalt, die auch auf der Walstatt wirksam ist."

In den Volksversammlungen hat jeder dasselbe Recht zum Worte wie der König und der Priester. Die Würde des Priesters wurde vom Herzogs- und Königsamt abgezweigt, um den Volksersten zu entlasten, wahrscheinlich auch, um ihn für den Fall unwillig aufgenommener Richtersprüche und Strafen außerhalb der inneren Streitigkeiten und Gefahren zu haben. Wohin diese an und für sich durchaus vernünftige Arbeitsteilung geführt hat, das sehen wir an den römischen Päpsten, die nach dem Untergange des Römischen Reiches nicht bloß die geistliche, sondern auch die weltliche Macht der alten Herrscher an sich zu reißen versuchten und diese auszuüben verstanden auch über Länder und Völker, die niemals politische Beziehungen zu den Herrgöttern am Tiber unterhalten haben. Leider wurden diese machthungrigen und übermütigen schlauen Rompriester am meisten und nachhaltigsten unterstützt von deutschen Priestern und — Königen. Und da machten weder die großen und kleinen Karolinger, noch die angesehenen und frommen Habsburger, noch die freien protestantischen Hohenzollern eine Ausnahme. So ist auch Wilhelm der Zweite öfter, als uns Deutschen lieb sein durfte, im Vatikan gewesen, ohne daß ihm und uns je der Gegenbesuch gemacht wäre . . .

„Hohe Abkunft", erzählt Tacitus weiter, „oder große Verdienste verleihen schon in früher Jugend Auszeichnung beim Fürsten: solche Jünglinge werden den Stärkeren und Erprobten zugesellt, und es ist für keinen, auch für den Königssohn nicht, beschämend, im Gefolge zu erscheinen. Im Gefolge selbst gibt es verschiedene Rangstufen, aber nur im Urteil dessen, dem das Gefolge zugehört. Es herrscht ein großer Wetteifer unter den Fürsten und Gewaltigen um das zahlreichste und angesehenste Gefolge, aber auch unter dem Gefolge selbst um den ersten Platz. Denn es gilt als ein Zeichen persönlicher Macht, die Söhne der Besten und womöglich diese selbst im Gefolge zu haben; zugleich bedeutet eine solche auserlesene Schar auch den sichersten Schutz im Kriege. Auch bei den Nachbarvölkern schätzt man den fremden König nach der Stärke und dem Ansehen seines Gefolges; man sucht die Angehörigen desselben im Frieden und im Kriege auf und hofft durch ihre Fürsprache und ihren persönlichen Einfluß den Fürsten für diesen oder jenen Plan, für Gunst und Milde zu gewinnen. Ihres Namens Klang hat wiederholt Kriege im Keime erstickt." Und andere entfacht, wie wir aus alter und neuer Geschichte wissen.

„Steht der Fürst im Gewühl der Schlacht, so ist es eine Schande für ihn, sich vom Gefolge übertreffen zu lassen; aber eine ebenso große Schmach für das Gefolge, dem Führer nicht durch dick und dünn, in Not und

Tod zu folgen — ehrlos fürs ganze Leben, wer ohne den Führer, womöglich noch ohne Wunden vom Schlachtfelde zurückkehrt. Es gilt als höchste Kriegerpflicht, seinen Herrn zu schützen und zu wahren, die eigenen Heldentaten dem Führer zuzuschreiben und diesem dadurch einen Ruhmeskranz zu winden, durch den er der Schrecken aller Feinde, das Vorbild aller Tapferen und Freien wird. Der Fürst kämpft um den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Liegt der eigene Stamm lange Zeit im Frieden müßig, so zieht nicht selten die wehrfähige Jugend hinaus zu einem kriegführenden Volke und bietet sich als Hilfstruppe an. Denn ein stilles Hütten- und Hirtenleben dünkt dem Germanen als verweichlichend und gefährlich: die Kriegsgefahr ist ihm der angenehmste Nervenreiz; denn da gilt es um Ruhm und Ehre, um alle jene königlichen und männlichen Eigenschaften, durch die allein ein Stamm mit seinen Sippen, der König mit dem Gefolge zusammengehalten wird: von des siegreichen Häuptlings Freigebigkeit erwarten seine Mannen jenes herrliche Streitroß, jenes berühmte Schwert, jene leuchtende Helmzier, jenen Familienschatz des geschlagenen Feindes. Statt des Friedens-Soldes erhält das Gefolge wenn auch nicht üppige, doch reichliche Schmauserei und Trinkgelage. Mittel dazu werden eben durch Krieg und Raub herbeigeschafft. Ackerbau, Viehzucht und gewerbliche Arbeit erscheinen den freien und edlen Germanen nicht als ausreichend und würdig zu einer anständigen Hofhaltung. Lieber fordern sie den Feind heraus und verbluten im Kampfe, als daß sie im Schweiß ihres Angesichts mit Schüppe, Hacke und Hammer ums tägliche Brot ringen."

Sitte ist, daß jeder Bauer im Frieden dem Häuptlinge freiwillige Gaben an Vieh und Feldfrüchten bringt. Solche Gabe ist aber nicht Pflicht, oder gar Steuer und Zehnt, sondern gilt als Ehrengeschenk und kommt dem Geber selbst wieder irgendwie in Vergünstigungen zugute. Besonders willkommen sind dem Fürsten Geschenke benachbarter Völker und Stämme: edle Rosse, gewaltige Rüstungen, Pferdegeschirr, Arm- und Halsgeschmeide finden freudige Abnehmer und entsprechenden Dank. Tatsächlich beteiligen sich an solchem Austausch von Freundlichkeiten nicht bloß die Stämme als solche, sondern auch einzelne Familien; wir dürfen wohl annnehmen, am meisten die zerstreut an den Grenzen wohnenden, die die Geschenke als eine Art Zehnten darbringen und dadurch ihre Güter vor Raub und Ueberfall bewahren wollen. Allerdings mag auch das bloße Ansehen durch ganz Germanien berühmt gewordener Führer und Helden Veranlassung zu solchen Sendungen gegeben haben. Tacitus berichtet ausdrücklich — ich kann nicht recht erkennen, ob aus Schadenfreude oder aus Wehmut — daß die Germanen schließlich auch Geld von den Römern genommen hätten. Und diese Teufelsgabe führte allerdings zum sicheren Untergange der ehemals so genügsamen Krieger: Stamm um Stamm wurde von der Donau und vom Rhein her durch Geschenke an den Häuptling und sein Gefolge bestochen und verdorben, bis schließlich der Cherusker-Armin diesem hinterlistigen Werben mit dem Schwerte in der Hand ein blutiges Ende machte.

Die Geschichte Armins und seiner Familie gibt das schlimmste Beispiel für den verderblichen Einfluß Roms auf die Germanen, insbesondere auf die Fürsten der Deutschen. Wir wissen, daß Armin, der Sohn des Fürsten Segimer, nach damaliger Gepflogenheit in römische Heeresdienste trat, wo er es bald durch persönliche Anmut, Klugheit, Tapferkeit zu angesehener Stellung brachte. Als er aber nach einigen Jahren heimkehrte, fand er als Oberbefehlshaber „Transgermaniens" den ehemaligen kleinasiatischen Satrapen Quinctilius Varus, der im Chatten-, Cherusker- und Marsenlande hauste, als habe er shrische Juden vor sich. Aber Armin war trotz der Erbitterung seiner Stammesgenossen klug genug, seine Absicht auf Befreiung Germaniens vom Rutendienst und Henkerbeil der Römer geheim zu halten. Ja, er wußte sogar den „treuen" Verbündeten der Römer, den Fürsten Segestes, lange Zeit über seine Pläne zu täuschen, indem er sich gleich jenem als Freund des Statthalters ausgab. Jedoch schließlich durchschaute Segestes das feinangelegte Gewebe Armins zur Befreiung des Vaterlandes, und als ihm gar Armin die bereits einem anderen zugesagte Tochter, die schöne Thusnelda, raubte und zu seiner Gattin machte, da erklärte sich Segestes unter dem Widerspruch der eigenen Stammesgenossen und Familienangehörigen offen für die Römer. Wir wissen, wie tapfer der junge Cheruskerfürst den ins Garn gegangenen Varus verfolgte, wie er das durch nächtliche Ueberfälle zermürbte Römerheer bis auf wenige Flüchtlinge vernichtete und an den Richtern und Henkern abschreckende Rache übte, wissen, wie er auch in dem nun folgenden kurzen Frieden die Stämme zur Räumung ganz Germaniens von den Römern anfeuerte, wie er sechs Jahre später nach einer voraufgegangenen großen unentschiedenen Schlacht bei Idistaviso durch die Ungeduld seines verbündeten Oheims Inguiomerus geschlagen wurde, doch nicht so sehr, daß nun alles verloren gewesen wäre; im Gegenteil, die Römer hatten an diesem für sie selbst tödlichen Siege für alle Zeiten genug: sie haben nie wieder gewagt, bis zur Weser oder gar zur Elbe vorzudringen. Freilich hatten sie eine Geisel durch den Verrat des Segestes mitgenommen, über die mancher deutsche Mann in Raserei geraten wäre: die schwangere Gattin Armins. Tacitus erzählt in den „Annalen", daß die Gefangene in den sumpfigen Kasematten von Ravenna einen Sohn geboren habe, den man ihr wegnahm und später zum Gladiatorendienst ausbilden ließ, dem schimpflichsten Gewerbe, das die Römer kannten. Auch Armin geriet in die gefürchtete Teutonenwut: von Stamm zu Stamm zog er, von Fürstenhof zu Fürstenhof, und erzählte mit zündenden Worten, wie ein „herrlicher Vater, ein großer Herrscher, ein tapferes Heer ausgezogen wären, um mit Tausenden von Armen ein einziges Weib, das Mutter werden wollte, schimpflich einzufangen und wegzuführen. Vor ihm seien drei Legionen (je 6000 Mann) und ebenso viele Legaten niedergesunken; denn nicht mit Verräterei, nicht gegen schwangere Frauen, sondern in offener Schlacht, gegen bewaffnete Krieger pflege er Krieg zu führen. Noch sehe man in den Tempeln germanischer Haine die römischen Adler und Fahnen, die er den vaterländischen Göttern geweiht. Möge Segestes immerhin das besiegte Rheinuferland bewohnen, möge dessen Sohn immerhin die römische Priesterwürde wiedererlangen und seine Thusnelda in der Gefangenschaft für das Vaterland mit samt dem Kinde sterben: die Germanen würden es nie verwinden, daß zwischen Elbe und Rhein Rute, Beil und Toga die heiligen Haine und die Hütten geschändet. Gewiß hätten andere germanische Völker aus Unverstand mit den Römern Freundschaft und Brüderschaft gemacht; aber nur, weil sie noch nichts erfahren hätten von römischen Blutsaugern, Bütteln und Henkern. Wenn Vaterland,

Heiligtümer und Familie ihnen aber lieber seien als fremde Gebieter und städtische Ansiedlungen, wenn ihnen Ruhm und Freiheit lieber sei als schimpfliche Knechtschaft, wie Segestes sie freiwillig für sich und verräterisch für Thusnelda gewählt, so dürften nun erst recht die Waffen nicht eher ruhen, als bis der letzte Römer über den Rhein und die Donau zurückgetrieben sei."

Hören wir dagegen das Gewinsel des cheruskischen „Fürsten" Segestes, der auf eigene Bitte durch den römischen Feldherrn Germanicus von seinen Stammesgenossen „befreit" und „gefangen" weggeführt war: „Nicht das erste Mal ist es heute, daß ich dem römischen Volke meine Treue und Beständigkeit bezeuge. Seit ich von dem verewigten Kaiser Augustus mit dem Bürgerrecht beschenkt bin, habe ich mir Freunde und Feinde nach eurem Vorteil erwählt, nicht etwa aus Haß gegen mein Vaterland, sondern weil ich so Römern und Germanen glaubte am besten dienen und nutzen zu können, und weil ich Frieden für höher achte als den ewigen Krieg. Darum klagte ich seinerzeit den Räuber meiner Tochter, den frechen Bundesbrecher Armin, bei dem Statthalter Varus an, der damals an der Spitze eures Heeres stand. Hingehalten durch die Fahrlässigkeit und Blindgläubigkeit dieses Feldherrn, drang ich darauf, daß Varus mich zugleich mit Armin und den Mitverschworenen in Fesseln lege; denn unser germanisches Gesetz bot mir nicht Schutz genug gegen diesen Volksaufwiegler. Jene Nacht vor Varus ist Zeuge meiner Worte — wäre sie doch die letzte meines Lebens gewesen! Was erfolgte, läßt sich mehr beklagen als verteidigen. In Ketten hatte ich Armin schon geworfen . . . Habe auch selber Ketten getragen, die mir Armins Mitverschworene angelegt . . . Aber nun ich deiner, o Feldherr, ansichtig und teilhaftig geworden, da ziehe ich die Ruhe der Verwirrung, die Fremden dem eigenen Volke vor, nicht etwa eines Lohnes wegen, sondern um mich vom Verdachte der Treulosigkeit zu reinigen, zugleich als des deutschen Volkes schicklicher Vermittler, falls es jetzt noch Reue dem Verderben vorzieht. Für meines Sohnes Segimundus Jugend und Verirrung bitte ich um Nachsicht; die Tochter Thusnelda hat leider nur der Zwang hierhergeführt, wie ich gestehen muß. Du selbst, Germanicus, magst überlegen, was den Ausschlag geben soll: ob, daß sie meine Tochter ist und ihr sie also schonet, oder ob sie als die zu gelten hat, die von Armin empfing und demgemäß zu strafen ist." — Aber kein Wort der Klage oder Bitte kam über die Lippen dieser herrlichen Fürstin, die mehr in des fernen Gatten, als in des nahen Rabenvaters Geist lebte; keine Träne feuchtete ihr schönes Auge, das mütterlich sorgsam niederblickte auf den schwangeren Leib: die Hände unter die Brust gefaltet, ertrug sie den Hohn und Spott des Vaters wie der römischen Soldateska, tapfer ihrem dunklen Geschick entgegengehend . . .

Wer hier die herrliche Vergangenheit und eine bessere Zukunft Germaniens vertrat, ob der ruhebedürftige „getreue" Segest, oder der kampfesstarke Armin und seine tapfere Thusnelda-Maria: darüber sind wir Lebenden uns wohl klar. Möchten wir uns aber ebenso klar darüber sein, welche Pflichten solche Erkenntnis und solche Volksgemeinschaft auch der Gegenwart noch auferlegt. Denn immer noch ist die Sorte Segestes-Segimundus nicht ausgestorben, jene Sorte, die des faulen Friedens und des weichen Wohllebens wegen das eigene Volk an die Tiberpfaffen und Geldsack-Fürsten verrät und es diesen Todfeinden des Germanentums ermöglicht zu herrschen, in dem sie teilen. Noch immer gibt es unter deutschen Ministern und Parteien Gottvergessene, die es mit den Fremdlingen halten und lieber Hunderttausende ihrer Volksgenossen hinschlachten lassen, ehe sie eines ihrer Tüttelchen des großen Ganzen wegen aufgäben. Denn die „Römer" haben inzwischen nicht bloß die schöne Weser, sondern auch die breite Elbe, die ruhige Oder und die mächtige Weichsel überschritten und „geistig" erobert. Und haben überall ihre Kirchen, Kapellen und Klöster hingesetzt, vor denen schon der göttliche Nazarener als vor Gefängnissen des Geistes und der Wahrheit gewarnt hat (Joh. 4, 21 u. 22); haben mächtige Städte mit Zuchthäusern und Kasernen gegründet, die Wälder niedergeschlagen und die Flüsse durch Abwässer vergiftet. Haben das deutsche Volk in kirchliche und politische Parteien zerrissen, die sich ärger befehden als ehemals Longobarden und Goten; und möchten dem kleinen Häuflein der Neugermanen dasselbe Schicksal bereiten, das den tapferen Armin und seine treue Thusnelda traf: den Untergang.

Noch diese oder jene Fürstenart der Germanen wollte ich an dieser Stelle zeichnen: „den gerissenen Markomannenkönig Marbod, der Römer Verbündeten und Feind, Armins unversöhnlichen Gegner und Neider"; ich dachte an den kräftigen Odoaker, der durch Dietrichs von Bern (Verona) scharfes und falsches Schwert fiel; an Dietrich selbst, der als Theoderich der Große die Gotenherrschaft in Italien zu einer Blüte brachte, wie sie die Apenninen-Halbinsel weder vorher noch nachher wieder erlebt hat; ich dachte an den frommmen Friesenherzog Radbod, der von einer Taufe nichts wissen wollte, die ihn von heimgegangenen Vorfahren trenne, und deshalb lieber „Heide" blieb; ich dachte noch an so manchen anderen, der seinen Namen mit Blut und Geist in das blaugoldene Heldenbuch der Germanen eingetragen. Aber für den letzten Großen dieser Art, den „schwarzen Teja", gebe ich Felix Dahn das Wort, der ihn in diesem heidnischen Bekenntnis als Todgeweihten feiert:

„Ja, einen Gott der Liebe, der allweise, allmächtig und allliebend vom Himmel aus die Pfade der Menschen lenkt, den leugne ich! Und wäre ein Wesen da oben, lebendig, und wissend, was es tut oder geschehen läßt — man müßte, wie die Riesen unserer Göttersage, Berg auf Berg und Fels auf Felsen türmen und seinen Himmel stürmen, und dürfte nicht ruhen noch rasten, bis man das teuflisch grausame Gespenst von seinem blutigen Schädelthron gestoßen hätte oder selbst gefallen wäre von seinem Blitz. Wer sagt dir aber, ich habe keinen Gott? Weil ich ihn nicht nach deinem Glauben sehe, nicht wie du: vermenschlicht, von Liebe, Haß, Zorn, Eifersucht entstellt?! Weil ich nicht denken kann, daß er, der Vor-Schauende, Wesen schafft, sich und anderen zur Qual, sie zu verdammen, und sie hinterdrein durch ein Mirakel, durch schuldloses Blut des Edelsten wieder zu erlösen?! Weil ich ihn nicht denken kann als einen ungeschickten Zimmerer, der seine Bauten schlecht gemacht hat und nun immer daran nachflicken muß mit zaubernder Hand!? Ich sage dir: die Majestät meines Gottes ist so furchtbar, daß dein armseliger Engelkönig vor seiner Größe verschwindet, vor seiner unerbittlichen Furchtbarkeit, wie das Gewölbe deiner Kirchen gegen das Gewölbe des Weltalls! Nein, wäre wirklich ein Allvater in den Wolken und könnte er dem grausamen Gang der Geschicke nicht steuern — ihn selber müßte der Gram ergreifen: er müßte furchtbar leiden unter diesen Schmerzen seiner Kinder, wie euer sanfter

Jesus litt — das hat mich immer tief gerührt! — als er auf dem Oelberge der Menschheit ganzen Jammer trug. So empfand ich früher in die Seele eines gütigen Gottes hinein:

„Es seufzt meine Seele in unsäglichem Jammer
Um des Schmerzengeschlechts, um der Menschen Geschick.
Denn was in der Welt von wechselndem Wehe
Brandend sich bricht in jeglicher Brust —
Mitempfunden, mitdurchkämpfen,
Mitdurchklagen muß ich alles,
Alles, alles: denn geheißen
Bin ich Allvater;
Bald des besiegten, besseren Mannes,
Den ein Böser bezwungen,
Bitter beißenden Seelenbrand,
Wie er grollend in Todesgram
Flucht dem grausamen Schicksal;
Bald des Liebenden tödlich Leid,
Der in leere Luft mit den Armen langt,
Dem langsam das Leben verlodert
An nie verlöschender Sehnsucht Licht;
Und der Witwe Wehklagen, der Waisen Weinen,
Und der versinkenden Seele
Letzten, schrillen Verzweiflungsschrei:
All dies Elend, öd und endlos,
Es empfindets mit Allvater!
Und wie wenig wollen dawider
Ach, die winzigen Wonnen wiegen,
Die wie verwehte Rosenblätter
Wogen auf weiten, weiten Wellen,
Auf des Wehs unendlichem Ozean!
Traun: ein Trost nur tröstet die Trauer:
Ein Ziel ist gezeichnet den zahllosen Zähren —
Eine Endzeit!
Ich segne den Tag, da der sengende Surtur
Erbarmend der letzten Menschen Gebilde
Zugleich mit der müden Erde zermalmt,
Da endlich der Quell unerschöpflicher Qualen
Verquillt: das letzte menschliche Herz.
Willkommen der Tag — und wären sie weise:
Noch wärmer wünschten sie selbst ihn herbei!"

So dachten und beteten vor vielen Jahrhunderten die heldenhaften Germanen — geht euch eine Ahnung darüber auf, ob sie nicht doch in ihrem „Heidentum" reinere Kinder Gottes waren als dies Zwergengeschlecht, das heute nach Rom wallfahret, um einem fremden Priester die welke Hand oder gar den Saum des schwarzen Kirchenrockes zu küssen? Das nach dem Himmel der Seligen giert, um armseligen Zins für irgendwelchen Glauben auf Erden zu empfahen? Das in London, Paris und Washington um Weltbrüderschaft bettelt — des elenden Goldes wegen? Wollt ihr nicht mit Radbod — ehrlich-deutsch und kindlich-fromm bleiben?

*

Ein ernstes Nachwort. (Zugleich für das folgende Kapitel.) Es ist zwar schwer, in demokratischen Zeiten davon zu sprechen, ob es schon wahr ist und weder die politischen Parteien noch die „liberalen" und demokratischen Blätter sich der Erkenntnis dieser Tatsache verschließen können: daß jedesmal ein Volk zu höchster Blüte sich entfaltete und achtunggebietend dastand, wenn der König ein Mann und ein Held war. Hier und da haben allerdings auch kleinere Geister ihr Volk groß gemacht, indem sie aus ihrer verantwortlichen Umgebung den Besten zum Mit- und Vorarbeiter auswählten. Ein herrliches Beispiel hierfür ist das Verhältnis des alten Wilhelm zu dem großen Bismarck, im weiteren zu Moltke und zu Roon. Dazu gehört natürlich ein hoher Grad von Selbsterkenntnis und Selbstbescheidung — also von innerer Größe — die der Mehrzahl unserer verflossenen Herrscher leider abging. Und wo diese schönsten Tugenden eines Menschen bei willensschwachen Fürsten und „Volksbeauftragten" fehlen, da geht es sehr bald auch mit dem betreffenden Volk in Riesenschritten abwärts. Man vergegenwärtige sich, was die Hunnen unter Rua und Attila für Europa bedeuteten, und was nachher aus ihnen unter Ellack, Dengisich und Irnak wurde: das zahlreiche Volk ging ruhmlos unter im avarischen Mischmaschsumpf. Und die Goten? Dieses Edelvolk hatte soviel Selbstachtung, daß es auch mit den eigenen Königen aufräumte, wenn sie Verräter oder Schwächlinge waren. Man denke an Theodahad. Aber das durfte man in Deutschland bis in den fürchterlichen Nebelmond 1918 im Hinblick auf den dicken Wilhelm nach dem alten Fritz, auf den wahnsinnigen Bayern-Otto nach dem königlichen Ludwig und andere Nullen, nach ganzen Männern vor Konservativen und Ultramontanen ebenfalls nicht sagen. Denn ihrer Meinung nach war der König eher da als das Volk, galt der Herrscher mehr als die Beherrschten. Was wahr daran ist, erlebten wir jetzt blutig; wir sahen es an allen großen Völkern und Königen: sie gehören zusammen und bedingen einander als Ebenbürtige — nach germanischem Recht ist der König der Erste unter Gleichen . . .

*

## Wanderungen und Gründungen.

Hundert Jahre vor der heutigen Zeitrechnung pochten zum ersten Male germanische Krieger an die Tore des römischen Reiches: diese Vorhut einer ganzen Völkerflut haben tüchtige Feldherren des mächtigsten Staatsbollwerks der Welt zwar nach mehreren blutigen Schlachten zurückwerfen und bis auf den letzten Mann vernichten können; aber vor den immer zahlreicher nachdrängenden Scharen ist schließlich sowohl das oströmisch-byzantinische wie das weströmisch-italische Reich zusammengebrochen. Wohl versuchten ihrer großen Vergangenheit bewußte Kaiser den „barbarischen" Feind zurückzudämmen, indem sie ihre besten Heere und Feldherren aus dem fernen asiatischen Osten zurückriefen und Legion auf Legion über die starren Alpen in die Urwälder Germaniens warfen. Wohl gelang es ihnen durch geschickte Kriegführung, durch Ueberredung, Bestechung und Verrat, Germanen gegen Germanen ins Feld zu stellen und mit Hilfe dieser römische Adler und Fahnen bis an die Weser und Elbe zu tragen; wohl brachten sie es am Ober- und Niederrhein zu blühenden Siedelungen und Städten, und das heutige Baden, Württemberg und Oberbayern wurde sogar für Dekumat-, d. h. für römisches Steuerland erklärt und durch Wälle, Gräben und Mauern, sowie durch starke Grenzfestungen mit ausgesuchter Besatzung nach Norden auf viele Jahrzehnte erfolgreich geschützt: aber schließlich hielten doch auch diese Wälle nicht mehr stand, besonders, als die führenden Kreise Roms immer weichlicher, die Völkerstürme vom Osten, Norden, Westen und Süden immer heftiger wurden und um die Wende des vierten Jahrhunderts noch dazu die Welle der Mongolen sich über Westasien und Europa ergoß.

Schon vor Ablauf der ersten drei Jahrhunderte lag der ehemals so gefürchtete und glänzende Thron der Cäsaren danieder: wiederholte Plünderungen durch die von den Hunnen aus ihren östlichen Sitzen vertriebenen Goten und Vandalen und die wilden Horden Attilas selbst hatten das reiche und glückliche Land arm und schwach gemacht. Nur in den großen und festen Städten noch konnten wenigstens die Schätze früherer Pracht und Herrlichkeit einigermaßen sicher bewahrt werden. Aber die Landbewohner, überhaupt der größere Teil der längst nicht mehr kriegsmäßig ausgebildeten Bevölkerung war schlapp und feige, hatte auch gar kein Gefühl dafür, welchem Herrn sie diente, da römische Kaiser und Feldherren in gleicher Gier und Grausamkeit wie die „Barbaren" Dörfer und Städte aussogen und plünderten. Ja, Italien hat unter dem Herulerfürsten Odoaker und nach dessen Ermordung durch den Ostgotenkönig Theoderich unter diesem selbst Zeiten der staatlichen Kraft und Ordnung, Ruhe und Größe erlebt wie kaum je zuvor unter einem heimischen Machthaber.

Von wo die Goten ursprünglich gekommen, ist ins Dunkel der Sage gehüllt. Der Bischof Jordanis, selber von alanisch-gotischer Herkunft, aus einem den königlichen Amalern verschwägerten Geschlecht (geboren um 500 n. Chr.) behauptet in seinem für zuverlässig gehaltenen Werk „Ueber den Ursprung und die Taten der Goten", daß sie von Skandinavien hergekommen seien. Er stützt sich dabei auf Cassiodors leider verloren gegangene Schriften und die ergänzenden Annalen des Marcellinus Irminus. Jornandes, wie er im Gotischen hieß, erzählt, die Goten seien in drei Schiffen über das Baltische Meer gekommen: eins habe die Ostgoten, eins die Westgoten und das dritte die Gepiden getragen. Diese drei Stämme hätten dann als Gotonen am Unterlauf der Weichsel und an den östlichen Gestaden des Baltikums gesessen. Sie seien im Bunde gewesen mit den westlich benachbarten Vandalen und den südlich hausenden Markomannen. Aber in diesen ungastlichen Bezirken war ihres Bleibens nicht lange; sie drangen weiter südöstlich vor, an den Ufern des Prypet bis an den mächtigen Dnjepr und das Schwarze Meer, von wo sie das byzantinische Reich unausgesetzt in Atem und Schrecken hielten.

Dort in der weidereichen Ukraine, der, wie unsere deutschen Soldaten wissen, kein Segen der Natur, aber bis auf den heutigen Tag der Fleiß der Menschen fehlt, lebten sie weiter nach der kriegerischen Sitte der nordischen Heimat, rings herum die sarmatisch-slawischen und die germanischen Nachbarstämme unterwerfend und beherrschend. An der Spitze der Ostgoten standen die erbberechtigten Amaler, die Nachkommen Amalas — der die Goten südwärts geführt — des Sprößlings asenscher Halbgötter; die Westgoten wurden regiert von den Balten, deren tüchtigster und gefährlichster Alarich war. Als die Hunnen vom Osten her wie ein Heuschreckenschwarm einbrachen, gebot über die Goten der hundertjährige Ermanrich, der das Reich vom Schwarzen bis ans Weiße Meer und westlich bis zur Donau ausgedehnt hatte. Aber der lag kampfesunfähig an Wunden danieder, die ihm eigene Stammesgenossen beigebracht, weil er ihre Familien beleidigt hatte. Was ihm verängstigte Flüchtlinge von den mit ihren Pferden verwachsenen gelben Teufeln erzählten, war so schrecklich, daß er sich verzweifelt in sein eigenes Schwert stürzte. Die Ostgoten wurden von den Hunnen besiegt und gezwungen, bei ihnen Heeresdienste zu tun, und so sehen wir sie denn beinahe achtzig Jahre lang als Gegner ihrer westgotischen Stammesbrüder. Erst als sie unter der „Gottesgeißel" Attila, mit der selbst römische Feldherrn und Kaiser sich verbrüderten, auf den roncalischen Feldern besiegt wurden, machten sie sich frei von der schändlichen Oberherrschaft und gründeten unter den Amalern Walamir, Theodemir und Widemir in Pannonien, dem heutigen Ungarn, wieder ein eigenes Reich. Nach Theodemirs Tode wurde Theoderich im Jahre 475 durch einstimmige Wahl des Volkes als Alleinherr auf den Königsthron gehoben. Dieser zog hinab nach Griechenland, um den Kaiser Zeno gegen aufrührerische Völker zu unterstützen; aber bald machten sich die gotischen Helfer und Freunde durch Plünderungen und Streitigkeiten so lästig, daß man sie nach Italien schickte, wo Odoaker ein eigenes Germanenreich mit der Hauptstadt Ravenna gegründet hatte. Mit Hilfe der Westgoten, die inzwischen unter Alarich die Städte Griechenlands und Italiens gebrandschatzt oder vernichtet hatten (u. a. den herrlichen Tempel der Artemis von Ephesus, die Städte Corinth und Sparta; in Italien Rom), die unter Athaulf in römischen Diensten das südliche Gallien, unter Wallia, Theoderich dem Ersten und Eurich das vorher von den germanischen Sueven unterworfene Spanien wieder erobert und unter Alarich dem Zweiten ein mächtiges, nur dem Namen nach von Rom abhängiges Reich gegründet hatten, mit Hilfe dieser Westgoten bekriegte und besiegte nun Theoderich den Heruler Odoaker und erstach ihn bald nachher meuchlings bei einem Gastmahl, da er trotz des gegebenen Versprechens auf gemeinsame Herrschaft über Italier, Heruler und Goten wohl einsah, daß solche Teilung ohne wirkliche Teilung — die er überhaupt nicht wollte — eine Unmöglichkeit sei. Aber danach legte Theoderich, sicherlich auch, um sein durch Odoakers Ermordung gesunkenes Ansehen wieder zu heben, vielleicht auch gequält von Gewissensbissen, das siegreiche Schwert zur Seite und widmete sein ferneres Leben einer friedlichen Verschmelzung heldischer Kraft mit italisch-griechischer Kultur. Die Volkszahl vermehrt sich überraschend schnell, und bei der durch tüchtige Gaufürsten gehandhabten Ordnung und Zucht — wobei die Italier nach römischem, die Goten nach germanischem Recht behandelt wurden — hebt sich Unternehmungslust und Wohlstand wieder. Die gotischen Krieger, denen allein das Tragen von Waffen gestattet war, wohnten in Bezirken zerstreut durch ganz Italien: die ursprünglichen Eigentümer hatten ihnen zwei Drittel ihres Besitzes abtreten müssen, was so schlimm nicht war, da Italien durch die ständigen Kriege und Raubzüge kaum noch Landbevölkerung hatte. Aber selbst diese zwei Drittel ließ man den alten Besitzern, wenn sie sich zu entsprechendem Zins verpflichteten und denselben pünktlich entrichteten. Wer sich davon drückte, verlor sein ganzes Hab und Gut. Aber Theoderich wurde nicht wie die Römer faul im Frieden: draußen an den Grenzen gab es von Zeit zu Zeit blutige Auseinandersetzungen, vor allem mit den seeräuberischen Byzantinern und Vandalen.

Von den fernsten Völkern und Königen wurde Theoderich, der schon zu Lebzeiten „der Große" hieß, gehuldigt. Der König der nordgermanischen Heruler sucht um die Ehre der Aufnahme in das Geschlecht der Amelungen nach; die Stämme der Ostsee senden als Zeichen alter Volksgemeinschaft und Waffenbrüderschaft mit den Go-

tonen den goldglänzenden Bernstein; ein skandinavischer Fürst, wahrscheinlich aus altgotischem Geschlecht, erbittet und erhält die Freistatt am mächtigen Hofe von Ravenna, diesem zu einer unüberwindlichen Steinfestung emporgehobenen „Pfahldorfe". Viele Kriege werden durch Theoderichs begütigendes oder ernstes Wort verhütet, und Freund und Feind hat die Empfindung, daß das alte Rom in ungeschwächter Kraft auf volkjüngeren und kräftigern Schultern wiedererstanden sei. Die Könige der Franken, Burgunder, Thüringen, Westgoten und Vandalen werden durch Familienverbindung gewonnen, und so ist Dietrich von Bern, wie Theoderich im Liede und in der Sage heißt, wirklich der Alleinherr von ganz Mitteleuropa. Der einzige Schatten, der auf seine kräftige und glanzvolle Regierung fällt, ist die Ermordung Odoakers, und gegen sein Lebensende, wo er sich als Arianer gegen die athanasianischen Römer zu Voreile und Ungerechtigkeiten hinreißen läßt, die Ermordung des tugendhaften Philosophen Boëtius und dessen Freundes Symmachus. Es war das erste Aufblitzen des heute noch nicht ausgekämpften Streites zwischen Papst und Kaiser, zwischen Katholizismus und Protestantismus, zwischen Orthodoxie und Liberalismus, die auf religiöses Gebiet übertragene Blutfeindschaft zwischen Welschtum und Germanentum.

Dieser Kampf wurde nach Theoderichs Tode trotz der gar nicht abzuschätzenden Verdienste, die sich der blonde langbärtige nud blauäugige „Barbar" um Italien erworben hatte, mit wachsender Erbitterung auf beiden Seiten weitergeführt, obgleich Theoderichs hochgebildete und romfreundliche Tochter Amalasuntha, die als Vormünderin für den minderjährigen Athalarich die Herrschaft übernahm, den Präfekten (Landräten) und Priestern mehr, als gut war, entgegenkam und nachgab. Athalarich starb bald, und Amalasuntha reichte ihre Hand dem verräterischen Theodahad, der sein eigenes Volk an den Kaiser von Byzanz verkaufte und die Gattin, die ihn zum König gemacht, im Bade erdrosseln ließ. So weit war es andererseits mit den in Italien in Lebenshaltung und Sitte beeinflußten Germanen schon gekommen. Aber im ganzen waren die Goten noch rein und frei genug, sich eines solchen Scheusals auf dem Königsthron zu entledigen: der „Freund" Justinians wurde von einem empörten Goten mit dem Schwerte gerichtet. Doch konnte diese gerechte Rache das Verderben nicht mehr aufhalten: mit gewaltigen Heeren rückte der oströmische Kaiser gegen die ketzerischen „Barbaren" heran, und nachdem Belisar die ersten Schläge in Süd- und Mittelitalien gegen Witichis getan, vollendete der kalt berechnende Narses durch Einkesselung des siegfriedstarken und schönen Totila, der noch einmal im Fluge ganz Italien und die vorgelagerten großen Inseln erobert hatte, und dessen Blutsfreundes und würdigen Nachfolgers Teja das Henkerwerk der vollständigen Zermalmung der gotischen Herrschaft in Italien. Teja kämpfte am Vesuv 60 Tage lang wie ein Löwe gegen die ihn einklammernden Byzantiner und Italier; obgleich durch Hunger und Durst und ständige Kämpfe fast erschöpft, nahm er noch im Todeskampfe soviele der besten Streiter des Narses mit hinüber ins Schattenreich, daß man wohl sagen konnte, hier sei der furchtbarste Feind gefallen, den Rom überhaupt je gehabt. Tausend Goten wurde freier Abzug gewährt — wo sie geblieben sind, weiß man nicht: einige Geschichtsschreiber vermuten, daß sie in ihre ursprüngliche Heimat am baltischen Meere zurückgekehrt seien. Der Rest verschwand als Söldnertrupp im Heere des „Verschnittenen" (Juden) Narses.

Von den Goten gab es noch bis ins 16. Jahrhundert hinein Ueberreste in der Krim, wahrscheinlich aus der ungarisch-südrussischen Zeit her. Diese „Gothi Tetraxitae" hatten ihre eigene Sprache bewahrt: Augerius Gisler von Busbeck in Flandern, der um 1590 lebte, hat uns in seinen Aufzeichnungen dieses andere Denkmal gotischen Schrifttums neben der Bibelübersetzung des Ulfilas überliefert. Der völkische Rest dieser Letzten eines großen Geschlechts wurde im vorvorigen Jahrhundert durch Suwarow in die Gegenden des Asowschen Meeres verpflanzt.

Aber wenn sie auch für immer dahingegangen sind, diese Göttersöhne, und wenn ihre klangreiche und biegsame Sprache auch nur noch von den Gelehrten der Germanistik verstanden wird: herrlicher als alles das strahlt uns ihr Bild und ihr ewig verjüngender Einfluß selbst aus den Schriften der Feinde entgegen. Gewiß haben bald nach ihnen die langbärtigen Longobarden, die inzwischen von der Niederelbe an die mittlere Donau gezogen waren und sich schließlich in der weiten und fruchtbaren Poebene niedergelassen hatten, in 300- bis 400jähriger Herrschaft Kulturen geschaffen, die an die beste Zeit der Goten erinnern — ihre Spur ist noch heute erkennbar in niedersächsischen Strohdachhäusern der lombardischen Niederung, im Blondhaar und Blauauge der oberitalischen Adelsgeschlechter, in verbogenen und verwelschten Familiennamen, sogar im Haß gegen das stammverwandte Deutschland! — und dennoch gilt nur für die Goten Wort für Wort, was der neu- und alldeutsche Geschichtsschreiber Einhart in dem kurzen Kapitel von der Völkerwanderung sagt:

„Wenn man nur an die Goten denkt: kein herrlicheres Volk schritt durch die Geschichte, keines adliger an Leib und Seele — kein Volk, das in kurzer Zeit eine so unerschöpfliche Fülle von Helden hervorgebracht hat, von denen nur Alarich, der große Theoderich, Totila und Teja genannt werden mögen. Und aufgerieben und vernichtet — kein Rest von ihnen geblieben, als daß sie Italien, Südfrankreich und Spanien verjüngt haben!"

Auch die Westgoten wurden vernichtet, die Gepiden, die Vandalen, welch letztere trotz des zum Schimpf gewordenen Wortes Vandalismus zu keiner Zeit schrecklicher gehaust haben als die „edlen" und „kultivierten" Römer in Griechenland, Gallien, Britannien und Germanien, die Griechen im fernen Asien und die Byzantiner im staatszugehörigen Italien. Vernichtet sind alle die heldenhaften Stämme im östlichen und südöstlichen Deutschland; vertrieben und hingeschlachtet durch eigene Volksangehörige oder durch die Hyänen des Ostens: die Hunnen, Avaren (und Slawen). Und dieser rassisch-körperliche Vernichtungskampf vom Osten her, dieser geistig-seelische vom Tiber her, dieser wirtschaftlich-weltpolitische eigener Stammesgenossen von der Themse und vom Hudson her ist immer noch nicht ausgefochten und entschieden. Immer noch gibt es im alten (neuen) Deutschland Theodahads, die ihre eigenen Volksgenossen an römische Priester, gibt es duselnde Treulinge, die aus „Gerechtigkeit" gegen den Bruder Tschech, Franzos und Hottentott den deutschen Bruder preisgeben. Aber — und das sei uns ein Trost! — noch ist trotz all dieser Verräter, Weichlinge und Weiblinge das Germanentum nicht ganz ausgestorben: noch lodern hier und da ent-

gegen dem Wunsch und Verbot der Pfaffen und Byzantiner die Ostara-Johannisfeuer; noch werden Blonde und Blauäugige geboren und Bücher in der Sprache Hermanns und Wittekinds geschrieben; immer noch reden nordische Seher und Priesterinnen mit anderen als welschen Zungen; noch lebt „der Starke von oben, des Name nicht genannt werden darf" . . .

*

### Folgerungen.

Mit einem Weheton sind die letzten Kapitel der Geschichte unserer Vorfahren ausgeklungen. Und er hätte kaum seine Auflösung in versöhnender Weise gefunden, wenn die Geschichte der Deutschen bis in die neueste Zeit hinein ausgebaut worden wäre. Was hätte aus diesen herrlichen Menschen gemacht werden können, wenn es gelungen wäre, die besten und kräftigsten Stämme zu einem volkbewußten Ganzen zusammenzuschweißen! Und wenn diesem Ganzen Kerle vom Schlage Dietrichs von Bern in jedem Jahrhundert nur auf dreißig, vierzig Jahre vorgestanden hätten! Die Möglichkeiten sind gar nicht abzusehen . . . Um so ernster und dankbarer wollen wir uns mit dem beschäftigen, was uns noch verblieben ist: es ist wirklich trotz aller Verluste noch so viel, daß die ganze Welt davon zehren kann und tatsächlich davon zehrt. Das mag dem auslandstolzen Fremdling übertrieben, dem gerechtelnden Deutschen herausfordernd erklingen: aber ich glaube den Beweis für diese Behauptung durch bloße Gegenüberstellung von Namen erbringen zu können, wobei ich allerdings dem dann noch Zweifelnden überlassen muß, durch Nachprüfen an den Quellen festzustellen, ob etwa die Großen rassisch verwandter oder geographisch benachbarter Völker nicht Nachkommen früher eingewanderter Arier-Germanen-Deutschen sind. Italien hat seinen Lionardo da Vinci, seinen Raffael und Michelangelo, seinen Dante, Giordano Bruno u. a. — man studiere Woltmann, der auf Grund unwiderleglicher Papiere nachgewiesen hat, daß diese Führer der Menschheit mit den Italiern in Blut und Geist so gut wie nichts gemeinsam haben; selbst der Name kann in der Regel ohne große Mühe wieder verdeutscht werden. Aber auch dem weniger Gebildeten genügt ein Blick ins Gesicht, auf den Schädel dieser Pfadfinder und Bahnbrecher, um ihre Volkszugehörigkeit festzustellen. Frankreich zählt eine ganze Reihe hervorragender Männer — aber nicht einer reicht entfernt heran an Goethe, Beethoven und Bach, und überdies melden sich drüben trotz aller „Erbfeindschaft" und angestrengter Verbrüderung auch Stimmen derer, die das französische Volk in seinen kulturtragenden Schichten als Nachkommenschaft der germanischen Franken ansehen wollen, nicht als eine schwesterliche Spielart des römisch-italienischen. Muß ich Napoleon nennen als einen großen der Franzosen? Er war seiner Abstammung nach ein Italier und der allerdings wohl unverfälscht, einer vom geistigen Stamm der altrömischen „Cäsaren" und „Imperatoren", der Rache an den Germanen nahm für die Zertrümmerung byzantinischer Pracht und Herrlichkeit. Wobei es ihm allerdings nicht darauf ankam, auch stammverwandten romanischen Völkern den Herrscherstiefel auf den Nacken zu setzen. Weiß jemand einen Großen der Menschheit bei den Spaniern oder Portugiesen zu nennen? Man sucht vergebens einen, der sich neben Goethe stellen dürfte. Kolumbus war ein Germano-Italier; sein Gesicht und seine Gestalt verraten, welcher Rasse er eigentlich zugehört: er hat einfach der Nachwelt wieder entdeckt, was seine verwandten Vorfahren von „Thule" Jahrhunderte vorher mit ihren alles auskundschaftenden Wikingerschiffen längst gefunden hatten. Und hat an sich erfahren, was noch das Schicksal aller Germanen bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein war: daß andere „Entdecker" bald nach ihm kamen, ihm das Recht der Erstgeburt, Ruhm und Namen, selbst Ehre und Freiheit raubten. Der deutsche Michel entdeckt, kämpft, arbeitet, denkt und schreibt fast immer nur für den Namen und Ruhm der anderen, und alle deutschen Michel sorgen in ihrem weltbekannten Gerechtigkeits-, Selbstentäußerungs- und mädchenhaften Schamgefühl dafür, daß auch in kommenden Jahrhunderten der deutsch-germanische Baum ja nicht in den Himmel wachse. So konnte auch Goethes Größe für die Deutschen bei vielen nur gerettet werden, indem man ihn als rassischen Mischling feststellte. Und ebenso Luthers und Bismarcks Größe. Denn Goethe und Luther hatten braune Augen und Bismarck einen „kleinen Schädel" — er maß 61 Zentimeter im Umfang! — überdies hats der gewaltige Eisenschweißer selber eingestanden, daß er mütterlicherseits Slawenblut mitbekommen hat. Slawenblut aber ist Arierblut und noch weit entfernt von Mongolensaft. Ist uns aber auch innerhalb des Ariertums, trotz aller Rückständigkeit und tartarischen Zufuhr, in den „edleren" Geschlechtern näher als das Römertum. — Die Engländer und Amerikaner sind Angelsachsen mit romanischem Einschlag. Die Sprache hat die Echtheit der Art nicht mindern können: Shakespeare ist unser so gut wie Goethe und Schiller, und Walt Whitman und Emerson sind nirgend anders als auf germanischem Urboden denkbar. Auch Washington und Franklin nicht.

Warum sollten wir nicht sagen dürfen, daß wir stolz auf unsere Rasse sind? Weil der Deutsche schon sowieso in der ganzen Welt durch seine taperige Großspurigkeit und Aufdringlichkeit berüchtigt ist? Mir scheint, das gerade Gegenteil ist der Fall. Wir haben zwar nach Bismarcks Heimgang allzu oft von weithin sichtbarer Stelle schallende Worte vom „Platz an der Sonne" gehört; haben staunend erfahren, daß nichts auf Erden geschehen dürfe, wozu nicht der Deutsche sein Ja oder Nein gesprochen; haben Buren, Türken und Marokkaner heilig und teuer alles Mögliche und Unmögliche zugesagt, und es geschah eine Zeit lang tatsächlich nichts in der Welt, wozu wir Deutschen nicht schmetternd unseren Senf oder unser Denk-mal gegeben hätten. Aber die ernste Tat hat niemals dem großen Wort entsprochen, und als wir während der Regierungszeit Wilhelms des Zweiten endlich ein einziges Mal wagten auf den Tisch zu schlagen, da sind uns und ihm Dutzende von Messern auf einmal an die Kehle gefahren . . .

Wir dürfen, wir wollen und wir müssen sagen, daß wir wissen, wer wir sind! Aber wir sollen auch den Entschluß und den Mut zur Tat haben! Zu jeder Tat des Friedens — aber auch zu der des Unfriedens, wenn Ehre und Dasein auf dem Spiele stehen. Die Germanen haben in früheren Jahrtausenden fast ausschließlich im Kriege und vom Kriege gelebt: die äußere Gewalt war ihre einzige und furchtbarste Waffe. Und diese kehrten sie in gleicher Weise gegen Freund und Feind. Aber sie haben im Lauf der Jahrhunderte am eigenen Volkskörper und an der eigenen Seele schmerzlich erfahren,

daß, „wer das Schwert ergreift, auch durchs Schwert umkommt". Und haben gesehen, daß in der Welt nichts geändert und gebessert wird, wenn man nichts weiter denkt und tut als Kriegführen, Rauben und Faullenzen. Haben schon in ihren besten Gotenköpfen geahnt, daß die Welt zwar vorläufig in ihren unteren Reihen mit Gewalt aufgebaut und zusammengehalten wird, daß aber das Ganze nur mit Geist regiert werden darf, wenn es dauernd Bestand haben soll, und daß auch dann das Leben des Einzelnen noch öde und leer bleibt, wenn nicht die Liebe alles durchdringt. Durch tiefstes Leid erst kamen die Germanen zu dieser Einsicht und schufen aus solcher Erkenntnis heraus ihre herrlichen Lieder und Sagen: die „Edda" und das „Nibelungenlied", von dem die Heutigen allerdings vor lauter Bescheidenheit und „Gerechtigkeit" gegen Juden und Kirchenchristen so gut wie gar nichts in den Schulen des Volkes hören dürfen.

Wir erleben es oft in der Geschichte der Völker wie in der des einzelnen Menschen, daß sich irgend eine hervorragende Eigenschaft in ihr gerades Gegenteil wandelt, besonders, wenn diese Eigenschaft im Grunde der Seele wurzelt. Wodurch waren die Germanen groß und stark und gefürchtet? Durch ihre ungeheure Körperkraft, durch die Festigkeit ihres Willens, durch ihre Treue gegen Freund und Feind, durch ihr kriegerisches Draufgängertum und ihr monate- und jahrelanges Faullenzen! Alles das mußte und ist ins Gegenteil umgeschlagen, nachdem die Germanen nicht mehr bloß an Stammesverwandten sich maßen, sondern mehr und mehr an verstandesmäßig überlegenen Völkern. Da lernten die Offenen und Geraden die Hinterlist und den Treubruch; da wurde aus ihrer natürlichen Faulheit Weichlichkeit und Schlappheit, aus ihrer knabenhaften Unbefangenheit schuldbewußte Duckerei und Muckerei, aus ihrem herrlichen diesseitigen „Heidentum" verlogenes, weltfremdes Kirchenchristentum; da wandelten sich die ehemaligen Torstürmer und Tempelbrecher in gefügige Schweizergarden, Bettelmönche und Lappen-Kardinäle. Die schlimmsten Eiferer der Papstkirche, die verbissensten Gegner des Deutschtums sind immer Deutsche gewesen! Man brauchte nur einen Blick in den deutschen oder den österreichischen Reichstag zu werfen. Man lese die ultramontane „Germania" — die ausgerechnet „Germania" heißt, nicht „Roma", nicht „Ecclesia", nicht „Clerica", wie es richtig wäre! — oder lese die anständigere „Kölnische Volkszeitung"! Oder drüben in Oesterreich die christlich-soziale „Reichspost"! Niemals werden wir sie finden auf deutscher Seite, wenn es gilt, die heiligsten Güter des deutschen Volkes gegen fremdrassige oder gar gegen fremdgeistige Uebergriffe zu verteidigen. Immer sind diese landesverräterischen Auchdeutschen bei den Polen, den Tschechen, Slawonen, Welschen, Franzosen (jawohl, auch bei den Franzosen, die ihnen drüben den Stuhl vor die Grenztür gesetzt haben), selbst bei den Engländern, obgleich die gar keine Katholiken sind und niemals welche werden! Und immer aus bodenlosem blindem Haß gegen das protestantische Königtum, obgleich dieses im letzten Kaiser der Deutschen dem Herrn Papst von Rom wahrhaftig Liebenswürdigkeit genug erwiesen hat.

Wir müssen dem Deutschen wieder Stolz und Selbstachtung seiner eigenen Rasse und seines Namens beibringen. Wir müssen ihn wegführen von der Geschichte des jüdischen Volkes und dem Katechismus der römischen Kirche. Denn das alles ist uns wesensfremd und wesensfeindlich. Und was Gutes darin ist, haben wir in höheren und herrlicheren Bildern, haben es auch in schönerer und reinerer Sprache. Wir wiesen schon darauf hin, daß, wo Südländer wahrhaft Großes vorzeigen, dies auf dem Boden germanischen Seelenlebens gewachsen ist: die Musik ist ein Ausfluß germanischen Lebens und Erlebens, die Malerei das reiche und dankbare Wiedergeben germanischen Schauens! Es ist nicht wahr, daß die Griechen oder die Römer größere Künstler gewesen wären als wir oder unsere Väter: sie waren es höchstens auf anderen Gebieten! Und wer weiß, ob nicht auch in diesen Gebieten ehemals „deutsch" gesprochen wurde. Selbst die allerältesten Germanenstämme standen an Tiefe der Weltauffassung und der künstlerischen Darstellung jenseitigen Erlebens hinter keinem durch reichere Natur gesegneten mittelländischen Volke zurück: sie drückten ihr tiefes Wissen von Gott und seinen Werken in Sinnbildern aus, von welchen das goldene Hakenkreuz auf blauem Grunde das einfachste und schönste, das Labyrinth das schwierigste und meist angefochtene ist. Und das Wunderwerk der Sonnenjahresuhr von Stonehenge ist in dieser wuchtenden Steinschrift mit Rücksicht auf seine widrige Lage ein gewaltigeres und ernsteres Denkmal als der Nimrodsturm von Babel oder die Gizehpyramide im Aegypterlande.

Wenn hier und da in diesem Buche von einer häßlichen Umkehr der germanischen Heldenreligion in kirchenchristliche Duckmäuserei gesprochen wurde, so sollte damit nichts gesagt werden und ist nichts gesagt worden gegen das Christentum und vor allem nicht gegen Jesus von Nazareth. Denn diesen göttlichen Menschen nehme ich als ihr allertiefstes Erleben, als ihre (und nur ihre entsprechende) Antwort auf die Fragen und Kämpfe des Lebens für die Germanen in Beschlag. Und finde mich da in selbstverständlicher Uebereinstimmung nicht bloß mit fast allen großen Künstlern des Mittelalters und der Gegenwart, sondern auch mit religiösen Schriftstellern von Ruf. Mit besonderer Freude und Genugtuung las ich im jüdisch-freisinnigen „Berliner Tageblatt" — dem gewiß niemand deutsch-völkische Liebhabereien nachsagen kann, einen Artikel von Felix Lorenz über Erlebnisse bei Gelegenheit einer Reise durchs „heilige Land der Juden und Christen". Lorenz sah wahr und wahrhaftig den Nathanael im Feigenbaum, den Judas beim Handeln und Feilschen, die Maria mit dem Kinde und mit ihren Freundinnen, sah Pharisäer und Sadduzäer, Schriftgelehrte und Apostel, sah wahr und wahrhaftig den Auferstandenen, sah offene Gräber und tote Meere. Sah selbst den zwölfjährigen Jesus im Tempel, der zwischen den Priestern saß, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. Und merkwürdig und bezeichnend: dieser Jesus war ein Blonder! Und mit einem Male erinnerte sich Lorenz, daß er sich den Nazarener während seiner Schulzeit schon als Blonden und Blauäugigen gedacht! Und erinnerte sich aus der Geschichte, daß die Ureinwohner und östlichen Nachbarn von Kanaan, die Amoriter, Rotblonde gewesen!

Wir haben zur Zeit, als Lorenz in Palästina pilgerte, in Berlin u. a. O. ein Aufflammen der Frage um das wirkliche Leben Jesu erlebt in einer Stärke, die uns zeigte, was uns der Nazarener heute noch im Zeitalter der Ferndrähte und Ohnedrähte, der Fürchtenichtse und Luftfahrer angeht. Wir sahen, daß Er tat-

sächlich noch lebt, obgleich Er vor 1900 Jahren am Kreuze geblutet hat und seitdem von Königen, Priestern und Völkern unausgesetzt gemartert und gemordet wird. Und wurden überzeugt, daß dieser Menschheitslehrer, der gegen die Gewaltigen der Erde ebenso furchtlos auftrat wie gegen die Pfaffen des Tempels, daß dieser Held und Erlöser ewig leben wird, wie Er als Gottsucher und Gottfinder ewig gelebt hat. Und wie wir damals wissend-ahnten, daß Er wirklich gestritten und gelitten, gestraft und versöhnt hat, so haben wir immer wissend-geahnt, daß dieser „blonde Galiläer", den die Juden als einen unreinen Fremdling verdächtigten und herabsetzten, einer der Unsrigen im Blute, in der Seele und im Geiste war. Wie die Germanen seit ihrem Auftreten in der Geschichte nichts für sich, alles für andere taten, wie sie für die Befruchtung und Wiederbelebung sterbensmüder Kulturvölker ans Kreuz der Vernichtung geschlagen wurden und heute noch in ihren Kindern immer und immer wieder durch buchstabenharte römische „Landpfleger" und selbstgerechte gleißnerische Welt-Pharisäer und -Hohepriester dorngekrönt und blutig gegeißelt werden, das ist alles so wörtlich und innig übereinstimmend mit der Heilandsgeschichte, daß man geradezu sagen kann: in der Geschichte der Germanen und insbesondere in der der Deutschen spiegelt sich in seiner feinsten Blüte das Leben, Leiden und Siegen Jesu Christi wieder. Auch der germanisch-deutsche Gedanke wird die Welt besitzen, trotz aller Jerusalemiten und Jesuiten drüben, trotz aller Verräter und Nachläufer hüben, wie der christliche Gedanke heute die ganze abendländische Welt durchtränkt hat. Und wenn auch der Name, das Bild des Germanen dabei untergeht, wie das äußere Bild des Herrn verschwunden ist, so wird doch im Herzen jedes guten und wahren Menschen begriffen werden, was die Welt wäre, wenn uns diese Männer fehlten: Eckehart, Luther, Kant, Goethe, Schiller; Rembrandt, Bach, Mozart, Beethoven, Wagner. Diese Männer waren allesamt Deutsche! Und in ihnen ist alle Pracht und Herrlichkeit der Germanen seelisch und geistig auferstanden. Und erhabener ist des Menschen Göttlichkeit überhaupt zu keiner Zeit und in keinem Volke lebendig gewesen.

✻

## Neudeutscher Glaube.

Ich ahne, daß es etwas Höheres gibt als Menschenwissen und Menschenkönnen: das Bewußtsein der Welt. Ob denkende und dankbare Menschen dieses Höchste und Heilige Brahman, Jehovah, Jupiter, Zeus, Allah oder Allvater nennen, ob sie es sich begreiflich zu machen versuchen als Kraft und Stoff, als Weltgesetz, als Weltvernunft: es ist immer dasselbe, und kein Mensch hat ein Recht, den anderen wegen dieses seines „Glaubens" geringer zu achten, zu schmähen oder gar zu verfolgen.

Ich ahne, daß dieses Bewußtsein der Welt alles umfaßt, was je in Menschen dachte, fühlte und handelte, daß es selbst in Tieren, Pflanzen, Erde, Luft und Wasser und ebenso in fernen Sonnen und Wandelsternen wirksam ist.

Ich ahne, daß Gott im Menschen einzelpersönlich in vorübergehende Erscheinung tritt, und daß diese Erscheinung einzeln und insgesamt nach höchst möglicher Vervollkommnung strebt. Durch die Gesamtheit dieser in Arbeitsteilung nach Vollkommenheit zielenden Einzelerscheinungen wird Gott fort und fort neugeboren, die Menschheit fort und fort „erlöst".

Jeder einzelne Mensch, jede Familie, jedes Volk, die gesamte Menschheit ist in jeweils verschiedener Brechung ein Gedanke Gottes. Aber das Bewußtsein der Welt scheint wie das Meer Wellenberge und Wellentäler zu haben, und oft scheint es überhaupt in sich selbst zu ruhen, vielleicht um auf anderen Welten währenddessen um so lebendiger zu schaffen.

Zur Zeit der Wellenbewegung offenbart sich Gott besonders schön in einzelnen Menschen oder in ganzen Völkern. Als solche höchste Gotteserscheinungen sind anzusehen Moses, Buddha, Zoroaster, Jesus von Nazareth, Goethe und wenige andere mit ihrer Propheten- und Jüngerschar. Als solche Gottvölker treten in der Geschichte hervor: die Inder, die Parsen, die Aegypter, die Griechen, die Juden und die Germanen. Am meisten die letzten, da sie mit den Farben des Himmels ausgestattet wurden: mit Blau und Gold. Diese Farben sind Zeichen der Gottheit.

Wie das Meer immer dasselbe Meer ist, ob es luftförmig, flüssig oder gefroren ruht oder sich bewegt, wie es im Wellental und im Wellenberge über den Begriffen gut und schlecht steht, so auch im Sinne der Welt die Menschheit mit ihren religiösen, wissenschaftlichen, politischen und künstlerischen Hebungen und Senkungen: ein Hoch im Ozean des Seins ist nur möglich, wenn ein Tief sich bildet und dem Wellenberge sein Mehr abgibt. Und dieses Hoch ist vor Gott weder gut noch böse, ebenso wenig oder ebenso viel wie das Tief.

Wellenberg und Wellentief hängen unauflöslich zusammen durch die beweglichen, innig verbundenen Tropfen des Lebens und der Liebe, im Wasser, in der Luft, in der Erde und — im Geiste. Denn das alles sind Meere, über denen Gott „schwebt". Es darf also niemand von seinem Menschenbruder sagen, er sei schlecht und demnach weniger als er, der Richter. Wir sahen ja, wie das Hoch des einen nur möglich ist durch ein Tief des anderen, und sahen, daß beide fest verbunden sind: Jesus Christus als Gipfel der Menschenliebe konnte nur geboren werden in einer Zeit des blinden Menschen- und Völkerhasses; Goethe als Gipfel der Menschenkultur nur zu einer Zeit der Vernichtung heiligsten Menschengutes; Buddha als Gipfel der Geistesreligion nur als Ausgleich religiösen Stumpfsinns.

Mann und Weib, Alter und Jugend, Fürst und Volk sind alles nur einander bedingende Hebungen und Senkungen im menschlichen Meere der Gottheit. Ebenso wie die Begriffe Himmel und Erde, Feuer und Wasser, schwarz und weiß, Tag und Nacht, konservativ[1]) und liberal,[2]) Anarchie[3]) und Monarchie,[4]) egoistisch[5]) und sozial,[6]) materiell[7]) und ideell,[8]) rationalistisch[9]) und mystisch.[10])

Jeder, der so dem Sinne des Seins nachsinnt und nachlebt, ist ein Gottsucher und wird ein Gottfinder werden, der mit Christo sagen darf: Ich und der Vater sind Eins. Die Welt bin Ich, und Ich bin die Welt. Und wie ich lebte seit Ewigkeiten, so werde ich leben in alle Ewigkeit . . .

[1]) erhaltend. [2]) frei umschaffend. [3]) ohne Ordnung. [4]) Herrschaft des Einzelnen, eines Fürsten. [5]) ichsüchtig. [6]) brüderlich gemeinsinnig. [7]) stofflich, irdisch, roh. [8]) gedanklich. [9]) vernunftgemäß. [10]) geheimnistief.

✻

## Schrifttum.

Die Jungen machen Geschichte; die Alten schreiben sie nieder. Aber beide sollten die Taten ihres Volkes allezeit vor Augen und im Herzen haben. Wir hatten öfter Gelegenheit zu sehen und zu wissen aus eigener Erfahrung: wie wenig der Deutsche trotz acht-, zwölf- und mehrjähriger Schul- und Lernzeit von der Vergangenheit seines Volkes erfährt. Die Volksschule belehrt genauer nur über die Geschichte des jüdischen Volkes und über die erste Entwicklung des Christentums; die mittleren und höheren Schulen halten sich eingehend auf bei den Griechen und Römern, hier und da sogar bei Indern, Babyloniern und Aegyptern — aber von den alten Germanen und von der neuesten Geschichte Deutschlands hören auch sie nur wenig. Und alles in einer Weise vorgetragen, daß dem Wissenden oft der Ekel zum Halse steigt. Denn vor diesen Byzantinern der Schule und des Staates bestand sogar Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen mit Ehren, obgleich längst jeder Arbeiter wußte, daß dieser Freund der Weiber und der Mucker der Totengräber „seines" Volkes war. Warum geschah dies alles? Zur höheren Ehre der Fürstenhäuser! Uebereifrige Schreiber wollten dem Volke weismachen, die Nachkommen des ehemaligen Burggrafen von Nürnberg seien alle ausnahmslos von der Wiege bis zum Grabe Mustermenschen und Sonnenkönige, seien eben alle „von Gottes Gnaden" gewesen. Und wir wissen doch aus jeder besseren und unbestochenen Geschichte, daß nicht einmal der Große Kurfürst und nicht einmal der große Friedrich in allen Lagen des Lebens als vorbildlich gelten konnten. Von dem Vater des letzteren und von seinem zweiten Nachfolger schon gar nicht zu reden. Ich bin wahrlich weit davon entfernt zu verlangen, daß man nun bei jedem Fürsten auch sein Allzumenschliches der unmündigen Jugend erzählen soll; aber man soll wahr sein: man soll einen Lüstling nicht als gläubigen Beter hinstellen und einen Polterer und Büttel nicht als besorgten frommen Vater. Man soll auch nicht vom Finger Gottes reden, wenn der König durch seine weibische Unentschlossenheit ein ganzes Reich zum Zerfall gebracht hat. Denn wenn bei den Preußen von 1806 und 7 der liebe Gott versagte, so hat er nach derselben Pfaffenweisheit eben den Franzosen beigestanden, denselben Franzosen, die kurz vorher ein Königspaar öffentlich abgeschlachtet hatten! Hat es Eduard dem Siebenten geschadet, daß ihn sein ganzes Volk durch Zeitung und Volksversammlung mit großen menschlichen Schwächen behaftet kennen lernte? Im Gegenteil! Denn man sagte sich, daß auch Licht sein müsse, wo so viel Schatten ist. Dasselbe Beispiel erlebten wir Deutschen bei Bismarck, von dessen „Handlangerdiensten" und „Wühlarbeiten" eine Zeitlang sogar die Amtsblätter als von einer Art geistigen Schadens sprachen. Und zwar lediglich der Zollern wegen! Bismarck aber ist der Held nicht bloß der Deutschen, sondern aller guten Europäer geworden. Es hat ihm nichts geschadet, daß man von seiner Leidenschaft für ein gutes Glas Bier und eine immer qualmende lange Pfeife und seinen Wutanfällen erfuhr; denn durch solche Schwächen blieb er trotz seiner götterhaften Reckenhaftigkeit allen nahe. Die alten Germanen ließen wie die alten Griechen nicht bloß ihre Könige und Helden, sondern auch ihre Götter sündigen und besangen gute wie schlimme Taten ihrer Großen als menschlich Notwendiges im Liede. Und machten gerade durch solche Rücksichtslosigkeit und Wahrhaftigkeitsliebe den König unüberwindlich und unverletzlich. Nur, wenn der „Auserwählte" ein Schurke war, dann . . .

Von diesem Gesichtspunkte aus sind auch diese Abhandlungen über das Wichtigste aus Deutschlands alter und junger Zeit entstanden: die Volkserzieher sollen tiefer sehen, als ihr vorgeschriebenes Geschichtsbuch und der politische Sippen-Katechismus erlaubt. Und sie sollen Gelegenheit suchen, an den Quellen nachzuprüfen, ob sich's also verhält, wie hier erzählt wurde. Für kleinere Kassen empfehle ich die Anschaffung folgender Werke:

Georg Biedenkapp, Aus Deutschlands Urzeit. Ueber Pfahlbauten, steinzeitliche Ansiedlungen, Gräberfelder, Riesenstuben, Handels- und Verkehrsbeziehungen und Deutschlands vorgeschichtliche Bewohner auf Grund von Einzel- und Massenfunden. Mit dem Titelbilde „Steingrab bei Südbostel" und vier Tafeln. Verlag Hermann Paetel, Berlin 1908. (172 Seiten.)

Georg Biedenkapp, Der Nordpol als Völkerheimat. Nach den Ergebnissen der vorgeschichtlichen, sprach- und naturwissenschaftlichen, sowie insbesondere der Veda- und Avesta-Forschungen Tilaks dargestellt. Mit einem besonderen Kapitel über Rigveda und Germanenbibel. Verlag Hermann Costenoble, Jena 1908. (195 Seiten.)

Felix Dahn, Die Germanen. Verlag von Breitkopf & Haertel, Leipzig 1905.

Heinrich Driesmans, Der Mensch der Urzeit. Kunde über Lebensweise, Sprache und Kultur des vorgeschichtlichen Menschen in Europa und Asien. Mit ausführlichem Namen- und Sachregister für das ganze Gebiet der Urgeschichte und zahlreichen farbigen Tafeln und Textabbildungen. Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart 1907. (198 Seiten.)

Gustav Friedrichs, Grundlage, Entstehung und genaue Einzeldeutung der bekanntesten germanischen Märchen, Mythen und Sagen. Immer in Beziehung zu den Mythen und Sagen der großen Kulturvölker des Altertums Verlag von Wilhelm Heims, Leipzig 1909. (495 Groß-Seiten.)

Franz Fuhse, Die deutschen Altertümer; mit 94 Abbildungen und 170 Seiten. Sammlung Göschen.

W. Golther, Nordische Literaturgeschichte. 1. Teil. (Isländ. und norweg. Literaturgeschichte.) Sammlung Göschen.

O. L. Firiczek, Die deutsche Heldensage; mit 4 Tafeln. Sammlung Göschen.

F. Kauffmann, Deutsche Mythologie; Sammlung Göschen Nr. 15.

E. Mogk, Germanische Mythologie; Sammlung Göschen.

A. Olrik, Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit. Mit vielen kostbaren Bildern und Zeichnungen. Bevölkerung. Mythendichtung. Götterglauben. Heldendichtung. Wikingerzeit. Heidentum und Christentum. Skaldenkunst. Wikinger- und Märchen-Sagas. Island und seine Sagas. Die gelehrten Isländer. Die Zeit der Folkewiser. Karl Wintersche Universitäts-Buchhandlung. Heidelberg 1908.

Willy Pastor, Aus germanischer Vorzeit. Bilder aus der Urgeschichte: Der Völkerkreislauf, Ureuropa und Ureuropäer, Sonnenaufgang in der Weltanschauung, Christentum vor Christo. Altnordische Kunstgeschichte. Mit 86 Bildern im Text und 6 Tafeln. Dem Inhalt entsprechender künstlerischer Buchschmuck von Emma

Pastor. Verlag Wilhelm Werther, Berlin 1907. (180 Seiten.)

Gustav Schalk, Deutsche Heldensage für Jugend und Volk: Walther und Hildegunde, Die Nibelungen, König Rother, Gudrun, König Ortnit, Hugdietrich, Wolfdietrich, Wieland der Schmied, Dietrich von Bern und seine Gesellen, Beowulf, Roland, Parzival, Lohengrin, Tannhäuser, Herzog Ernst. Mit Bildwerk von Hermann Vogel. 9. Aufl. Verlag Alfred Kröner, Leipzig. (471 Seiten.)

Gustav Schalk, Walhalla. Germanische Götter- und Heldensagen für Schule und Haus. Ueber Ursprung, Einrichtung und Bewohner der Welt, Die einzelnen Götter, Das große Götterdrama, Die Nibelungensage. Mit zahlreichen Zeichnungen und 24 Vollbildern von Prof. Max Hoch. Verlag von Neufeld & Henius, Berlin 1906. (426 Seiten.)

G. Schwantes, Aus Deutschlands Urgeschichte. Mit vielen Abbildungen auch der neuesten Funde und unter Berücksichtigung der wissenschaftlichen Forschungen von J. Mestorf, E. Krause. M. u. R. Much, H. Müllenhoff, J. Naue, A. Nehring, A. Penck, R. Virchow, M. Verworn, L. Wilser u. a. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1908. (183 Seiten.)

Wer sich eingehender mit der Geschichte unserer Vorfahren beschäftigen will und seiner Kasse auch größere Opfer zumuten darf, wird nicht umhin können, sich die umfassenderen Werke Felix Dahns anzuschaffen. Für den weniger Bemittelten wären die hervorragendsten und besten Schriften des Breslauer Geschichtsforschers vielleicht auch in größeren Büchereien leihweise zu haben. Den „Kampf um Rom", den Dahn als Geschichts-Roman in drei Bänden hat erscheinen lassen, muß jeder Deutsche gelesen haben. Sonst macht er sich einer völkischen Pflichtvergessenheit schuldig. Man soll weiter durchforschen:

Felix Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Histor. Verlag Baumgärtel, Berlin 1883—1899. 4 Bände.

Felix Dahn, Walhall, Germanische Götter- und Heldensagen. Mit Bildern von Joh. Gehrts. Verlag Breitkopf & Haertel, Leipzig 1903.

Von Dahns Romanen aus der Völkerwanderung, die ebenfalls bei Breitkopf & Haertel erschienen sind, erwähne ich die folgenden und bemerke, daß diese Schriften Dahns auch im künstlerischen Gewande ebenso zuverlässig sind, seelisch aber tiefer packen als die größeren und kleineren geschichtlichen Abhandlungen.

Felicitas (aus 476 n. Chr.), Bissula (378 n. Chr.), Gelimer (534 n. Chr.), Fredigundis (Ende des 6. Jahrhunderts), Attila (453 n. Chr.), Die Bataver (69 n. Chr.), Chlodovech (481—511 n. Chr.), Stilicho (Ende des 4. Jahrhunderts).

Zu den Lieblingen meiner Bibliothek gehören vier leider im Buchhandel nicht mehr erhältliche Werke — es sei denn, man entdeckte sie gelegentlich alt, wie es mir geglückt ist:

P. A. Munch, Die nordisch-germanischen Völker, ihre ältesten Heimatsitze, Wanderzüge und Zustände. Mit einer Uebersichtskarte über den Norden gleich nach der germanischen Einwanderung. Uebersetzt von Ga. Fr. Claußen, Schleswig. Verlag A. Dittmer, Lübeck 1853.

P. A. Munch, Das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker und die Wikinger-Züge. Uebersetzung von Gg. Fr. Claußen. Verlag A. Dittmer, Lübeck 1854.

Dr. Ernst Krause, Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, der Edda, Ilias und Odyssee. Mit 76 Abbildungen und einer Karte: „Verbreitungslinien der megalythischen Denkmale in der alten Welt." Verlag von Carl Flemming, Glogau 1891. (624 Seiten.)

Dr. Ernst Krause, Trojaburgen. Der germanische Ergänzungsband zum vorigen Werke. Im selben Verlage. 1893.

Und von neueren Schriftstellern erwähne ich hier drei, jeden in seiner Art hervorragend: Albrecht Wirth, den die Deutschen längst als einen der besten Kenner des heutigen Völkerlebens schätzen gelernt haben; Ludwig Woltmann, der auf einer Forschungsreise durch Oberitalien in der Blüte seiner Jahre durch ein Unwetter hingerafft wurde; Moeller van den Bruck, schier unerschöpflich in der Zeichnung verirrter, führender, verschwärmter, entscheidender, gestaltender, scheiternder und lachender Deutschen.

Albrecht Wirth, Im Wandel der Jahrtausende. Eine Weltgeschichte in Wort und Bild mit 461 Abbildungen und 49 Kunstbeilagen. Wissenschaft und Kunst sind in diesem gewaltigen Werk in schönster Einheit vereinigt; aber auch für den nicht-Gelehrten und insbesondere für die heranwachsende Jugend wüßte ich kein wertvolleres und schöneres Andachtsbuch der Geschichte als Wirths „Wandel der Jahrtausende". Eine wundersame Ergänzung zu den „heiligen Schriften der Germanen" und zu Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts". Erschienen ist das Werk bei der Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1910. (472 Atlasseiten auf Kunstdruckpapier.)

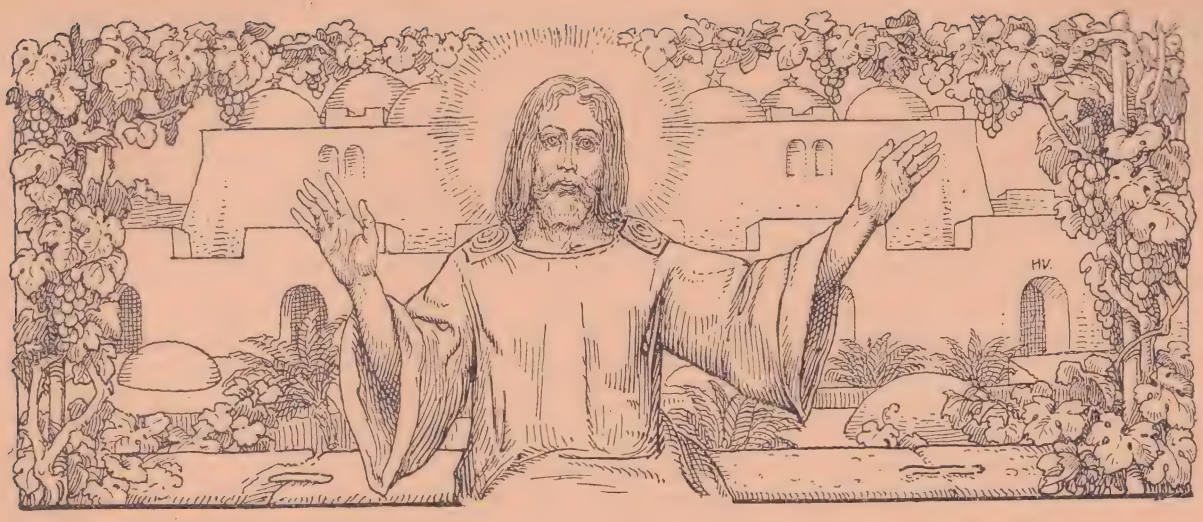
Ludwig Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien. (Entwicklung der italienischen Stände und Städte, Ursprung der berühmtesten italienischen Familien, Germanische Elemente in der italienischen Sprache, Die Architekten, Bildhauer, Maler, Historiker, Humanisten, Naturforscher, Philosophen, Dichter und Musiker in Italien.) Mit über hundert Bildnissen berühmter Italiener, denen auch der Nichtdeutsche den Germanen ansieht. Thüringische Verlagsanstalt, Leipzig 1905. (150 Großseiten.)

Moeller van den Bruck, Die Deutschen. Unsere Menschengeschichte in acht Bänden. Für unsere Weiterarbeit zu den voraufgegangenen Abhandlungen kommt in Betracht Band 7. „Scheiternde Deutsche" mit Armin, Alarich u. a. Verlag J. C. C. Bruns, Minden 1908. (250—350 Seiten.)

Außer den größeren Weltgeschichten von Corvin, Rotteck, Schlosser, Becker, Weber, Helmolt, Jaeger, Marcks, Lenz, Schäfer, Scherr u. a., die sämtlich wertvolle Beiträge zur Geschichte der Germanen und der Deutschen im besonderen bringen, mögen zum Schluß noch folgende Quellschriften genannt werden:

Robert Beltz, Die Vorgeschichte von Mecklenburg. Berlin 1899.

A. Bonnet, Die steinzeitliche Ansiedlung auf dem Michelsberge. 1899.
R. Forrer, Bauernfarmen der Steinzeit. Straßburg 1903.
J. Heierli, Urgeschichte der Schweiz. Zürich 1900.
H. Hirt, Die Indogermanen. 2 Bände. Straßburg 1905 und 1907.
Moritz Hörnes, Urgeschichte der Germanen. Wien 1892.
— Urgeschichte der bildenden Kunst. Wien 1898.
— Der diluviale Mensch in Europa. Braunschweig 1903.
— Urgeschichte der Menschheit. Leipzig 1905.
R. Koegel, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters. Trübner-Straßburg 1894.
G. Kossinna, Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet. Berlin 1902.
E. Krause, Die nordische Herkunft der Trojasage. Glogau 1893.
J. Lindenschmitt, Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Mainz 1905.
— Das Gräberfeld vom Hinckelstein bei Monsheim. Mainz 1868.
Johanna Mestorff, Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein. Hamburg 1885.
Matthäus Much, Die Heimat der Indogermanen. Jena 1904.
— Deutsche Stammeskunde. Leipzig 1905.
— Die Trugspiegelung orientalischer Kultur. Jena 1907.
Sophus Müller, Nordische Altertumskunde. Straßburg 1898.
— Urgeschichte Europas. Straßburg 1905.
Willy Pastor, Der Zug vom Norden. Leipzig 1906.
Karl Penka, Die Herkunft der Arier. Wien 1886.
G. Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit. Leipzig 1905.
L. Wilser, Die Germanen. Eisenach 1903.
Ludw. F. A. Wimmer, Die Runenschrift. Mit Tafeln und Abbildungen im Texte. Weidmann-Berlin 1887.
F. J. A. Worsaae, Die Vorgeschichte des Nordens. Hamburg 1878.




# II. Die alte und die neue Religion.

### Du sollst und du sollst nicht.

Unter Religion verstand der altstaatliche und -kirchliche Ordnungsmensch die Geschichte des jüdischen Volkes, die mit drei Sündenfällen anfängt: der Schöpfung der Welt und des Menschen („es gereuete JHN, daß ER sie gemacht hatte"), dem Sündenfall am Baume des Lebens im „Paradiese" und der Ermordung Abels durch seinen Bruder Kain. Von den Betrügereien Jakobs und seiner Söhne, den Scheußlichkeiten der Richter und Könige gar nicht zu reden. Nur die grenzenlose Gedankenfaulheit und Bequemlichkeit konnte diese Sagen und Geschichten, die für Kinder, Weise und Dichter ihren hohen Wert behalten werden, zur Grundlage einer Weltreligion machen. Nur der Weise erfaßt, daß und warum der Weg der Menschheit durch Schlamm und Blut führen mußte; nur er weiß, daß dieser Weg im Höchsten, im Bewußtwerden Gottes beim Menschen, in Gott selbst endet. Und daß dieser Weg immer wieder „von vorn" anfängt, aber wie der Umgang am sinnbildlichen Turm zu Babel, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrtausend zu Jahrtausend, von Geschlecht zu Geschlecht auf höherer Anfangsstufe. Denn der Geistesweg der Menschheit ist wie der Tempel des Weltalls eine Spirale, eine sich verjüngende Schraubenlinie.

Unter Religion verstehen unsere Alten und Bequemen des weiteren die Urgeschichte der christlichen Kirche. Obgleich nachgerade jeder Gebildete weiß, daß jenes Christentum nichts anderes ist als ein höheres Babylonier- und Judentum, nichts Besseres als Buddhismus und Mithradienst, ganz bestimmt aber nichts Erhabeneres als die Sagen der alten Germanen, unserer Stammesvorfahren. In Jesus von Nazareth und seinen Lehren finden wir fast wörtlich genau das Leben und die Lehren Buddha Gautamas wieder; sogar in den Entartungen der beiden Religionen des Ostens ergab sich im Laufe der Jahrtausende eine solche Uebereinstimmung, daß forschende Sendboten des Westens, die in den Tälern von Tibet den Lama-Papst mit seinen Kardinälen, Priestern und Mönchen fanden, an ein Blendwerk der Hölle glaubten. Denn da fehlte weder die „Stola" (Priester-Langkragen) noch das „Cingulum" (Priester-Gürtel), weder die Kutte noch der Rosenkranz, weder das Männer- noch das Frauenkloster, weder der Cölibat (das Eheverbot) noch die Tonsur (die Kopfhaarschur). Sven Hedin, der diese Tatsache rein wissenschaftlich beleuchtet hat, ist dafür von den Lamapriestern des Abendlandes in den Bann getan worden. Was aber gar nichts ändert an der anderen Tatsache, daß Gott in allen Völkern, wenn die Zeit erfüllet ist, in besonderer und doch ähnlicher Art lebendig wird. Denn Gott schuf den Menschen sich zum Bilde, richtiger: der Mensch schafft Gott nach seinem Bilde, überall verschieden, entsprechend den geographischen, klimatischen und rassischen Eigenschaften, und doch überall verwandt und ähnlich, als Vorbild-, als Ueber-, als „Gottmenschen". So wurden die Propheten, die Religionsstifter, die Messiasse, die Heilande.

Alle Gottsöhne und Erlöser sind nichts weiter als die Urbilder ihres Volkes und der Menschheit, nichts als die Verkünder und Träger ihrer Leiden und Hoffnungen. Wer es also richtig versteht, darf sagen, daß Jesus des Menschen und Gottes Sohn ist, daß er alle Sünde getragen, dafür am Kreuze gestorben ist und die Menschheit erlöst hat. Aber der soll davon schweigen, der die Geschichte des jüdischen Volkes nicht kennt und nicht weiß, wie sich in jedem Gotteskinde die Geschichte seines Volkes und der Menschheit wiederholt, sei es auf den unteren Stufen der Versuchung, Wanderung und Vergesellschaftung, sei es auf den höheren der Vereinsamung und Vollendung in Gott.

Unsere alten Religionswächter in Schule, Kirche und Staat hatten von alledem keine Ahnung. Oder sie hatten die Absicht dabei, dem Volke die Erkenntnis der letzten Dinge möglichst lange fernzuhalten. Sie wollten nicht, daß alle Jesusse würden, daß alle erführen, alle seien göttlichen Geschlechts. Es schien ihnen bequemer, ihre Herrschaft auf die Dummheit und Schlechtigkeit des „Pöbels" zu gründen, als auf das Selbstbewußtsein und die Liebe des freien Mannes. Es lebte in ihnen selbst

noch zu viel von der Roheit des ägyptischen Judentums, das erst durch sieben „Du sollst nicht“ und zwei „Du sollst“ zu Ordnung und Heimatsgefühl erzogen werden mußte. Sie kannten wohl das stolze germanische „Ich will“; aber der „Menge“ gestanden sie dieses Recht der Persönlichkeit auf Selbstachtung und Selbstbestimmung noch nicht zu.

An diesem Streit zwischen Morgenland und Abendland, zwischen Judenchristentum und Germanentum, zwischen Freiheitsgefühl und Knechtssinn krankt noch heute am meisten unser deutsches Volk, das in seiner klimatischen und politischen Lage ernster als die Nachbarn zu religiöser Selbstbesinnung gelangte, das darum auch das Sinnbild des Kreuzes schon kannte mit seinen drei Hinweisen auf Herkunft, Umgebung und Zukunft, auf Selbstachtung, Nächstenliebe und Gottesehrfurcht, das aber dieses Erfahrungs- und Sittenzeichen vervollkommnete durch den Ring des Seins.

Die Deutschen als die Nachkommen frei- und edelgeborener Germanen kranken und leiden an dem ewigen „Du sollst nicht“ und „Du sollst“ des Judenägypters Moses und an dem starren „Ich glaube“ des römisch-byzantinischen „Christen“ Athanasius. Auf der einen Seite „sollen sie“, was und wie eines der Hirtenvölker zwischen Memphis und Babylon; auf der anderen glauben sie, was und wie kluge Herren der Kirche zu Rom nud schlaue Staatsmänner von Byzanz richtig für den Staat erklärten. Und wollen und wissen im Grunde ihres unverdorbenen reinen Germanenherzens doch etwas ganz anderes, etwas unendlich Höheres, als verpriestertes Judentum und Staatschristentum jemals geben können.

Dem Deutschen braucht man nicht zu sagen: „Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Aegyptenland, deinem Diensthause, geführt habe. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“ Denn wir waren niemals in dem Diensthause am Nil. Nicht einmal bildlich. Und wir haben auch nie goldene Kälber als Götzen neben die Gottheit gestellt. Den Tanz ums goldene Kalb tanzen allerdings auch die Völker des Abendlandes; es gibt sogar Namendeutsche, die mit in dieser Gesellschaft sind; aber die „zehn Gebote“ sind ja nur fürs Volk, und das Volk ist dabei, mit diesem goldenen Kalbe aufzuräumen. Es sucht seinen Gott anderswo als in Wüsten und — Geldsäcken.

Auch den Mißbrauch des Namens Gottes braucht man dem deutschen Volke nicht zu verbieten. Denn das Volk hält keine Reden und keine Predigten: es arbeitet! Wenigstens das Volk, das wirklich deutsches Volk ist: das Land- und Kleinstadtvolk. Das Großstadtvolk ist Weltvolk — es spricht „deutsch“, ist aber nicht mehr deutsch. Arbeit ist schon Gebet und Gottesdienst; denn sie führt zur Vervollkommnung des Menschen, zu jener Religion, wo die Tat aus reiner Gesinnung alles, Namen und Worte Schall und Rauch sind. Ebenso ist es mit dem Verbot des Tötens, Ehebrechens, Stehlens, Verleumdens und Begehrens. Der echte Deutsche tötet, ehebricht, stiehlt nicht aus Bosheit oder Zeitvertreib. Aber wenn er in Not ist, darf er manches tun, was — die Könige und die Priester aller Zeiten und Völker „unter Gottes gnädigem Beistande“ auch getan haben. Man denke an den Auszug der Kinder Israels aus Aegypten, an Friedrichs des Großen Wort vom Diebstahl (Germanenbibel II, Seite 254, Nr. 38) und an Bismarck!

Und die beiden „Du sollst“? Du sollst den Feiertag heiligen und sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dirs wohlgehe und du lange lebest im Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt? Wußten wir nicht schon vor dem großen Schweiger Moltke, daß jeder Tag heilig ist und jeder Mensch ein Verbrecher, der dem lieben Gott durch Faulheit und Nichtstun „die Tage stiehlt“? Und könnten wir je „unsern Vater verspotten, und verachten, der Mutter zu gehorchen“? Würde sich nicht unser ganzes Blut dagegen aufbäumen? Findet sich aber doch hin und wieder einer, der dieses natürlichste aller Gebote bricht, so ist sicher daran — der bisherige Religionsunterricht und die Bibel nicht so ganz unschuldig; denn auf Schritt und Tritt finden wir in der „Heiligen Schrift“ Sünden der Eltern gegen die Kinder und der Kinder gegen die Eltern. Sogar bei den Erzvätern, diesen besonderen Lieblingen Gottvaters . . .

Nehmen wir die zehn Gebote, wie sie dastehen, so mochten sie notwendig sein für ein Volk in Kinderschuhen oder für eine verdorbene Grenzbevölkerung, die zwischen der Kultur Aegyptens und der Räuberei Arabiens fortwährend hin- und hergeworfen wurde; sie mögen sogar für verkommene Schichten abendländischer Bildung heute noch zeitgemäß sein; aber unsere gesamte deutsche Jugend heute noch, im 20. Jahrhundert, mit den Mord- und Ehebruchgeschichten jüdischer Stammväter, Richter, Könige und Priester belasten, sie „aufklären“ und ängstigen durch zwei veraltete Tafeln mit dem „Du sollst nicht“ und „Du sollst“, das ganze dann „Religion“ nennen und jeden als „Atheisten“, als Gottesleugner, als Umstürzler bezeichnen, der gegen diese Vergiftung unserer Jugend und damit des ganzen deutschen Volkes Einspruch erhebt: das war und ist die schlimmste Sünde, die je gegen den heiligen Geist der Menschheit und des Deutschtums begangen wurde. Und wer davon überzeugt ist, daß die Religionslüge die Wurzel aller ungelösten politischen, sozialpolitischen und gesellschaftlichen Fragen ist, und wer trotzdem nicht durch zähe Gegenarbeit für Klärung und Erlösung mitsorgt, der ist nicht besser als irgendein kindermordender Pharao oder Herodes. Denn es stehet geschrieben: „Einheit der Wesens- und Lebensart muß bei dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig sein soll, den Staat der Not mit dem Staate der Freiheit zu vertauschen.“ (Germanenbibel I, Schiller 62.) Wer also den Wegbahnern einer germanisch-deutschen Religion Steine in den Weg rollt, dem gebührt der Mühlstein . . .

✲

### Ich glaube.

Als Christoph Kolumbus (Taube) nach dem Westen fuhr, mit der Absicht, vom Osten her wieder heimzukehren, da hatte er zwar ein Ahnen seines Wollens, aber kein festes Wissen von der Kugelgestalt der Erde. Er „glaubte“ an das Erdballrund. Aber dieser sein ziel- und willensfester Glaube führte zur Tat des Wissens und wurde erst dadurch vollendet. Hätte Kolumbus von seinem Glauben nur geredet, hätte er gar darüber nur Bücher geschrieben, so wäre solcher Glaube eitel, wertlos, wäre Schaum und Schein geblieben. Und hätte er gar eine Gemeinde Gleichgläubiger um sich gesammelt und hätte diese zusammengehalten durch unverrückbare feste Sätze ohne Beweis, so wäre sein „Glaube“ ebenso viel wert gewesen wie die kirchliche Behauptung drei mal eins gleich eins.

Benjamin Franklin erzählt in seiner Selbstgeschichte, wie sich ihm gegenüber der Gründer der Tunker-Sekte einst beschwerte, daß er mit seinen Glaubensgenossen von den Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften schändlich verleumdet und ganz abscheulicher Grundsätze und Gebräuche bezichtigt werde, die ihnen doch ganz fremd seien. Franklin machte darauf aufmerksam, das sei das Schicksal aller neuen Glaubensgemeinschaften gewesen und werde es wohl auch bleiben. Aber vielleicht empfehle es sich, solange man noch nichts gesehen habe von den Taten, dem besseren Leben der Tunker, ihre Glaubensartikel und die Regeln ihrer geistlichen Zucht zu veröffentlichen. Der Tunker erwiderte, dieser Vorschlag sei auch in der Gemeinde selbst schon zur Beratung gekommen, schließlich aber abgelehnt worden und zwar aus folgenden Gründen:

„Als wir uns zuerst als Religionsgesellschaft zusammentaten, da hatte es Gott beliebt, unseren Geist soweit zu erleuchten, um uns einsehen zu lassen, daß einige Lehren, welche wir früher für Wahrheit gehalten hatten, Irrtümer, und hingegen andere, die wir als Irrtümer angesehen, Wahrheit waren. Von Zeit zu Zeit hat es dem Herrn beliebt, uns weitere Erleuchtung zu gewähren: unsere Grundsätze vervollkommneten und unsere Irrtümer verminderten sich. Nun sind wir aber nicht gewiß, daß wir schon am Ende dieses Voranschreitens und an der Vollkommenheit geistlichen oder kirchlichen Wissens anlangt sind. Wir fürchten vielmehr, daß, wenn wir unser Glaubensbekenntnis drucken lassen, wir uns durch dasselbe gleichsam gebunden und eingeschränkt fühlen und vielleicht sogar abgeneigt würden, eine weitere Vervollkommnung anzunehmen, und daß es unseren Nachkommen in noch weit stärkerem Maße so gehen würde, weil sie doch annehmen würden, daß, was wir Altermänner und Gründer getan haben, etwas Geheiligtes sei, wovon niemals abgewichen werden dürfe."

Solche Bescheidenheit bei einer „Sekte" zu finden, war Franklin überraschend, da er ihrer doch Dutzende in Alt- und Neuengland mit ihrer ganzen Verbohrtheit auf bestimmte Sätze und Worte hatte entstehen sehen. Er bezeichnet solche Bescheidenheit sogar, und mit Recht, als ein eigentümliches Beispiel in der Geschichte der Menschheit, da doch jede andere Glaubensgemeinschaft sich im Besitze der reinen Wahrheit glaubt und alle Andersdenkenden als die in der Irre Wandernden, als Heiden und Ketzer ansieht; wie ein bei nebligem Wetter Reisender die Leute in einiger Entfernung vor sich, hinter sich und zu beiden Seiten auf den Feldern in Nebel gehüllt erblickt, während ihm seine nächste Umgebung ganz klar erscheint, obwohl er selbst in Wahrheit ebenso sehr im Nebel ist wie irgend einer von den anderen.

Franklin, der in seiner Duldsamkeit gegen Andersgläubige soweit ging, daß er ihnen sogar eigene Kirchen und Bethallen bauen half und außerdem zu den Unkosten aller religiösen Veranstaltungen durch Geldmittel nach Kräften beisteuerte — wer denkt da nicht an das Protestantenkirchlein von Mürzzuschlag, das der Katholik Peter Rosegger erbaut hat! — Franklin kam durch dieses Erlebnis mit dem Tunker und durch andere Erfahrungen soweit, daß er geradezu eine Angst davor hatte, seine eigenen religiösen Ueberzeugungen schriftlich oder gar gedruckt niederzulegen. Er fand, daß alle Religionsstifter ohne das geschriebene und gedruckte Wort, allein durch die Rede, durch das Wort ihres vorbildlichen Lebens gewirkt und gegründet haben.

Wie sehr er im Recht mit dieser Behauptung ist, sehen wir am Leben und der Lehre Jesu, sahen wir vor wenigen Jahren an dem Vater der „Ernsten Gedanken", an Moritz von Egidy. Solange Jesus mit seinen Jüngern wanderte und dem Volke predigte, solange war ihnen alles gemeinsam und klar, ob er schon, wie wir an der Wiedergabe der Bergpredigt durch die drei Evangelisten sehen, von jedem anders verstanden und ausgelegt wurde. Sobald aber die Lehre eines Heilbringers des Persönlichen, des warm Lebendigen entkleidet, sobald sie in feste Glaubenssätze gelegt wird, sobald ist der Zwiespalt, ja der Krieg da, und der endet unfehlbar mit dem Untergange von Sieger und Besiegtem. Auch mit des Siegers Untergange. Denn seine Hand und sein Gewissen ist mit Blut und Schuld beladen, mit der Schuld, das Ziel des anderen verrückt, oder gar ihn selbst vernichtet zu haben. Er hat sich gegen die Religion vergangen und hat dadurch die schlimmste aller Sünden auf sich geladen: die Sünde gegen den heiligen Geist des Glaubens im guten Sinne.

Man lasse sich nicht dadurch irre machen, daß die katholische Kirche, im Osten als russisch-griechische, im Süden und Westen als römisch-jesuitische, wie ein schier unbeweglicher Block dasteht. Man fürchte auch nicht, daß die evangelischen Landeskirchen des Nordens für die Ewigkeit dastünden und als Staatseinrichtung fernerhin jede freie Geistes- und Seelenregung als Ketzerei unterdrücken oder mit Erfolg verdächtigen könnten. Denn die Ueberzeugung bricht sich mehr und mehr Bahn, daß es nicht darauf ankommt, was der Mensch glaubt, sondern darauf, daß er überhaupt glaubt. Daß er glaubt im Sinne Jesu, dessen Leben und Taten Siegel seines „Glaubens" waren. Daß er glaubt im Sinne des Christoph Kolumbus, der sein Leben an ein großes Ziel setzte.

Was unsere Kirchen ihren Herden als Glauben vorhalten, hat mit Glauben von der Art des Nazareners gar nichts zu tun. Es ist gleichgültig, ob ich einen dreieinigen Gott glaube, gleichgültig, ob ich mir die drei Götter als Personen vorstelle, von denen die eine alles erschaffen hat, die andere alles erlösen will und die dritte die Gemeinde der Heiligen zusammenhalten muß. Es ist gleichgültig, ob ich glaube, daß der zweite Gott empfangen sei vom heiligen Geiste, geboren von einer Jungfrau, gelitten habe unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben, begraben, niedergefahren sei zur Hölle, wiederaufgefahren sei zum Himmel und dort sitze zur Rechten des ersten Gottes. Denn wie wir in der Geschichte der christlichen Kirchen lesen, hat dieser Glaube seit 1600 Jahren das durch seine Lage zu höchster Geistesblüte geradezu vorherbestimmte Europa zum blutigen Schlachtfelde widerstreitender Meinungen gemacht, hat Deutsche gegen Deutsche, Böhmen gegen Böhmen, Franzosen gegen Franzosen zu Mord und Totschlag aufgestachelt. Und noch ist bei der jesuitischen Gesinnung der politisch Gewaltigen und der seelischen Beschränktheit und Roheit der geistig Unterdrückten kein Ende abzusehen. Aber kommen wird der Tag der Frankline, Herder, Bunsen, Egidy und Rosegger, da wir alle vom Gottsuchen aller Völker und Zeiten wissen und danach handeln. Kommen wird der Tag, da wir nicht mehr blind für wahr halten, was geschrieben und gedruckt steht oder was selbstsüchtige Wortpfaffen als „Evangelium", als ausschließliche Heilslehre verkünden, sondern was wir selber aus eigener Seele und eigenem Geiste als gottverwandt und gottstrebend erkennen und in lebendige Tat umsetzen.

Es ist gleichgültig, ob du glaubst, daß Gott in sechs Tagen Himmel und Erde geschaffen habe, und daß alles sein Wort sei, was da geschrieben steht in den fünf Büchern Moses und in denen der Propheten. Es ist auch gleichgültig, ob du an ein auserwähltes Volk, an ein tausendjähriges Reich und ein jüngstes Gericht glaubst.

Aber es ist nicht gleichgültig, ob du überhaupt glaubst und wie du deinen Glauben verlebendigst, betätigst. Dein Glaube an dich selber und an die Menschheit, dein Glaube an den Sinn des Seins ist sogar das Wertvollste an deiner Persönlichkeit; denn er zeugt, ob du über dem Tiere stehst — das keinen Glauben hat — und ob du wert bist, je gelebt zu haben. Sicher nicht, wenn du ein kalter Säulenheiliger oder auch ein heißblütiger Eiferer irgend einer Kirche oder „Sekte" bist, ganz bestimmt aber, wenn du festen Willen hast, dein „Amerika" zu entdecken, wenn du weißt und willst, daß deine eigene unausgesetzte und doch nie vollendete Vervollkommnung die Vervollkommnung des ganzen Menschengeschlechts bedeutet.

Die Staaten Europas haben sich seit Jahrhunderten zu Wächtern des Glaubens gemacht, wogegen sich nichts sagen ließe, wenn der staatschristliche Glaube gleichbedeutend wäre mit Religion. Das ist er aber durchaus nicht. Denn was die Herren der Kirche und des Staates für Religion erklären, ist nichts weiter als ein blindes, sinnloses, zu nichts verpflichtendes Bekennen auf Worte, Worte, Worte. Zur Religion gehört aber mehr als Wort-Glauben, gehört vor allem Besseres als dieser Köhlerglaube. Religion ist Selbstachtung, ist Nächstenliebe, ist Ehrfurcht vor der Natur. Religion ist auch Dienst am Heiligen. Und alles das mag der Staat in seinen Gesetzen und Verordnungen fordern; er darf aber schon seiner selbst wegen nicht verlangen, daß alle, auch die geistig Hochstehenden und Freien, an ein bestimmtes Wortbekenntnis gebunden werden. Er hat nur darauf zu achten, daß das Verhältnis der einzelnen zueinander nicht durch Uebergriffe Gewalttätiger und Gewissenloser gestört werde. Er soll ein Recht haben, jeden zu strafen, der den Nächsten in seiner ruhigen geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung stört; soll auch berechtigt sein, die Spötter und Wühler gegen die Religionsgemeinschaften und Staatseinrichtungen unschädlich zu machen. Aber sobald er selber dazu übergeht, den Glauben der nicht zu einer großen Herde Gehörigen — die in der Regel die Neuformer, die Wegbahner neuer, besserer Verhältnisse, die Propheten einer heraufziehenden Religion sind — durch Bütteldienste für die Kirchen zu vergewaltigen, sobald hat er seine eigene Daseinsberechtigung verwirkt. Denn dann fehlt ihm selber der Glaube des Willens zu großer Tat.

Die ost- und südkirchlichen Staaten haben überall auf Erden die „Religion" im Uebereifer als „Gottesdienst" geschützt und ausgezeichnet. Und sind infolgedessen aus einer Revolution in die andere, vom Königsmord zur Republik, und schließlich zum staatlichen und völkischen Durcheinander gekommen; während die germanischen Völker allezeit den Menschen werteten nach dem, was er ernstlich wollte und religiös schaffte.

Dazwischen habt ihr zu entscheiden, ihr Gewaltigen der Erde: zwischen Wortglauben und Tatglauben, zwischen Lüge und Wahrheit, zwischen Glaubenssatzung und Freiheit, zwischen Tod und Leben, zwischen — Teufel und Gott, zwischen Hölle und Himmel.

✠

## Ich bete.

Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und hatte kindische Anschläge". Dieses entschuldigende liebe Bibelwort aus dem 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes hat Geltung auch für das von der Kirche geforderte Beten. Und da die meisten Menschen Kinder sind und Kinder bleiben, so ist ihr Gebet auch weiter nichts wie Kindermundgestammel. Daran wohl dachte der fromme Nazarener, als er warnte: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden, die da meinen, sie würden erhört, wenn sie viele Worte machen." Und des weiteren mahnte: „Sondern wenn ihr betet, sollt ihr also sprechen: „Unser Vater, der du bist im Himmel. Geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Unser täglich Brot gib uns heute. Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern. Führe uns nicht in Versuchung. Sondern erlöse uns von dem Uebel." (Matth. 6, 9—13.)

Allerdings hatte er bei diesem Gebet der Gebete keine Kinder vor Augen, in denen schon der Knechtssinn alles Eigene und Göttliche erstickte, sondern er dachte an Kinder von jener Art, wie er sie den Jüngern als Muster hingestellt hat: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so werdet ihr das Himmelreich nicht erben." Er wollte, daß alle Menschen Kinder in diesem Sinne würden und blieben: Kinder des Gottesreiches, Kinder des Gebets der Gebete, Kinder des „Vaterunsers", das mehr ist als die zehn Gebote.

In den fünf Hauptstücken des christlichen Glaubens, wie die Kirchen ihn Jahrhunderte nach ihres Stifters Tode aufgebaut und festgelegt haben, stehen zwar die zehn Gebote an erster Stelle und das Gebet an dritter; aber ich glaube, wenn Jesus heute wieder käme, er würde wie einst Moses am Sinai die Tafeln des Sollens und Nichtsollens am Felsen zerschmettern, da sie doch den Menschen nicht besser, nicht freier gemacht haben; würde voller Entrüstung das nicäische Glaubensbekenntnis zerreißen und die Fetzen ins Feuer schleudern, da dieser Dreier-Glaube weiter nichts zustande gebracht hat als Steinkirchen und Scheiterhaufen.

Aber entschiedener noch als damals würde er mahnen: „Werdet wie die Kindlein, und betet wie die Kindlein!" Und würde vielleicht dasselbe „Vater unser" wieder beten lassen. Denn dieses Gebet schließt alle zehn Gebote der Reihe nach in sich, steigert sich aber in geradezu germanischem Geiste himmelhoch über die Sollst und Sollst nicht, in dem es uns erhebt zum freien Bekennen und Geloben. Man beachte:

Ich bin der Herr, dein Gott.
Vater unser, der du bist im Himmel.

Du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen.
Geheiligt werde dein Name.

Du sollst den Feiertag heiligen.
Zu uns komme dein Reich.

Du sollst Vater und Mutter ehren.
Dein Wille geschehe auf Erden so wie im Himmel.

Du sollst nicht stehlen.
Unser täglich Brot gibt uns heute.

Du sollst nicht töten und sollst nicht falsches Zeugnis reden.
Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.

Du sollst nicht ehebrechen.
Führe uns nicht in Versuchung.
Du sollst nicht begehren.
Sondern erlöse uns von dem Uebel.

Vielleicht hatte Matthias Claudius, der fromme Wandsbeker Bote, eine Ahnung von dem feinen Zusammenhang des Gebetes mit den Geboten, als er erklärte: „Das Vaterunser ist ein für allemal das beste Gebet; denn du weißt, wer es gemacht hat. Aber kein Mensch kann es so nachbeten, wie der es gemeint hat.“ Man lese nur nach in den Andresbriefen, wie dicht die neuen Tafeln des Nazareners bei den alten des Moses liegen und wie sie doch jahrtausendweit von ihnen entfernt sind!

Wenn ich mir die beiden Hauptstücke bildlich vorstelle, dann habe ich als alter Lehrer dort den Gesetzesmann Moses, hier den Kinderfreund Jesus im Auge; aber dem Menschen, dem Künstler und Gottsucher schweben noch zwei andere, unseren Zeitgenossen nähere Bilder vor: Sascha Schneiders schuldgebeugter, an den Händen und Füßen gefesselter Mensch, den die Erde unten gierig belauert, daß er ihr vor dem Verschlingen nicht entgehe; und die wunderbare Bildsäule des im Tiber gefundenen Adorant (Anbetender Jüngling), der kindlich gläubig und hingebend sein Auge zum Himmel erhebt.

Wir Menschen von heute sind gewiß alle diesen Schmerzensweg von Sinai-Golgatha nach Walhalla gewandert. Man vergegenwärtige sich Gottfried Kellers Jugend im „Grünen Heinrich“, der wie einst Jakob mit Gott im Gebete rang und der da rechnete wie ein ausgemachter Handelsreisender. Und man denke an die eigene Jugend, ob nicht auch darin solche Stückchen von gefürchteter Strafe und erwartetem beanspruchtem Lohn sich finden. Sorgen doch leider viele Pastoren aller Religionsgemeinschaften nach dem Muster des zweiten und vierten Gebotes dafür, daß aller Gottes- und Menschendienst nach diesem Grundsatz geregelt bleibt.

Aber Jesus wollte es anders: er stand zum Höchsten wie ein gutes Kind zu seinem lieben Vater. Selbst der Schutzherr der papstkatholischen Kirche und Schildhalter aller Staatskirchenfürsten, der ehemalige Teppichwirker Saulus-Paulus, entdeckte in dem unrichtigen Verhältnis des Menschen zu Gott seinen Abfall vom Ewigen hinein in den alles vergiftenden Sumpf der Sünde. (Röm. 1, 21 ff.). Auch er wollte das Kindsverhältnis wiederherstellen, wenn auch in anderer Weise als Jesus von Nazareth. Jesus wollte die durch Gebote geknechteten Menschen als Kinder zu ihrem Vater zurückführen; Paulus dachte in seinem Briefe an die gebildeten Römer wohl an ähnliche Verhältnisse, wie wir sie heute im Kriegs-Zeitalter der Wissenschaft und Kunst, der Technik und des großen Reichtums, des Wohllebens und des geistigen Zusammenbruchs erleben . . .

Auch wir Menschen von heute werden wieder beten lernen und werden wieder beten können. Denn der Mensch lebt nicht vom Gehalt allein, auch nicht von Titeln, Orden und — Kraftfahrzeugen. Alles das kann den Körper entlasten, verschönen, vielleicht auch den Geist vorübergehend erheben; aber die Seele bleibt unbefriedigt und hungrig.

Wir werden gewiß nicht mehr wie Millionen südländischer Kirchensklaven in stundenlangen Betumzügen Ave Maria (Gegrüßet seist du, Maria) und Pater noster (Vater unser) gedankenlos herleiern. Werden auch nicht, wenn ein Gewitter am Himmel aufsteigt, schnell zu Gesangbuch und Bibel greifen und bitten, daß Gott seinen Blitz auf andere Dächer fallen lassen möge. Werden weder um einen neuen Hut, noch um das große Los, nicht einmal um Gesundheit und langes Leben beten — betteln; denn alles, was kommt, kommt ohne das und kommt auch zu den Ungerechten. Ja, zu denen in der Regel, wie das Leben beweist, reichlicher als zu den Ehrlichen und Gerechten. So daß ein denkender Mensch sehr leicht ein ganz ungläubiger werden kann, wenn er sieht, daß die Heuchler und Spitzbuben an den Tafeln der Kirche und des Staates wie der Gesellschaft oben sitzen, die Stillen und Bescheidenen aber, die Fleißigen und anständig Strebsamen Nackenschlag auf Nackenschlag erhalten.

In dieser Lage wird man inne, was am Menschen ist und welche Kraft das Gebet hat. Gerade heraus gesagt: Wer in jeder Not und Gefahr den Glauben an sich selber und an die Menschheit überhaupt nicht verliert; wer wie ein tapferer Soldat und gewissenhafter Arbeiter auf jedem Platz, wohin ihn das Leben stellt, seine Pflicht bis zum äußersten erfüllt; wer vom fremden „Du sollst“ zum selbstherrlichen, unverrückbaren „Ich will“ gekommen, hinaufgestiegen ist, der hat das Gebet des Herrn verstanden, der ist selber ein rechter Beter und Gottessohn.

Und wer nicht wartet, bis Not ihn stößt oder äußere Gesellschafts- oder Amtspflicht ihn zwingt, sondern aus überquellendem Gefühl der Seele vor den Himmelssäulen der Alpen, vor dem Lichtbaumgefunkel der Sterne, dem Wellenspiegel des Meeres, einer Künstleroffenbarung wie der Sixtinischen Madonna (Muttergottesbild mit dem Bilde des Papstes Sixtus, aus der Sisto in Piacenza, jetzt in der Dresdener Galerie) oder einem unschuldigen Kinde in die Kniee sinken kann und tränenden Auges die Arme zum Himmel erheben, woher doch alles kommt und wohin alles geht, worinnen alles lebt und alles webt: der betet! Der betet, wenns auch nicht das Vaterunser oder ein Gesangbuchvers ist. Der betet, auch wenn er überhaupt nicht spricht oder denkt. Der betet, und wenn er ein „Heide“ ist und das Wort Gott sonst gar nicht in den Mund nimmt!

Ich habe Menschen kennen gelernt, die nicht bloß alle Morgen, Mittag und Abend ihre Gebete gläubig sprachen, sondern sich auch heiß bemühten zu leben, was Gott in der Bibel von ihnen forderte. Sie kamen aus Not und Unglück nicht heraus; sie wurden alt und schwach, und hatten es bei allem Fleiß und aller Entsagung doch zu nichts gebracht. Und hatten trotzdem ihrem Gott die Treue gehalten, nicht aus Dummheit oder Gewohnheit, sondern aus — Dankbarkeit für den inneren Reichtum, den sie beim Gottsuchen gefunden. Die waren gewiß rechte Beter und waren fromme Volkserzieher. Denn sie hatten sich selbst erzogen.

Und ich habe Menschen gekannt, denen ganz unerwartet ein großes Glück in den Schoß fiel, die davon, daß gerade sie auserwählt seien, mit solchem Reichtum andere beglücken zu dürfen, fast zusammengebrochen waren. Tagelang gingen sie wie im Traume und bedankten sich bei jedem für das Gute, das sie nun anderen tun wollten. Mit einem Male schnurrte das Weltenspielrad weiter, und das Glück — war wieder zerronnen. Da kamen ihnen Tränen des Leides, daß all die schönen Pläne, die sie für andere gemacht, nun zunichte werden oder in ferne Zukunft rücken sollten. Aber die erste Freude hatte ihnen solche Spannkraft gegeben, daß der Ruck der Enttäuschung kein Ruck des Stillstandes, sondern eines um so kräftige-

Selbstachtung, aus Eigenem zu erfüllen, was sie aus Fremdem anderen zugedacht. Und arbeiteten Tag und Nacht, in Gedanken und Taten, bis eines Tages ihre Herzensuhr stillestand. Nicht wahr, auch die waren Beter, waren Gottringer und Gottessöhne?

Und der uns den „Apoll von Belvedere", der uns die „Juno Ludovisi", die „Venus von Milo", das Bild vom hl. Abendmahl, den hl. Antonius mit dem Götterbuben, die musiktraumverlorene „Cäcilie", die Cis-moll Sonate, den „Ring des Nibelungen", den „Faust", die „Glocke", den „Waldschulmeister" und den „I. N. R. I." schuf — waren nicht auch sie alle, die aus sich für andere Großes, Ewiges schafften, fromme Beter, Verkündiger des Höchsten, Träger der ewigen Wahrheit?

Und anderswo hörte ich einen, der sprach bei sich und betete also: „Ich flehe dich an, o Herr, Vater, Lenker unserer Vernunft — mache uns eingedenk des edlen Ursprungs, dessen du uns wert erachtet hast! Stehe uns bei, auf daß wir handeln, wie es Wesen mit freiem Willen geziemt, auf daß wir gereinigt werden von den unvernünftigen Leidenschaften des Körpers und dieselben unterwerfen und beherrschen, indem wir sie auf geeignete Weise als Werkzeug gebrauchen! Und stehe uns bei, daß wir die Vernunft, die in uns ist, gehörig leiten, und daß sie teilhabe an dem, was wirklich ist im Lichte der Wahrheit! Und zum dritten flehe ich dich an, mein Erlöser — entferne gänzlich das Dunkel von dem Auge unserer Seele, auf daß wir sowohl Gott als die Menschen richtig erkennen mögen!"

So betete der „Heide" Epiktet. Ob er weniger Christ war als der „Nachfolger Christi auf Erden", der seine Gottessohnschaft dadurch bekundet, daß er alljährlich um die Osterzeit alle Ketzer zur Hölle verflucht und zwischendurch alle nicht-Buchstabengläubigen, alle deutschen Lehrer, Denker und Schriftsteller, alle protestantischen Fürsten als Gottesleugner und Judasse, als Ungläubige und Volksverderber brandmarkt? Wahrlich, jener „Heide" ist mehr vor Gott als der ganze kirchliche Heiligenstaat zusammengenommen! Und wer gar nicht betet und keinen Gott glaubt, immer noch tausendmal mehr als ein „Statthalter Gottes", der dem Ebenbilde Gottes flucht!

✲

### Ich bin getauft.

Wenn ein Staatsbürger aus einer Stadt in die andere verzieht, so hat er sich vor der Behörde der neuen Gemeinde nicht bloß über seinen und der Seinigen Geburtstag auszuweisen, sondern auch über Religionsbekenntnis, Militärdienst, Steuer und dergleichen. Kurzum, sein Gesamtbild wird von der Polizei genau aufgenommen. Wogegen sich gar nichts sagen läßt — obgleich im alten England jeder Umzug ohne alles das vor sich geht und der Staat dabei nicht im mindesten gefährdet wird —, wenn es sich lediglich darum handelt, an den leitenden Stellen für die Sicherheit auch des neuen Bürgers zu sorgen. Aber die preußische Beamtenschaft hat offenbar daneben noch andere sehr wichtige Aufgaben, wie ein Vorfall zeigt, der mir selber 1896 in Berlin begegnete. Ich hatte mich bei meinem Zuzuge auf dem Anmeldezettel vorschriftsmäßig gezeichnet, wie ich glaubte. Unter Religionsbekenntnis hatte ich „christlich" hingeschrieben. Nach einigen Tagen sucht mich ein Schutzmann des betreffenden Bezirks auf und bittet um einige Augenblicke Gehör zur Feststellung meines — Religionsbekenntnisses. Ich bedeute ihm, daß ich mich erinnere, diese Frage auf meinem Scheine bestimmt beantwortet zu haben. Er: „Herr Redakteur, damit können wir nichts anfangen. Christlich gibts nicht!" Ich: „Mein lieber Herr Wachtmeister, es tut mir ja sehr leid, wenn es in Berlin keine Christen gibt. Aber wenn Sie noch keinen Christen gesehen haben — ich bin einer und gedenke es auch zu bleiben!" Er: „Spaß beiseite, Herr Redakteur, unser Herr Leutnant war sehr ungehalten, daß wir Ihren Schein ohne genauere Religionsbezeichnung angenommen haben; er will für die Akten wissen, ob Sie katholisch oder evangelisch sind!". „Keins von beiden Herr; ich wiederhole Ihnen: christlich bin ich. Wollen Sie es aber genauer wissen, so schreiben Sie meinetwegen: deutschchristlich!" Er: „Das gibt es auch nicht, Herr Redakteur!" Ich: „Aber, lieber Ordnungsmann, ich werde doch am besten wissen, was ich bin. Und nur ich habe darüber zu entscheiden, welche Religion ich bekenne!" Er: „Wie sind Sie denn getauft?" „Evangelisch." „Na also, dann sind Sie doch evangelisch!" „Nein, Herr, das stimmt eben nicht mehr — ich wiederhole Ihnen, daß ich christlich bin!" „So, nun verstehe ich Sie: Sie sind aus der Kirche ausgetreten und sind demnach Dissident!" Ich: „Wenn Sie Dissident hinschreiben, so wäre das für mich eine Beleidigung. Und eine Unrichtigkeit von vornherein; denn da ich niemals in die preußische Landeskirche eingetreten bin, kann ich unmöglmöglich aus ihr ausgeschieden sein!" Er: „Es genügt uns, wenn wir wissen, daß Sie evangelisch getauft sind. Sie sind also evangelisch, da Sie keine gerichtlich beglaubigte Austrittserklärung vorlegen können!" Ich: „Wenn mich nun meine Wirtin (ich wohnte damals „möbliert") für den Fall, daß ich die Religionsfrage offen gelassen, als Juden oder Muhammedaner eingetragen hätte, müßte ich Ihnen dann auch, falls mir selber an einer Richtigstellung gelegen wäre, meine Austrittserklärung aus dem Judentum oder dem Islam beibringen?" — Es half alles nichts: von Scheiding 1896 bis Frühjahr 1912 (wo ich endgültig austrat), war ich in religiöser Beziehung als Glied der preußischen Landeskirche abgestempelt, obgleich meine Staatsangehörigkeit den Vermerk „Waldecker" trug, ich also in den staatlichen Listen nicht als Preuße geführt wurde. Und alles das, weil ich 1863 „getauft" bin! Was nach der ersten Lebenswoche aus mir wurde, religiös wurde, das berührte den alten Staat nicht. Bei ihm entschied eben die Taufe des Unmündigen über die Religion des zu Bewußtsein und eigenem Willen Erwachsenen.

Der Taufnapf hat auf dem Sarge der Mutter gestanden. Das wurde mir besonders eindringlich vor der Einsegnung als der Bestätigung der Taufe erzählt. Mit einem Kinde, des Leben der Mutter Tod bedeutete, habe Gott besonderes vor, hieß es. Und ich muß gestehen, diese Tatsache und die Feier selbst, bei der mein alter Lehrer vom Religionsunterricht im Gymnasium die Hände segnend auf mein Kinderhaupt legte und mit besonderer Wärme zu mir geneigt liebend betete: „Nimm hin den heiligen Geist, Schutz und Schirm vor allem Bösen!" diese Wiederholungstaufe hat damals auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht, daß ich in dem Augenblick hätte zerfließen, mit meiner Mutter für immer vereinigt sein mögen. Und ich erinnere mich genau, daß mir die Einsegnung als eine christliche, nicht etwa als eine kirchliche Handlung erschien. Ich war und blieb mir sogar des deutschen Einschlages dabei bewußt. Denn wir wur-

den zu Pfingsten unter deutschen Birken und Wiesenblumen „wiedergetauft". Und ebenso wichtig wie die Bereithaltung des Spruches: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigst, noch tust wider Gottes Gebot!" ebenso wichtig wie diese und andere Weisheitsperlen aus der Bibel erschien uns Buben und Mädchen die Vereinigung von deutschem Wald und Wiese mit der Kirche Christi. Acht Tage lang haben wir Frachten von Birken- und Tannenästen auf Handwagen aus dem mehr als eine halbe Stunde entfernten Walde herbeigeholt, haben mit den Mädchen um die Wette Schlüsselblumen, Wollgras und Vergißmeinnicht zu Kränzen und Ranken gewunden und haben dabei lustige Volkslieder gesungen und Spiele gespielt.

Aber was ich nachher im Leben als Taufe gesehen, und vor allem, was ich im Staat als Taufe fand: den Ausweis zu allen möglichen Aemtern und Ehren, welche „Wohltaten" einem entzogen werden, wenn man sagt: „Ich bin zwar Christ, fühle mich aber nicht als Glied einer Kirche, ob ich schon getauft bin auf irgend ein mir heute fernliegendes Bekenntnis" — alles das erschien mir als ein ungeheurer Betrug am Christentum und als ein ebenso schlimmer an der eigenen Seele.

Wißt Ihr noch, wer Radbod war? Ein Friesenherzog, den die Sendlinge des Römerbischofs wie so manchen anderen wackeren Germanen für die Lehre vom Kreuz gewonnen hatten. Was gar nicht so schwer war, wie es aussieht, da schon lange vor Christo in den Religionsgebräuchen der Germanen mehr wahres Christentum steckte als in allen christlichen Staatskirchen von heute zusammengenommen. Was auch darum nicht schwer war, weil die Römerkirche zu allen Zeiten vortrefflich verstanden hat, dem Juden jüdisch, dem Deutschen heidnisch zu erscheinen. Aber bei diesem geradsinnigen frommen Friesen beging ihr Vertreter eine furchtbare Dummheit. Denn als Radbod auf die Versicherung hin, daß er durch die bevorstehende Taufe die Anwartschaft auf den Himmel und die ewige Seligkeit erlange, die Frage stellte, ob denn auch seine Vorfahren und Väter an dieser Seligkeit Teil hätten, und zur Antwort erhielt, daß alle Ungetauften zur Verdammnis bestimmt seien, da zog der schon im Wasser Stehende seinen Fuß zurück mit den Worten: „Dann will ich sein und bleiben, was meine Vorfahren waren und sind!"

War nicht dieser „Heide" aus Friesland ein besserer Christ als der Eiferer vom Tiber? Sind nicht Selbstachtung und Elternliebe die Grundlage von Nächstenliebe und Gottesehrfurcht und eine bessere Taufe als alles Wassertauchen und Wortbekennen? Hat überhaupt der „Stifter der christlichen Kirche" — Jesus von Nazareth — je daran gedacht, eine „Kirche", eine Gemeinschaft der durch Taufe „Geheiligten" gründen zu wollen? Hat er, der da lockte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!" selber je getauft; hat er taufen lassen oder befohlen, Kinder und Erwachsene unterschiedslos zu taufen und jeden als Ketzer, als Höllenbraten zu verdammen, der nicht durchs Wasser der Kirche „gereinigt" ist? Ich weiß von keinem Gebote dieser Art, und stände eins in der Bibel, so würde ich es als dem Geiste des Meisters widersprechend als Fälschung beanstanden.

Wir wissen, daß der Taufbefehl aus Matth. 28, 19: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" genau so zuverlässig ist, wie die Stütze der göttlichen Dreieinigkeit im 1. Joh. 5, 7. Beide Stellen sind nämlich unecht, ebenso wie der Schluß des Vaterunsers im Matth. 6, 14. Das bestreiten heute nicht einmal mehr die „Rechtgläubigen". Nur das Laienvolk wird in der Dummheit des Buchstabenglaubens und der Lehre von der Eingebung durch den heiligen Geist erhalten. Vor allem aber im Glauben an den christlichen Taufbefehl.

Wir wissen, daß der Vorläufer Jesu, der Bußprediger Johannes, taufte. Daß also die Taufe schon bei den frommen Juden üblich war. Und wissen aus Markus 1, Lukas 3 und Matthäus 3, daß diese Taufe Gleichnis einer völligen Sinnesänderung und Wesenswandlung von den Dingen dieser „sündigen" Welt zu himmlischen göttlichen Fragen war. Sie bedeutete Reinigung, Buße, Sündenvergebung. Man darf allerdings annehmen, daß die also Getauften als eine Art Geheimbund, als eine Gemeinde der ums ewige Heil Besorgten sich fühlten; denn es drängten sich gar bald auch die Pharisäer hinzu, die der Täufer als Otterngezücht von sich wies, da sie als Heuchler dem künftigen Gericht doch nicht entweichen würden.

Wir lesen insbesondere bei Matthäus im Kapitel 3, daß auch Jesus von Nazareth sich von Johannes taufen ließ; „denn es gebühret uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen." Das heißt: auch Mariens Sohn fühlte sich zu jener Gemeinde der Gottsucher gehörig. Und wenn man will, mag dadurch das Sinnbild der Taufe als „geheiligt" erscheinen. Aber Jesus versteht unter Beschneidung — dem ursprünglichen Bundeszeichen der Juden — und Taufe denn doch etwas anderes als rein äußerliches Tun. Wie Essen und Trinken war auch Waschen, Tauchen und Taufen für ihn das Sinnbild innerer Vorgänge, die den Menschen aus der niederen Ebene des Tierischen zum rein Geistigen und Göttlichen erheben.

Erst zwei Jahrhunderte nach des Meisters Tode ist die Taufe unter den Christen allgemein geworden, und erst von da ab werden schon die Kinder durch die Taufe vom alten Adam der Erbsünde befreit, werden sie durch die Taufe Mitglieder der christlichen Kirche und Erbberechtigte für das Himmelreich. Aber es gab noch nach Jahrhunderten Namens- und Tatchristen, die erst in der Todesstunde sich taufen ließen, weil sie glaubten, damit nicht bloß die angeborene, sondern auch die persönliche, also alle Sündenschuld los zu werden und ganz sündenrein vor Gottes Gericht zu kommen. Aus diesem Brauch ist dann in der katholischen Kirche die letzte Oelung geworden, so daß wir in der „Mutterkirche" statt des einen Bundeszeichens nun gleich drei haben: Taufe, Firmelung (Einsegnung) und letzte Oelung.

Wie wenig die Kirche Ursache hat, die Taufe als eine unvergleichliche Stiftung Christi, als ausschließliches Sinnbild des Christentums anzusehen, geht aber nicht bloß hervor aus Matth. 3, sondern auch aus den heiligen Schriften der Germanen. Denn da lesen wir in Harald Harfagrs Saga (bei Snorri c. 49), daß das neugeborene Kind, wenn es der Vater in seine Familie zur Versorgung und Erziehung aufgenommen hatte, einer feierlichen Reinigung im Wasser unterzogen wurde, wobei es auch seinen Namen erhielt. Diese Kindertaufe wurde Vand Oesning (Wasserbegießung) genannt. Nachzulesen bei P. A. Munch, Det norske Folks-Historie. Uebersetzt von Gg. Fr. Claußen. Verlag A. Dittmer, Lübeck, 1853. Seite 243.

Was aber die Taufe auch dem modernen Menschen noch sein kann, das hat uns der Philosoph Hegel in seiner

Abhandlung über den „Geist des Christentums" gesagt: „Es gibt kein Gefühl, das dem Verlangen nach dem Unendlichen, dem Sehnen, in das Unendliche überzufließen, so homogen (gleich) wäre, als das Verlangen, sich in einer Wasserfülle zu begraben: der Hineinstürzende hat ein Fremdes vor sich, das ihn sogleich ganz umfließt, an jedem Punkte seines Körpers sich zu fühlen gibt; er ist der Welt genommen, sie ihm; es ist nur gefühltes Wasser, das ihn berührt, wo er ist; und er ist nur, wo er es fühlt; es ist in der Wasserfülle keine Lücke, keine Beschränkung, keine Mannigfaltigkeit oder Bestimmung; das Gefühl derselben ist das unzerstreuteste und einfachste; der Untergetauchte steigt wieder in die Luft empor, trennt sich vom Wasserkörper, ist von ihm schon geschieden, aber er trieft noch allenthalben von ihm; sowie es ihn verläßt, nimmt die Welt um ihn wieder Bestimmtheit an, und er tritt gestärkt in die Mannigfaltigkeit des Bewußtseins zurück. (Germanenbibel, 2. Aufl., Band 2, S. 134. Hegel, Stück 40, Sinnbild der Taufe.)

Also kein Ersäufen des alten Adams im Sinne der Kirche; kein „Exorzismus", kein Austreiben des Teufels, wie die „Gläubigen" es schildern; kein Reinigen von Staub und Straßenschmutz — dazu bedarf es nicht besonderer Gleichnisse —, sondern ein völliges Einswerden mit dem All, ein Einssein mit dem Unräumlichen und Unzeitlichen, mit dem Allbewußten und Allgeordneten! Noch tausendmal mag die Welt untergehen und wiedererstehen; tausendmal mag die Menschheit mit ihr sterben und wieder geboren werden; aber immer wieder wird sie auf ihren mittleren und höheren Stufen durch Sinnbilder sich dem Allerhöchsten verbinden. Und eines ihrer schönsten Zeichen wird Vand Oesning sein: die Begießung mit Wasser . . .

### Am Tische des Lebens.

Bei den Lesern dieser Abhandlungen darf ich wohl voraussetzen, daß sie sich auch nach ihrer Schul- und Lernzeit noch mit dem Begriff und Inhalt der Lehre vom hl. Abendmahl beschäftigt haben, darf als bekannt annehmen, daß Markus in Kapitel 14, Vers 17—25 und Paulus im ersten Korintherbrief Kapitel 11, Vers 23 bis 26 sowohl dem Wortlaut als auch dem Sinne nach sich wesentlich unterscheiden von Matthäus in Kapitel 26, Vers 17—29, und Lukas in Kapitel 22, Vers 15—19. Markus und Paulus stimmen darin überein, daß bei ihnen der Herr erst das Brot gebrochen und dann den Kelch gereicht hat, während Lukas erst den Kelch geben läßt und dann das Brot. Außerdem aber unterscheiden sie sich in der Beziehung des Weines auf das Blut Jesu: sie fehlt im ursprünglichen Lukas-Text und in der Apostellehre. Wir sehen, daß das heilige Abendmahl in den Gemeinden des Markus und des Paulus als eine Erinnerungs-, als Gedächtnisfeier begangen wurde. Markus und Paulus haben weiter das gemeinsam, daß sie in der Darbietung des Weines Jesu Blut als Opfer im Neuen Bunde sehen. Das war auch die Auffassung der alten heidenchristlichen Gemeinden. Bei Lukas aber finden wir das heilige Abendmahl als Abschiedsfeier Christi von den Seinigen und als Freudenfest der inneren Gemeinschaft aller Teilnehmer unter sich und mit dem Herrn auch über den Tod hinaus. Wir dürfen wohl sagen, daß diese letztere Auffassung die treffendere ist, daß sie nicht bloß dem Empfinden des gläubigen Christen, sondern auch dem des denkenden und fühlenden Menschen überhaupt entspricht.

Es machen sich zwar neuerdings auf religiösem Gebiete Strömungen bemerkbar, die von einem geschichtlichen Jesus Christus und demnach von ursprünglichen Gleichnissen, Gebeten und heiligen Gebräuchen nichts wissen wollen. Ich erinnere u. a. an den Bremer Pastor Albert Kalthoff, der weit davon entfernt war, Gottesleugner oder Christenfeind zu sein. Ich verweise auf den unermüdlich forschenden und tapferen Karlsruher Professor Arthur Drews, der ein äußerst lesenswertes Werk über „Die Christusmythe" (Eugen Diederichs Verlag, Jena) geschrieben und darüber vor Tausenden und Abertausenden Rede und Antwort gestanden hat. Alle diese Zweifler können mich nicht irre machen in der felsenfesten Ueberzeugung, daß Jesus von Nazareth wirklich gelebt hat, im wesentlichen so gelebt und gelehrt, sogar gelitten hat, wie es uns die Evangelien und die Briefe der Apostel erzählen. Denn das Leben und die Lehre Jesu ist, wie ich in meinem Buche „Vom Gottsuchen der Völker" glaube nachgewiesen zu haben, sinnbildlich für die nach Erlösung vom Tier strebende Menschheit. Allerdings ist Jesus von Nazareth in religiöser Beziehung das reinste und schönste Vorbild, dem es nicht im geringsten schadet, wenn seine Lebensschilderer Matthäus, Markus, Lukas, Johannes und Paulus sogar bei wichtigen Fragen seiner Lehre auseinandergehen, oder wenn sie Teile seines Lebens einfach aus dem Leben anderer Gottsucher abschreiben. Wir erleben ja tagtäglich, wie nahe verwandt wir alle dem Nazarener sind. Wem dieses Wort aber vermessen klingt, der lese in Matthäus 12, 50 und Markus 3, 35 nach, wie nahe sich der Herr denen verwandt fühlte, die Gott lieben und den Nächsten wie sich selbst. Er nennt sie seine Brüder und Schwestern, sagt damit also, daß sie denselben Vater und dieselbe Mutter, dasselbe Leben und dasselbe Sehnen, ja sogar dasselbe Leiden und dieselbe Seligkeit haben.

Das hat mit „muffigem" Kirchenglauben, mit starren Glaubenssätzen und verschleiernder Geheimlehre gar nichts zu tun. Ich glaube, daß Jesus Christus öfter mit seinen Jüngern feierlich „Brot brach", und glaube, daß er das Brotbrechen vom Jahre 33 besonders ernst beging, da er dieses „Pascha-Mahl" als sein letztes vorausahnte und vorausfeierte, wie ja schon mancher seine Stunde wußte und sich darauf einrichtete. Wenn Luther sich mit Zwingli um „ist" und „bedeutet" bei dem Religionsgespräch in Marburg hart herumgestritten hat, und wenn Zweifler und Spötter schon daraus glauben, den Wert der Ueberlieferung sowohl in der Sache selbst wie dem Wortlaut nach in Frage stellen zu dürfen, wenn sie darauf hinweisen, daß es im Aramäischen — das Jesus gesprochen habe — weder „ist" noch „bedeutet" gebe, sondern daß es höchstens heißen kann: „Seht, mein Leib!" so habe ich darauf zu sagen, daß mir zwar das Wort nicht gleichgültig, aber doch auch nicht alles ist. Dem Sinne der Feier nach kann Jesus gar nicht anders gesprochen haben, ebenso wie der römische Landpfleger den gepeinigten Gotteskönig nicht anders vorstellen konnte wie mit den Worten: Ecce homo! (Sehet, welch ein Mensch!)

Warum nur, frage ich, warum bemüht sich so mancher erleuchtete Kopf damit, das wirkliche Dasein Jesu wegzuleugnen, da er doch an dem Leben und den Worten seiner griechischen und römischen Schutzheiligen nicht zweifelt! Um der „wissenschaftlichen" Wahrheit willen? Die wissenschaftliche Wahrheit wird unseren „Weisen" inbezug auf das Wunder von Nazareth ebenso unerreichbar

bleiben wie das Wunder ihrer eigenen Seele, an deren Vorhandensein ja die meisten „Voraussetzungslosen" ebenfalls nicht glauben. Aber auch dann gibt es noch andere und für die Wissenschaft näherliegende Fragen zu lösen, z. B.: Wie kommen die germanischen Dolmen, Menhire (Steinbauten) und Opfermahlsteine nach dem Osten? Wie erklären sich die Trojaburgen (Sonnentempel) und Babylone (Labyrinthe, Sonnenberge) in England, Schottland und Skandinavien? Was für Beziehungen haben die Gastmähler und Opfer der Arier zu dem „Pascha-Mahl" der alten Juden und dem heiligen Abendmahl der Christen? Schon bei dem Abschnitt von der Taufe wurde angedeutet, daß es da manches zu entdecken gibt.

Sollte das Brotbrechen mit den Worten „Mein Leib" nicht tief religiös darauf hinweisen, daß wir Menschen alle, die wir vom Leib der Erde essen, desselben Geschlechts, göttlichen Geschlechts sind, da uns ja dieselbe Erde geboren hat, dieselbe Erde wieder aufnimmt in ihren ewig jungen, alles versöhnenden Schoß? Sollte also in diesem gemeinsamen Mahl am Tische des Lebens nicht eine Gottesbitte liegen, sich während des Mahles anständig, friedlich, versöhnlich zu benehmen, wie sich sogar edlere Tiere friedlich beim gemeinsamen Futtern betragen? Und sollten wir nicht erst recht immer zu Frieden und Versöhnung geneigt sein, da wir doch wissen, daß wir jeden Augenblick vom Tisch des Lebens abberufen werden können? Wäre der Gedanke so verkehrt, daß Gott so lange „mitten im Leben" abberuft, als es noch Böse unschädlich zu machen, Gute zu schützen gibt?

Wenn sich, während uns solche Fragen bewegen, die Buchstabengläubigen der Kirche damit herumstreiten, ob sie jährlich fünfmal zum Abendmahl gehen sollen, weil der Gekreuzigte aus fünf Wunden blutete; oder dreimal, „weil die Gottheit aus drei Personen besteht"; oder zweimal, weil es zwei Sakramente gibt; oder auch nur einmal, weil wir Einen Gott haben; oder wieder viermal, weil die evangelisch-lutherische Kirche den vierteljährlichen Genuß empfiehlt —

wenn sie sich weiter darüber streiten, wie das heilige Abendmahl als Tisch des Herrn anzusehen sei, weil es zur Apostelzeit auf einem Tisch ausgeteilt worden; oder als Neues Testament auf Grund von Lukas 22, 20 (siehe oben!); oder als Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi nach 1. Kor. Kap. 10, V. 16; oder als „Eucharistia", als Lob- und Dankmahl, weil es Christus mit einem Dankgebet gestiftet; oder als „Synaxis", als „Congregatio", weil es nur in der Versammlung der Heiligen genossen werden darf; oder als „Agape", als Liebesmahl, zu welchem die Wohlhabenden Gaben zu schicken pflegten, die nach der eigentlichen Feier ausgeteilt wurden; oder als Sakrament des Altars, weil es vom Altare gespendet wird; oder als Nachtmahl, weil es Christus in der Nacht, da er verraten ward, gestiftet hat; oder als „Missa", als Gabe für alle, nicht für einen allein, wie in der katholischen Kirche —

wenn man gar um der verschiedenen Auffassung willen beim Abendmahl die Eine Kirche Christi in drei große Gemeinschaften und unzählige kleine Glaubensgrüppchen zerrissen, ja Kriege darum geführt hat und heute noch abhängige arme Menschen behördlich maßregelt und gesellschaftlich ächtet:

dann möchte ich wohl fragen, mit welchem Recht alle diese kirchlichen und staatlichen Hüter des Sakraments selber den Leib des Herrn genießen und von seinem Blute trinken? Ob sie nicht die sind, als welche die ersten Christen von den heidnischen Römern verfolgt wurden: Menschenfresser — Blutsauger? Ob nicht gerade auf sie das Wort der Schrift gilt: „Wer bloß ißt und trinkt, zieht sich durch solches Essen und Trinken das Strafgericht zu." (1. Kor. 11, 27.) Das ist ebenso gewißlich wahr wie das andere Bibelwort, daß nicht alle in den „Himmel" kommen, die „Herr, Herr" sagen, sondern die den Willen Gottes tun. (Matth. 7, 21 und 22.)

Die alten Germanen kannten diesen Willen Gottes, und wenn sie auch noch nicht so weit waren, einzusehen, daß der Mensch während der ganzen Zeit seines Lebens am Tisch des Herrn sitzt, so hielten sie doch Gottesfrieden beim eigentlichen Gastmahl. Selbst wenn der Todfeind sich verirrte und um Ruhestatt und Letzung bat, ruhte auch Waffe und Haß, bis der Gegner erfrischt war. Davon redet mit geradezu ergreifenden Tönen Richard Wagner im „Ring des Nibelungen" (Siegmund bei Hunding; Siegfried bei Gunther) und das „Nibelungenlied" in der grausigen Metzel-Szene des Gegensatzes am Etzelhofe. Und jener Gottesfriede auf Zeit und Kündigung liegt noch heute dem deutschen Bauern im Blute, wie ich selber als junger Lehrer vor wenigen Jahrzehnten in einem waldeckischen Bergdorfe schaudernd erleben mußte. Dort waren zwei dickköpfige Bauern eines Sonntags, ohne vorher voneinander zu wissen, zum Tische des Herrn gegangen. Wohl hatten sie die Mahnung des Geistlichen verstanden: „Darum, wenn du deine Gabe opferst" (Matth. 5, 24); sie hatten sich dabei sogar in die Augen gesehen, der alte Schwiezer giftig und unversöhnlich, der grauköpfige Nijjemann nachgibig und bittend; als aber der Gottesdienst zu Ende war, da blieb der alte Schwiezer absichtlich länger zurück, um nicht mit seinem Altarfreunde draußen sprechen zu müssen; erst als alle hinausgegangen, da trottete auch er mit schweren Tritten nach; und am Hause Nijjemanns packte ihn der Zorn von früher derart, daß er an dessen Fenster klopfte und drohend rief: „Du, Nijjemann, et bliewet biem Allen!" (Es bleibt beim Alten!) Das ist der Erfolg der kirchlichen Predigt nach 1000 Jahren! Und so wird es weitere Jahrtausende bleiben, wenn die Kirche fernerhin das Abendmahl jedem reichen und armen Lauen wahl- und willenlos darreicht, obgleich sie weiß, daß nachher doch alles wieder ist wie beim dickköpfigen Schwiezer vom Widdehagen.

Sollte es uns jungen Deutschen nicht gelingen, im Sinne Jesu von Nazareth unser ganzes Leben lang am „Tisch des Lebens" zu sitzen? Laßts uns doch endlich versuchen, Gottesfrieden zu halten! In unserer Bestimmung liegt er, da nach der Götterlehre unserer heidnischen Vorfahren das Jenseits ein einziges großes Gastmahl mit Jagd- und Kriegsspielen sein wird; d. h. doch: sie erhofften für ihre Zukunft die Urfehde, die Gastmahlsruhe, die sie sogar dem erbittertsten und gefährlichsten Feinde gewährten und gönnten.

*

## Vom Tode.

Sahest du je in das brechende Auge eines lieben Freundes? Oder umschlangest du gar den Sarg, der deine Mutter oder deinen Vater in sich aufnahm wie ein kostbar schaurig Geheimnis? Saßest du schon am Sterbelager eines hoffnungsvollen Kindes, dem der Typhus die Eingeweide zerriß? Oder warest du jemals Zeuge, wie man in der Großstadt einen Toten aus dem Wasser,

einen Zermalmten von den Schienen zog? Wareſt du mit im Kriege, wo der Menſch zum blinden Vollſtrecker eines ſogenannten Gottesurteils wird? Oder gar in der Nähe eines tobenden Vulkanes, der Himmel, Erde und Meer in Bewegung ſetzt gegen Menſchenwitz und Menſchenhand? Hat dich der ſchlimmſte aller Feinde und beſte aller Freunde ſchon einmal vor deinem Ende beſucht, geküßt und doch wieder freigelaſſen, dich grauſam ängſtigend oder väterlich warnend?

Wo wir gehen, ſtehen oder liegen: überall ſind wir vom Tode umfangen. Wenn ich auf der Eiſenbahn fahre — und wer könnte in unſerm Zeitalter noch ohne dieſe Dampf- und Feuerſchlange mit der Zeit leben! —, wenn ich die Elektriſche benutze oder ein ſauſendes „Auto“: in hunderterlei Geſtalt lauert der Tod auf mich und meine Gefährten. Und verkröche ich mich in das entlegenſte Bergneſt oder ins elendeſte Fiſcherdorf, ſo weiß der Verneiner des Lebens auch dort mich zu finden. Ein Wetterſturz mit Orkan und Blitzſchlag ſtößt meine Hütte wie ein Kartenhäuschen über den Haufen und begräbt meinen Leib unter den Trümmern der ſelbſtgeſchaffenen ſchützenden Habe . . . Und verkröche ich mich als ein Bücherwurm in die Enge meines Arbeitszimmers und wäre um nichts in der Welt da heraus zu holen: er würde mich ſicher finden und holen, der große Gleicher, Freund Hein. Manchmal fängt ers beſonders geſchickt an und jagt den Lebensſichern ganze Regimenter winziger Meuchelmörder ins Blut, die jahrelang dort giften und vergiften, bis ſie den ſtolzen Bau ganz durchſeucht und zerwühlt haben . . .

Biſt du ein Kind des Wortglaubens, ſo wirſt du dich vor dem Tode fürchten, wenn du Sünde tateſt — und wer unter uns oder euch wäre ohne Sünde! — und wirſt ihm auch dann nur zuverſichtlich ins Auge ſchauen, wenn du dein Leben möglichſt ruhig und rein erhieltеſt. Denn auch dir zerſtört er dein Liebſtes hienieden, wenn er in jungen und mittleren Jahren bei dir anklopft: biſt du geſund, ſo würdeſt du um eine Friſt weniger Wochen und Monde ſicherlich ein gutes Teil der ewigen Seligkeit opfern. Denn niemand, ſelbſt die frömmſte Seele nicht, geht gern ins Ungewiſſe. Und der Tod iſt etwas, wo alles Wiſſen und alle Weisheit des Menſchen verſagt.

So wäre alſo der Sterbende ein Unwiſſender? O nein! Oft wiſſen die Scheidenden ſogar genau die Stunde des Abſcheidens, beſſer als der Arzt, der nicht immer aus Schonung gegen die Hinterbliebenen irrt. 10 Minuten nach Eins hauchte mir ein Sterbender zu: „Nur noch zwei Stunden, dann iſts aus!“ Zehn Minuten nach Zwei: „Nun bloß noch eine Stunde!“ Er hatte keine Uhr inzwiſchen geſehen, ſo daß mirs wie ein heiliger Schauer durch Leib und Seele zog über die Pünktlichkeit ſeiner Herzensuhr. Aber da kam ein Menſch dazwiſchen, den er wie einen Sohn geliebt — der eigene war ihm im Tode voraufgegangen —, da verlor er auf drei Stunden die Sicherheit, bis die ſechſte Stunde als die große Erlöſerin vieler Leidenden ihn liebend abberief.*)

Schlafend ging er hinüber, langſam ſein Licht verlöſchend. Sechs, fünf, vier lange tiefe Atemzüge; dann vier, drei, zwei langſamer noch und tiefer ausholend; dann zwei — einen — noch einen halben — ſtill ſteht das Herz, und das Auge ſtarrt gebrochen in die Unendlichkeit von Raum und Zeit, dorthin, woher ſein Urbild genommen und wohin ſchließlich alle Augen ſchauen und

*) Im übrigen bewegte ſich das Leben dieſes Freundes wie das aller „Gezeichneten“ im Stundenſchlag von 23 und 28 oder geraden Bruchteilen der 28. Das „Geheimnis“ dieſer beiden Zahlen 23 und 28 hat uns der Berliner Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Fließ enthüllt, der aus amtlichen Geſchlechtsregiſtern und ärztlichen Tagebüchern gewichtige Beweiſe für die Annahme brachte, daß wir in 23 Tagen die Lebenszeit einer Einheit männlichen Stoffes zu ſehen haben und in 28 Tagen die Lebenszeit einer Einheit weiblichen Stoffes. Daß aus dieſen beiden Stoffen alle Lebeweſen — Mann und Weib — aufgebaut ſind und daß in einer Beeinfluſſung weiblichen Stoffes durch männlichen das Leben beſteht, daß die Zeugung, die Geburt, ſelbſt Tod und Krankheit Sonderfälle dieſes gegenſeitigen Einfluſſes ſind. Bei der Geburt ſo, daß jedesmal, wenn eine männliche oder weibliche Einheit ſtirbt, weil ihre Lebenszeit abgelaufen iſt, je eine neue Einheit beider „Subſtanzen“ in den Lebensprozeß eintritt. Deshalb ſpricht man von 23 er und 28 er Lebens-Gezeiten.

Unſere Frauen wußten ſchon immer von ihren 28 er Schmerzenstagen; denn da werden ſie körperlich gezeichnet und mitgenommen. Selbſt die Geburt eines Kindes verläuft nach dieſer Uhr: zwiſchen wirklicher Empfängnis und regelrechter Geburt liegen 10 mal 28 Tage. Aber es gibt da im kleinen wie im großen Regelwidrigkeiten, und dieſe häufen ſich um die Zahlen 23 und 28. Auf 28 ſind die gut weiblichen Frauen eingeſtellt, auf 23 die mit mehr männlichen Anlagen. Selbſt der Mann unterſteht dieſem Lebensgeſetz: ſein Takt zählt 23. Aber auch er hat Unregelmäßigkeiten in ſeinem Pendelſchlag, die ſich erklären aus dem körperlichen, ſeeliſchen und geiſtigen Erbe ſeiner Eltern, Großeltern und früheren Ahnen.

Wenn man vom Lebenstakt des Mannes vor Fließ ſo gut wie nichts gewußt hat, ſo lag das eben daran, daß bei dem Manne — die grobſinnlichen Zeichen fehlen. Aber die Tatſache, daß Mädchen vor der Reife und Frauen nach den Wechſeljahren trotz der fehlenden „Zeichen“ um die 28 er Zeit anders als ſonſt „leben“, pulſen und ſelbſt fühlen und denken, ſchon dieſe Tatſache hätte den Mann aufmerkſam auf ſich ſelber machen müſſen. Denn wenn die Frau abhängig iſt von der Tages- und der Jahresuhr, von der „Rotation“ (Umdrehung) und „Revolution“ (Umwälzung) der Erde, ſo kann er, der aus der Frau Geborene, nicht außerhalb des Uhrwerks ſtehen.

Als ich in einem kleinen Kreiſe von Männern und Frauen dieſe Dinge im Anſchluß an einen Hinweis auf das neue Fließ-Buch erörterte, da ſahen ſie mich halb furchtſam, halb ungläubig lächelnd an. Ich machte ihnen drei Rechnungen aus der großen Politik auf: der Lebenstakt äußert ſich nämlich nicht bloß „geſchlechtlich“, ſondern überhaupt, in allem Geſchehen und Tun, und nicht bloß bei Einzelmenſchen, ſondern auch bei Völkern, nicht bloß bei Menſchen, ſondern auch bei Tieren und Pflanzen. Kaiſer Wilhelm der Erſte war 74 Jahre alt (2 mal 23 und 1 mal 28), als er die politiſche Höhe ſeines Lebens erſtieg; der Enkel erreichte die Höhe ſchon mit 2 mal 28 (Kriegserklärung und Parteiabſage); Bismarck zählte 2 mal 28, als er 1871 in Verſailles ſein Werk krönte und in Frankfurt den Schlußſtein zu ſeinem politiſchen Bau legte. Und es waren ſeit Bismarcks Entlaſſung genau 28 Jahre verfloſſen, als das von ihm erbaute Reich unter dem Enkel des „alten Herrn“ zuſammenkrachte.

Genügts? Den Frauen genügte es nicht; ſie wollten aus eigenem Leben Beweiſe haben. Ich ließ ſie ſelber beweiſen. Nun waren da drei Schweſtern, deren Geburts-

alle Leiber wandern . . . Auch die Seelen und die Geister . . . In die Unendlichkeit . . .

Gehörst du zu den „pantheistischen", „atheistischen" oder „materialistischen" Ketzern, so gehst du dem Tode vielleicht ruhiger entgegen, besonders, wenn er dir schon manch lieben Menschen von der Seite riß. Denn man kann sich ans Sterben gewöhnen, wie wir das Leben leben aus Gewöhnung. Ich glaube, es gibt sogar Menschen, die gedankenlos sterben sehen können oder selber sterben: viele Aerzte, Krankenwärter, Totengräber, Krieger — Mörder . . . Aber die haben nichts als solche zu tun mit dem Pantheismus (Glauben an die Gottheit des Alls), nicht einmal mit Atheismus (Glauben ohne Gott) und Materialismus (Glauben an die Gottheit des Stoffes). Im Sterben entpuppen sich oft die frömmsten Kirchenchristen als die ärgsten Selbstsüchtler und Diesseitsmenschen. Und mancher Gottesleugner enthüllte in der letzten Stunde eine keusche, tiefe und reine Seele . . .

Der Tod ist das erste große Gericht über das Selbst. Käme er noch so plötzlich, so würde dein Hirn doch noch mindestens eine Stunde arbeiten und ordnen. Vielleicht meldet sogar das Ohr noch die Worte deiner Umgebung, dem Entschlafenden bestätigend oder vernichtend, was sein Eigenrichter von ihm sagt. Diese eine Stunde wiegt, glaube ich, für den Dahingeschiedenen so schwer wie das ganze verflossene Leben. Und die Zurückbleibenden sollten helfen, daß dieses Gewicht trotzdem leicht und wonnig

---

tage ich mir erbat und in Beziehung brachte zu dem Sterbetage der Großmutter. Ich setze sie hierher zur Nachprüfung:

Die Großmutter starb am 22. 3. 1875. Die älteste Enkelin ist geboren am 13. 11. 1858, Abstand 5963 Tage; die zweite geb. 5. 10. 1860, Abstand 5270, d. h. genau (180 mal 28) und (10 mal 23) Tage; die dritte geb. 29. 9. 1863, Abstand 4081 Tage. Ich behauptete, mich stützend auf die Fälle 98, 109, 110, 146 im „Jahr des Lebendigen" von Fließ, daß die zweite Enkelin engere körperliche Beziehungen zur Großmutter gehabt haben müsse als die beiden anderen Schwestern. Sie sagte mir, daß sie am Todestage der Großmutter zum ersten Male ihre „Zeichnung" erhalten habe. Daß diese Zeichnung keine Schreckenserscheinung ist, beweist schlagend der Fall 98 (S. 63) des Fließbuches „Vom Jahr des Lebendigen". Und wer furchtlos in das Getriebe der Menschen- und Weltenuhr sieht und gewissenhaft die Gezeiten nachprüft, dem offenbaren sich noch ganz andere Dinge. Aber es mag seine Hände immerhin von dem Schleier des „Bildes zu Sais" weglassen, wer schwache Nerven hat und die Wahrheit der Gesetzmäßigkeit und des Zusammenhangs alles Geschehens nicht ertragen kann . . .

Noch ein zweiter Fall wurde mir erzählt. Am 4. 2. 1914 hatte einer der anwesenden Männer einen Zusammenbruch auf Leben und Tod: er lag bei vollem Bewußtsein stundenlang kalt, steif und weiß wie eine Leiche und war an den Folgen dieses „Vortodes" rund 8 Wochen lang (2 mal 28 Tage) bettlägerig. In diesem Jahre wurde der betr. Mann 51 Jahre alt (28 und 23). Bis zu seinem Geburtstage waren es noch genau 280 (10 mal 28 Tage); d. h. er hatte seinen ersten Tod geschmeckt am Tage der Empfängnis! Ich habe nichts weiter hinzuzufügen. Fließ selber hat in seinen Büchern eine solche Fülle von Beweisen für die Behauptung vom „Rhythmus des Lebendigen", d. h. dem genauen Gange der Lebensuhr, beigebracht, daß gar kein Zweifel bleiben kann.

empfunden würde. Drückt ihm beim sanften Klange eines Harmoniums oder Klaviers — wenn es sein kann — liebend die Augenlider herab, und bindet ihm das Kinn nach oben. Und weinet nicht, ergeht euch nicht in lauten Klagen; habet es nicht eilig mit dem Aus- und Einkleiden für den letzten Weg! Denn der noch Warme hat noch Seele, empfindet noch, hört noch, wenn er auch keine Möglichkeit mehr hat, sich mit euch zu verständigen. Drum war der alte Brauch des Totengerichts bei den Aegyptern oder des Gesangbuchbetens bei den Kirchenchristen vielleicht menschlicher als dieser neuerdings geübte, leiblich und seelisch allerdings einigermaßen begründete des eiligen Wegtragens in die Leichenhalle. Habet Andacht auch für die letzte und schwerste Stunde! Ich habe ihr ins Auge geschaut und bitte als ein Wissender . . .

Freilich, was nachher wird, davon weiß ich nur wenig. Darauf kann ich nur schließen. Ich weiß, daß mein Körper verwest, sich stofflich in die große Mutter auflöst, derart, daß nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden — auch von den ägyptischen Mumien — nichts mehr von dem Einzelwesen nachweisbar ist. Wie der Körper ja auch vorher nicht in der Erscheinung war und doch im Urbilde beschlossen war. Dahin ist er eben zurückgegangen. In die Unendlichkeit der Urbilder. Vielleicht wandelt sich ähnlich die Seele, der Geist aus dem Urzustande über die Einzel-Erscheinungswelt hinüber ins Wesenlose neuen höheren Lebens. Ich weiß es nicht. Niemand weiß das. Was vom „Leben" nach dem Tode gesagt wird, ist Glaubenssache.

Doch, eins wissen wir: wir leben in unseren Kindern, Verwandten und Freunden weiter. Und leben sogar persönlich darin weiter, wenn wir im Guten oder Bösen eine ausgeprägte Persönlichkeit waren. Urenkel gleichen nicht selten ihren Vorfahren bis aufs Haar, und dann und wann meldet sich gar noch das Tier mit irgend einem Rückschlags-Anhängsel. Handschriften leben weiter, und manche Geschlechter tragen den Zug des Schöpfers am Haupte als doppelten Wirbel, als gebogene Nase, blaues und braunes Auge, unverfälscht und doch ohne bewußte Züchtung durch Jahrhunderte. So wirds auch mit der Seele und dem Geiste sein. Hieltest du beide rein, bautest du sie aus zu einem Tempel Gottes, so werden noch ferne Urenkel deinen Stempel tragen, in deinem Licht und Schatten wohnen, wie wir im Geiste Goethes schaffen und noch Jahrtausende Menschen ihre Seele an ihm wärmen und bereichern werden.

Mit diesem Weiterleben, das ein Vorleben in die Unendlichkeit voraussetzt und in sich schließt, persönlich vorausbeschlossen und vorausbestimmt, und doch vom Einzelwesen weder vorher noch nachher gewußt, bewußt, mit diesem Vorbestehen und Wiederauferstehen im Urzustande des Seins, mit diesem Kommen aus dem Meere der Urbilder und dem Wiederabfließen dorthin verträgt sich, meine ich, jede geläuterte Weltanschauung und jeder fromme Glaube.

Von der Wiege bis zum Sarge dauert die persönliche Erscheinung; vorher lebte die Ahnung im Wesenlosen; nachher wirkt die Erinnerung in ihr. Das persönliche Bewußtsein ist an die Erscheinung gebunden. Gäbe es ein ewiges Sonder-Weiterleben, so müßte auch unser Vorleben persönlich-bewußt ans irdische Sein sich anschließen. Wie wir hörten, ist es nur in unseren Vorfahren begründet, und so wird sichs weitergründen in den Nachfahren. Ich weiß das nicht: ich schließe so, meiner Vernunft gemäß. Und in diesem Glaubenswissen

ist mir die Wiege am Anfange des persönlichen Lebens ebenso bedeutsam wie der Sarg am Ende, jene nicht lustig und dieser nicht niederdrückend. Gewiß, auch mir kommen die Tränen — die Seele spricht eben ihre eigene Sprache. Aber der Geist hat wieder seine eigenen Denkgesetze, und er hat das letzte Wort.

Ich weiß wohl, es gibt Denker, die verlangen um des Ausgleichs, um der Gerechtigkeit willen ein bewußtes persönliches Weiterleben nach dem Tode. Andernfalls sei das Leben mit seinem Streben eine ungeheuerliche Roheit, mindestens aber ein schrecklicher Unsinn. Denn wenn das Leiden Unzähliger nachher nicht gelohnt, der Uebermut der Starken nicht gedämpft, das Sehnen der Stillen nicht erfüllt würde, dann gäbe es ja keinen Gott im Himmel, kein vernünftiges Weltgesetz. Diese Folgerung ist denn doch allzu menschlich und kindlich. Die Welt dreht sich nicht um das Sekundenstäubchen Mensch,*) und für die großen Gesetze des Alls ist unser Auge und Hirn trotz der unfehlbaren Rechenkunst doch wohl zu kurzsichtig und kurzlebig. Wir haben uns darein zu finden, daß uns Fragen begegnen, von denen wir keine Lösung wissen und niemals eine wissen werden. Möglich, daß im All selbst die Antwort liegt, und daß der Versuch des Einzellebens nur um der Steigerung willen im All auf die Erde geworfen wurde.

Darin liegt, rein wissenschaftlich genommen, nichts Niederdrückendes, Trauriges oder was zur stummen Ergebung drängen könnte. Denn ich lebe mein Leben nicht in der Hoffnung auf ein besseres, höheres Jenseits oder in der Sorge vor dem Fegfeuer böser Nachrede und ewiger Strafe. Auch ohne das bemühe ich mich, so zu leben, als könnte ich jeden Augenblick ohne Erröten von mir selbst, dem unschuldigsten Kinde, dem reinsten Weibe und dem hochsinnigsten Manne im Gericht stehen. Und fehle ich doch einmal in menschlicher Schwäche oder Leidenschaft, so sollen mir meine Sünden auch nur Brücken sein zu einem höheren Willen in Reinheit, Schönheit und Stärke. So „auferstehe" ich täglich, so ringe ich mit Gott und bin gewiß, dem ewigen Weltgesetz der Gotteseinheit zu dienen. Und so überwinde ich an jedem Sterbelager meinen eigenen Tod und fürchte nichts, wenn er kommt: ich bin vorbereitet auch auf einen etwaigen zweiten oder tausendsten, millionsten Versuch . . .

*

### Religionsbekenntnis.

Im Julmond d. J. 1910 hat mir der Staat zweimal nach dem Herzen gegriffen: er wollte durch die Zählpapiere erfahren, zu welcher Religion ich mich mit den Meinigen bekenne. Ich habe „deutsch" hingeschrieben.**) Acht Tage nach dem Ersten im Zwölften besucht mich ein Herr von der „Zählkommission" und bittet um Auskunft, ob da nicht eine Verwechslung vorliege mit der Staatszugehörigkeit. Nein. Es solle da wirklich „deutsch" stehen. Denn was die Behörde verlange, mich entweder als Evangelischen oder Katholiken, als „Dissidenten" oder Juden einzutragen, das könne ich nicht, da ich tatsächlich nichts von alledem sei. Ja, was man sich denn unter deutscher Religion vorzustellen habe? Nun, so ziemlich das Gegenteil von alledem, was uns in den Schulen durch biblische Geschichte und Katechismus eingepaukt, durch die Kirchen vorgepredigt, durch die frommen Sonntagsblätter vorgeschrieben, durch den Staat verordnet und durch die Gesellschaft vorgelebt werde. Mir sei beispielsweise die Geschichte meines, des germanisch-deutschen Volkes heiliger als die der palästinensischen Juden; der Glaubenssatz von der Dreieinigkeit Gottes habe zwar einen tiefen inneren und erst recht einen unschätzbaren geschichtlichen Wert, aber doch nur für den wissenschaftlich Geschulten, nicht für das Volk, da sei es Wortgeklingel und Taubnuß; die Geschichte schließlich der christlichen Kirche sei eben Geschichte, nichts mehr. In Wirklichkeit seien mir die heiligen Schriften der Germanen, das, was ein Goethe, ein Schiller, ein Wagner gedacht und gesagt, mindestens ebenso wertvoll, als was von Moses oder Elias berichtet werde. Und die ergreifende Lebensgeschichte Luthers, Friedrichs des Großen, Schillers oder Beethovens sei für mich nicht minder wertvoll und wahr als die irgend eines Bibel- oder Kirchenheiligen. Was nun das Leben Jesu anbelange, so gestehe selbst die „rechtgläubige" Kirche zu, daß die neuzeitige Bibelforschung manches zutage gefördert habe, worüber die Unterhaltung noch nicht geschlossen sei; jedenfalls wissen wir über die Jugend des Herrn, daß sie fast genau so dargestellt werde, wie diejenige anderer morgenländischer Religionsstifter. Es sei ferne von mir, mich dadurch zu Kalthoff, Steudel oder Drews bekannt zu haben, eben weil ich der festen Ueberzeugung sei, daß sich alles Menschliche im großen wie im kleinen sinnbildlich wiederhole, d. h. die ganze Menschheit sei der Christos; und Jesus von Nazareth sei schlechtweg der Mensch, sei schlechtweg der Gottsucher und Gottfinder, sei der Gottmensch. Für mich die vollkommenste Offenbarung des Religiösen im Menschen. Und seine Bergpredigt ein Glaubensbekenntnis, wie ich es bisher in keiner Zeit und in keinem Volke schöner gefunden. Mich packe dieser dornengekrönte Segner, wenn ich mich ihm ganz hingebe, derart, daß ich fast aufhören müsse das zu sein, was ich jetzt mit ganzer Seele sei: ein Deutscher. Ich sei aber bei aller Sehnsucht nach dem Frieden des Gottmenschen doch zu sehr Familienmensch und Volks-Mensch, als daß ich „alles verlassen und ihm nachfolgen" könne. Ich könne auch nicht „alles den Armen geben, um vollkommen zu sein". Denn ich habe Freude am eigenen Besitz, am eigenen Hause, an mehr als einem Rocke, an Bildern und Büchern, an Schmuck und Altväterhausrat. Auch hinsichtlich der Nächstenliebe fehle es mir noch; ich könne zum Beispiel hassen. Kurzum, ich sei bei aller Sehnsucht nach Gott doch ein rechtes Weltkind, mehr ein Kämpfer als ein Versöhner, mehr ein Genießender als ein Versager, obgleich

*) Wer dies begreifen kann: der Mensch das einzelpersönlich in Erscheinung getretene Allbewußtsein, der Mensch ein vorübergehend freigegebener Gedanke Gottes — für den ist der Tod nichts als eine Heimkehr ins Vaterhaus. So hats gewiß auch der Nazarener gemeint, als er sagte: „Ich und der Vater sind eins" und im selben Sinne: „Ehe denn Abraham ward, war ich." Wir alle, die wir Gott suchen und wissen, sind Nazarener, eins mit der Welt und ihrer Seele, ihrem Geiste, eins mit Gott!

**) Wer tiefer liest, wird finden, daß zwischen dieser Abhandlung über „Deutsches Bekenntnis" und derjenigen, von der Taufe über „christliche Zugehörigkeit" kein Widerspruch besteht, sondern daß da die Fäden der Entwicklung vom gottsuchenden Christen zum findenden Heliandgläubigen liegen.

ich andererseits weit entfernt sei von Schlemmerei und Leichtsinn. Ich wolle Wahrheit und ein Leben, meiner völkischen und familiären Art entsprechend. Wenn die Herren des Staates und der Kirche eine Brücke gebaut hätten zwischen Göttlichem und Weltlichem, zwischen Bergpredigt und Strafgesetzbuch, zwischen Vaterunser und Kasernenton, so sei das für mich keine Entschuldigung.

Ob ich denn wirklich nicht glaube, daß es Christen gebe. Nein, ich glaube es nicht. Unser ganzes Leben sei auf den Eigentumsbegriff gestellt, und der Staat selber mit seinem König, Kaiser oder Präsidenten an der Spitze schütze diese Grundlage mit der Macht des tötenden Schwertes. Er verlange den Schwur und gestatte sogar den heuchlerischen Eid des geistigen Vorbehalts, obgleich Jesus gesagt habe: „Ich sage euch, daß ihr allerdinge nicht schwören sollt!" In der Bergpredigt stehe: „Wer mit seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig; wer zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Rats schuldig; und wer sagt: du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig." Der Staat aber lasse Menschen hinrichten; er führe Krieg und dulde es, daß durch das Großkapital Hunderttausende von Menschen in den Fabriken oder in den Hinterhäusern oder in Bergwerken langsam hingemordet werden. Die Züchtung von Millionären sei ihm wichtiger als die Beglückung der Armen im Sinne Jesu. An Feindesliebe habe der Staat von heute nie gedacht. Almosen gebe er nur öffentlich und nach Listen, und beim Beten werde in Rom wie in Berlin die Glocke gezogen, die Orgel gespielt und die Klingel bewegt: das stille Kämmerlein, von dem Jesus gesprochen, das Gebet im Geiste und in der Wahrheit werde nicht einmal vom „Statthalter Christi auf Erden" beliebt. Im Gegenteil, man sammle auch dort nach alter Heiden Sitte Schätze auf Schätze; man sorge für den kommenden Tag; man richte über Freund und Feind, nur nicht über sich selber; man bitte nicht, sondern man befehle, fordere und nehme gewaltsam; man sage zwar: „Herr, Herr!", aber den Willen Gottes im Sinne der Bergpredigt tue am wenigsten derjenige, der soviel von Gott und Religion, von Christentum und Frömmigkeit rede. Ich sehe mir jeden, der sich bewußt prahlend Christ nenne, darauf an, ob er alles das den Leuten tue, was er von den anderen für sich verlange. Also den Papst, ob ihm jeder ernste Gottsucher „unfehlbar", den Fürsten dieser Welt, ob ihm jeder Mitbürger „von Gottes Gnaden" sei. Wer da versage, könne vor der Wahrheit nicht als Christ bestehen. Denn da dürfe kein Tüttelchen abgehandelt und versehen werden.

Demnach könne also niemand Christ im Sinne der Bergpredigt sein? Niemand. Denn dieses Reich sei nicht von dieser Welt. Wer aber von dieser Welt sei — also jeder Staatsbürger, jeder bewußte Rassenmensch, jeder Familienzugehörige, jeder Eigentümer und Besitzer — gehöre eben nicht zur Schar der Auserlesenen. Vielleicht werden wir Christen, wenn wir aufhören, Christen im Sinne der Kirche und des Staates zu sein. Wenn wir mit Schiller bekennen und handeln: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion!" dann seien wir vielleicht auf dem besten und geradesten Wege zu Christo.

Ob ich denn nicht getauft sei? Ja, evangelisch. Aber das wisse der Herr Ehrenbeamte doch wohl von sich selber, daß die Taufe mit unserem Willen nichts zu tun habe. Auch die Einsegnung nicht. Denn über beides bestimmen Vater und Mutter, Menschen, die mich zwar recht lieb haben können, aber doch nicht über die Geistesrichtung meines ganzes Lebens bestimmen dürfen. Denn ich habe, trotz enger Verwandtschaft, meine eigene besondere Veranlagung, habe meine eigene Erfahrung und eigene Verantwortung. Da kann mir auch die Kirche nichts abnehmen, und der Staat schon gar nicht. Ich bin überdies zu stolz dazu, andere Menschen oder gar Einrichtungen und Verhältnisse für mich verantwortlich oder haftbar machen zu lassen. Ich wünsche allein zu leiden, wo ich gefehlt; wenn ich aber gesegnet werde, treffe es unfehlbar auch die Meinigen. Und dessen freue ich mich. Nur da sei ich für „christliche" Teilung. Trotzdem wage ich nicht mehr, mich Christ zu nennen. Ich habe es jahrelang getan aus bewußtem Gegensatz zu den „christlichen" Kirchen in Rom und Berlin. Tat es, weil ich glaubte, wer Christ sein wolle, es ernstlich wolle, sei schon einer. Vielleicht habe ich nicht ernstlich gewollt. Vielleicht sei ich zu diesem Wollen zu schwach, zu weltlich, zu germanisch. Also nicht der Haß, die Abneigung, der Trotz spricht aus mir, wenn ich sage: „Ich bin kein Christ!" sondern die Liebe zur Wahrheit und Klarheit.*)

*) Auf diese Abhandlung schrieb mir Peter Rosegger vom 19. 2. 1911 nachstehenden Brief der Freundesliebe: „Ihre Gedanken, daß Sie nicht Christ seien, daß es Christen überhaupt nicht gibt, habe auch ich schon oft gedacht. Aber es ist nicht ganz richtig. Jesus hat die äußersten Ziele festgesteckt: wir können sie nicht erreichen; aber wir streben ihnen zu. Und dieses ernste nimmermüde Anstreben der Ideale, das doch in unserer Lebensführung eine sehr wesentliche, bei manchen geradezu radikale Aenderung bewirkt — dieses Anstreben berechtigt uns zu dem Namen „Christ". Schon dadurch, daß wir zugeben, zur Erreichung der Forderungen Christi zu schwach zu sein, gestehen wir die Vollkommenheit ein, die im absoluten Christentume liegt. — An meiner Person und meinen sozialen Verhältnissen habe ich folgende Erfahrung gemacht: Wo es mir möglich war, den christlichen Kurs einzuhalten, bin ich gut gefahren; wo und je mehr ich davon abwich, je schlimmer wurde es in meinem Innern, je zweifelhafter mein soziales altruistisches Leben. Und nach dieser 60 jährigen Erfahrung muß ich sagen, daß mir keine Philosophie geeignet erscheint, das Menschengemüt zu beruhigen und zu stärken, die Menschen zu einem edlen geselligen Zusammenleben zu führen als die Lehren Christi. Etwas erreichen wir damit sicher, und etwas ist besser als nichts gegenüber den sittlich unfruchtbaren modernen Geistesrichtungen.

Uebrigens, lieber Volkserzieher, berechtigt Sie besonders Ihr Denken und Wirken, den Namen Christ zu tragen. Verzichten Sie darauf, so wird's ja auch nichts machen: es liegt doch nicht im Worte — es liegt im Leben. Es liegt im Vertrauen zu einer ewigen Vorsehung und in der Zuversicht, daß wir uns mit jeder Stufe zur Vollkommenheit der Seligkeit nähern, die eben in der Freude an Vollkommenheit und Göttlichkeit liegt. Also ist der Weg in gewissem Sinne schon das Ziel. Verzeihen Sie mir. Jeder empfindet all das in sich weit klarer, als mans sagen kann. Ich meine halt, alle Vertrauenden und sich Hebenden sind Gotteskinder. Und in diesem Bewußtsein ist es „luschtig" zu sterben. Welch wunderbarer Ausspruch von Lagarde: Der Umgang mit dem Ewigen gibt uns die Gewißheit ewig zu sein! Seien Sie, lieber Mitkämpfer für das Höchste und Göttliche, gegrüßt!"

Vielleicht komme ich aber durch die Religion der Wahrheit zur Religion Christi . . . Ich bedauere nur, hierüber nicht vor der Volkszählung öffentlich geschrieben und dadurch Zehntausende auf die Pflicht zur Wahrheit aufmerksam gemacht zu haben. Denn nicht eher kämen wir aus all diesen Fragen, Zwisten, Lügen und Kämpfen heraus, bis wir die heiligste aller Fragen, die religiöse Frage, unserer Rasse und unserer Zeit entsprechend gestellt und gelöst haben. Die Lüge muß abgeschafft werden. Jede Lüge: die „Notlüge" wie die Gesellschaftslüge, die Völkerlüge wie die Priesterlüge. Und sie wird schnell beseitigt sein, wenn der Staat niemanden mehr zur Lüge zwingt oder zwingen läßt. Wenn er vor allem selber nicht mehr lügt, er sei christlich, da er doch tötet, schwört und den Diebstahl des Börsenspiels begünstigt.

Wie ich mich zu mir selber stelle, wie ich das Verhältnis zu meiner Umgebung gestalte, und wie ich über das Ewige in Raum und Zeit denke: das ist Religion. Das aber geht den Staat erst an zweiter Stelle etwas an: soweit, wie ich mit meinem Nächsten verkehre. Und auch dann nur, wenn ich den Mitmenschen, das Mitgeschöpf zum Schaden des Ganzen benachteilige. Dafür oder dagegen hat der Staat seine Gesetze gemacht. Und diese gegen seine eigenen Angehörigen, wie gegen Vertreter fremder Völker anzuwenden, hat er das Recht und die Pflicht. Unter Umständen sogar die Gewalt. Aber mit Christentum hat das nichts zu tun. Denn das Christentum ist, wie Leo Tolstoi richtig nachgewiesen hat, die Religion des Nichttuns, der Weltabgewandtheit, der Versöhnung und Vergebung, eben der Nächsten-, Fernsten- und Feindesliebe. Darauf kann aber vorläufig noch kein Staat gegründet werden. Und das wissen alle Päpste, Fürsten, Kardinäle, Minister, Kapläne und Geheimräte. Und wir wissen es auch. Jeder Arbeiter und Bauer weiß es. Selbst die Dummen lachten drüber, wenn ein Fürst in der Begrüßungsrede zu einem anderen Fürsten sagte, sein Volk bete zu Gott, daß usw. Denn das ist eine Lüge, und nicht einmal eine fromme Lüge. Beten ist etwas anderes, als auf den Märkten, an Ecken und in Tempeln zu stehen, die Hände zu falten, die Augen zu verdrehen und viele Worte zu plappern. Beten ist kein Betteln für sich und andere. Beten heißt: sich ganz in Gott versenken . . .

Der Staat soll darauf halten, daß die Gesetze geachtet und die Steuern gezahlt werden. Denn ohne das ist kein ordentliches Gemeinschaftsleben möglich. Und er soll die Seinigen schützen gegen Ein- und Angriffe von außen. Mit gutem oder ernstem Wort, und wenn es nicht anders geht, mit Waffengewalt; denn das „Nichttun" bedeutet hier Vernichtung. Seine Angehörigen zu schützen nach innen wie nach außen: das ist die Pflicht, ist die „Religion" des Staates. Was der Einzelne denkt oder glaubt, geht den Staat gar nichts an. Er hats in Frankreich, Spanien und Portugal gesehen und fühlts am eigenen Leibe, wohin die Verquickung von „konfessioneller" Staatsreligion und persönlicher Lebensreligion führt: zum Kampf aller gegen alle! Der Staat hat kein Religionsbekenntnis. Wozu ich mich bekenne, das sind meine ureigensten Angelegenheiten. Da hat niemand dreinzureden. Nur meinen Freunden sage ich: ich bin germanisch-deutsch auch in der Religion . . .

✲

## Meiner Väter Glaube.

Rings um mich liegen schlafende Bergriesen. Kerle, die mehr erzählen können als tausend Geschichtsschreiber zusammengenommen. Ich selber wohne auf einem, dicht an dem Quell, aus dem meine germanischen Vorfahren nach wilder Bärenjagd oder nach blutigem Männerkampf ihren heißen Durst stillten. Dieser Quell war meinen Vätern heilig. Denn wenn es auch zu jener Zeit selten vorkam, daß eine Hitzewelle den Boden bis auf den letzten Tropfen aussog — die ungeheuren Buchenwaldungen und die weitausgedehnten Sümpfe und Moore besorgten den Austausch zwischen Himmel und Erde besser und sicherer, als es die gewaltigsten Stauwerke von heute tun werden — wenn es auch damals schon Zeiten großer wirtschaftlicher Not gegeben hat, in denen die Jagdgründe kaum noch die genügsamste Horde ernährten — weil eben der harte Winter gar zu arg unter dem Wilde aufgeräumt hatte — so versagte doch nie der Quell hoch oben am Hermannsberge. Unweit der Klippe, wo um die Wintersonnenwende der wilde Eber gestochen und am Quirl über loderndem Feuer gebraten wurde, wo zur Frühlingsnachtgleiche der gewaltige Hirsch unter die Sippen und Magen verteilt wurde, wo zu Ende der Blumenzeit der schöne weiße Hengst den Göttern geopfert wurde: hier war ein Schatz verborgen, der unversiegbar Tag und Nacht, Stunde um Stunde in silbernem Faden zu Tale glitt. Und wunderbar: im Winter war er so warm, daß niemals Eis seinen Spiegel deckte; im Sommer so kalt, daß das ärgste Fieber durch seinen Trank zur Ruhe kam. Es war nicht der einzige Quell in diesem wilden Berglande: drüben am Kleff, westlich am steilen Lüer, am zackigen Auerberg, am Dom des Dommel und am Rund der Sehre — überall sprudelte, plätscherte und erzählte es. Aber dieser hier oben am „Ermelich" (Hermannsberge, Irminshöhe) war der Klippe am nächsten. Nicht einmal die Forelle konnte bis da hinauf. Nur die Tiere des Waldes wagten sich in Zeiten der Not herzu, vorausgesetzt, daß die Nähe des Gerwerfers ihnen nicht wehrte. Noch bis vor drei, vier Jahren füllte der Jäger, wenn er zur Wildjagd auf den Berg stieg, hier seine Lederflasche, nachdem er zuvor einige kräftige Schlucke mit der Hand geschöpft hatte. Mochte er dann stundenlang streifen: durch die Lange Siehde, hinüber zum Sinzer Lid durch Sweeten und Elmeke bis in die Lommerke zwischen Trais und Ring — sein „Irminswasser" blieb kühl und klar. Nun singt es mir, nachdem ich es unter ein schützend Dach gebracht und zwanzig Meter tiefer einen Rohrkump gebaut habe, Tag und Nacht die schönsten Natur- und Heldenlieder. Erzählt mir, daß drüben von den Felsen bei Brankussen her kommend der gewaltige Frankenkarl durch Itterbach- und Ahrtal nächtlicherweise unsere Wälder durchzog (einer heißt seitdem der Frankenpfad), um die feste Eresburg an der Diemel vom Süden her zu überrumpeln. Er erzählt mir, wie die Cherusker, die doch von hier aus im Jahre 8 und 9 ganz Nordgermanien gegen den welschen Henker aufgewiegelt und ihn schließlich in den Sümpfen des Teutonen-Waldes mit all seinen Kaiserknechten geschlachtet und gehenkt hatten, wie sie dem starken Franken aus dem Westen nicht die Stirn zu bieten wagten. Denn der brachte morgenländische Zauberer mit ins Land, verhexte die Frauen mit dem weichen melodischen Sang seiner Kuttenträger und zwang die kräftigsten Ritter durch die Donnerstimme seines Herrscherwillens. Mein Quell erzählt mir, wie schließlich auch hier oben im Uplande der „heilige" Winfrid und später der ebenso

„heilige" Kilian von einem neuen Gotte sprachen, von einem Ewigen und Gewaltigen, der trotz seiner Stärke den Frieden und die Liebe bringe. Ums Jahr 1000 glaubten alle Cherusker an den Juden- und Christengott. Wer zu Wotan nach alter Väter Sitte betete, tats nächtlicherweise oben an der zersägten Klippe des Ermelich oder heimlich am waldgeschützten Irminsborn. Aber am Abend vor Ostern zogen auch die „frömmsten" Christen hinauf und tanzten mit Fackeln um den Feuerstoß, der den kommenden Sommer verkündigte und den harten Winter begrub. Dann rollten Flammenräder hinab zur Diemel, und das weite Niederland im Osten konnte bis lange nach Mitternacht die Feuerschlange über den kahlen Rücken des Hermannsberges laufen sehen. Nach diesem Opfer von den Stämmen des Waldes wusch man am heiligen Born die rußigen Hände und trank Gesundheit fürs kommende Jahr, dachte wohl auch der Väter, die hier . . . Doch stille, davon spricht man nicht! Denn redete man allzulaut, so möchten sie erwachen, die nebenan unter den Hügeln der Buchenhalle den ewigen Schlaf der „Unerlösten" schlafen. Und könnten uns mit hineinziehen, zurück in die „Nacht" des „Heidentums". Drum schnell wieder zu Tal . . . Mein Quell erzählt mir, wie einige hundert Jahre später gar ein Kirchlein in Rattlar zum Gebete rief, wie aber auch der frömmste Priester die alten Bräuche nicht beseitigen konnte. Nach wie vor schlachtete man zur Wintersonnenwende ein gemästet Schwein und verteilte vom „Kesselspeck" unter Freunde, Bekannte und Arme. Noch bis in unsere Zeit hinein setzte man den Pinkestbaum und die Lichtertanne; noch heute lodern die Osterfeuer und singen die Kinder um die Sonnenwende ihre traurig-ernsten Weisen. Zwar das Pferdeopfer ist gefallen, wenn auch der Pferdekopf immer noch den Giebel ziert, unter dem die Eule ihre „Flucht" offen findet. Aber das edelste Opfer von der Seite des tapferen Mannes gab man gewiß nicht auf der Kirche zuliebe, sondern weil man auch die Tiere zu schätzen und abzuschätzen begann. Neuerdings räumt die „Aufklärung" mit all diesen Werten: den Opfern und Bräuchen, den Liedern und Geschichten, selbst der Bauart und der Kleidung schneller und gründlicher auf, als es die Kirche in Jahrhunderten und Jahrtausenden getan. Die Fabrik hats Wort! Das Geld gibt den Ton an! Die Masse gehorcht! Wo ein Einzelner sich heute im Walde oder auf dem Berge niederläßt, sinkt er hinab zum „Eigenbrödler" und Sonderling, der seinen Verkehr in Verdacht bringt und die anderen zum Spotte reizt. Wo vor zweitausend Jahren der Mann in unseren Gebirgen und Ebenen Einzel- und Alleinherr war, der nur dann zur Menge sich scharte, wenn die Not ihn rief und drängte, da herrscht und ebnet heute die politische, kirchlich-konfessionelle oder berufsständische Masse und zwingt die prachtvollsten Menschen auf die Kniee oder treibt sie zum Wahnsinn. So bändigt der Hirte der römischen Herde heute die eckköpfigen deutschen Zeitgenossen, lähmte die preußische Landeskirche ihre Vollmer und Fatho, kesselte die freie und unabhängige Städterepublik Bremen ihre Roland-Schulmeister ein, wirft die allerpäpstlichste Sozialdemokratie ihre „Revisionisten" durchs Fenster, verbrüdert sich das kapitalistische Großagrariertum mit dem Jesuitismus zum Sturm auf die letzten Hoch- und Freiburgen des Germanentums. Sie ächten mit gesellschaftlichem Verruf und stellen den wirtschaftlich kalt, der es wagt, wider den Willen der politischen, kirchlichen oder sozialen Sippe aufzubegehren. Sie lassen ihn nach alter Hunnen Art erbarmungslos niederreiten und zu Aas zertreten.

Ob der „Führer" der Masse Napoleon, Pius oder Bebel, ob er Mosse, Carnegie oder — Liebknecht heißt: es ist alles dasselbe. Ob der Gott dieser Menge als Jehova, Baal oder Mammon angebetet wird: er will den Untergang der Persönlichkeit, wie sie auf den Gehöften Germaniens blond und blau der Sonne und dem Himmel zustrebte. Gewiß, die waren keine durchgebildeten Wissenschafter — dergleichen war ihnen ebenso fremd wie die Zweifelsucht vom Tiber und später der Glaube aus der Engelsburg — aber sie lebten mit ihrer ganzen Seele in der Natur, die sie umgab und die sie zum Ausdruck brachten in der herrlichsten aller Götterwelten. Wer diese Freien und Frommen verächtlich als „Heiden" kennzeichnet, beweist, welcher Dummkopf und Hunne er selber ist. Man redet und schreibt so oft und viel vom „frommen Glauben unserer Väter" und meint damit das Bekenntnis auf die fünf Hauptstücke Alten und Neuen Testaments, deren Wurzeln östlich des Mittelländischen Meeres liegen. Gewiß ist manches in diesen Glaubenssätzen festgelegt, was auch der höchstgebildete und freieste Mann rückhaltlos zugibt und glaubt: aber dieses tiefste und letzte Wissen ist Allgemeingut der Bildungsmenschheit; es war da, ehe an Moses und Jesus gedacht wurde; und es lebte, wie aus den uralten Veden der Aryas hervorgeht, vor vielen, vielen Jahrtausenden schon in einem Lande, in welchem schattige Wälder zur Innenschau erziehen und eisige Winter vor farbenprächtiger Außenkultur bewahren. Und hier stand die Wiege meiner Väter. Oben in den Bergen, wo es in der Regel sieben Monate wintert und fünf nicht sommert. Ich stamme nicht aus Palästina, keiner meiner Vorfahren. Auch komme ich nicht von den Apenninen her oder vom Balkan. Ich bin Uplandssohn. Mir strahlt die Sonne am ersten und leuchtet sie am letzten. Aber niemals erhitzt sie meine Pulse zu Tollheiten der Menge. Mich zügeln die Stürme und leiten die Sterne. Wenn die bei meinen nächtlichen Wanderungen in meine Seele blitzen, mir erzählen, daß „da droben" und „da drunten" Myriaden von Erden um Billionen Sonnen kreisen, daß überall dort ein gemeinsamer Wille herrscht, aber keiner der Menge, keiner eines Gewaltherrschers, weder der Stumpfsinn noch der Wahn; wenn die mir sagen, daß auch hier bei uns einst „nichts" war und wieder einmal „nichts" sein wird — andere Erscheinungen, andere Formen, aber immer „naturnotwendige", weltgesetzliche, vollkommene und allbewußtheitliche Wandlungen — dann muß ich über den „frommen Glauben" unserer Kirchenväter und Staatsminister oftmals lächeln. Sie waren doch nicht dabei, als der Starke und Gewaltige, des Name von unseren germanischen Vätern nicht einmal genannt werden durfte, als der seine Feuerkugeln in die Unendlichkeit des Raumes rollen ließ und all die unzähligen Perlen aufreihte zum Spiralenbau der himmlischen Milchstraße! Wahrlich, wäre ER nicht so erhaben in seiner Großmut, wie sie klein sind in ihrem Hirnchen und Seelchen: ER würde sie in die Glut der Sonne schleudern und dort behalten, bis auch die letzte Schlacke heruntergebrannt ist.

Ich will euch sagen, was meiner Väter frommer Glaube war:

Daß man Vater und Mutter ehren soll bis in die graueste Vorzeit hinein, sie lieben und ihnen glauben soll als den wirklichen und wahrhaftigen für mich einzigen „Stellvertretern Gottes auf Erden";

daß man sich selber anzusehen hat als eine lebendige Offenbarung des Ewigen, den Geist als

einen Gedanken, die Seele als einen Hauch, den Leib als einen Tempel Gottes,

der aber mit allen anderen Menschen, Tieren und Pflanzen, mit allen Monden, Planeten und Sonnen erst DEN „bildet", des Name man nicht nennen kann und darf;

daß man nicht schamlos viel und oft von diesem Ewigen reden, aber immer an IHN denken soll; daß niemand ein Recht hat zu behaupten, er wisse von „Gott" mehr als der andere, oder gar, er sei von Gottes Sonder-Gnaden, habe von IHM besondere Gaben und Vollmacht;

daß es unmöglich ist, alles und alle zu lieben, ebenso wenig, wie man alle hassen kann. Denn das Leben betätigt sich im Ausgleich von Gegensätzen, und jeder einzelne Mensch, jedes Geschöpf, jeder Stern und jede Welt ist solch ein Weg zum „Ausgleich". Also muß ich lieben und hassen, aufbauen und zerstören! Ich zerstöre, was mich auf dem Wege zu GOTT hindert; ich hasse, was frevlerisch das Heilige und Höchste herabwürdigt.

Mein Vater, der 1912 als 86 Jähriger starb, hat mir als einzigen „Glaubenssatz" diesen in die Seele geprägt „Tue recht und scheue niemanden, wie hoch oder wie schlecht er auch sei!" Dieses Gebot hatte auch ihm sein Vater gegeben, und der hatte es wieder von seinem Vater . . . Es ist ein altes, heiliges Wort, und Tausende frommer Väter und guter Mütter leben danach, ohne daß ihnen die zehn Gebote des Moses, die drei „Artikel des Glaubens", das Gebet des Herrn, die Lehre von der heiligen Taufe und vom heiligen Abendmahl mit den mittelalterlichen Erklärungen Luthers innerer Besitz geworden sind. Beim rechten Handeln und Tun vergißt man die Worte, wie man beim ewigen Predigen und Reden das rechte Leben vergißt.

Das ist mein „Glaube!" Die Geschichte lehrt, daß es der „Glaube" meiner germanischen Väter war . . .

✻

## Zwischen den Polen.

Ende 1908 wurde zur Ueberraschung aller Vulkanforscher von der Insel Korfu berichtet, daß der höchste Berg dort schon seit Wochen Dampf ausspeie und daß der ganze Boden des schönen Eilandes sich in einer nie bemerkten Unruhe befinde. Daß der Vesuv und der Aetna mit ganz Unteritalien wieder einmal der Schrecken der Bewohner an der Adria und am Tyrrhenischen Meer geworden seien, davon wußten nicht bloß unsere Zeitungen allerlei Aufregendes zu erzählen. Selbst im lieben deutschen Vaterland wühlte es unter unseren Füßen und wollte sich gar nicht beruhigen. Bei uns war das Vogtland samt den benachbarten Bergzügen und Hügelländern der Herd der Unruhe, und zeitweilig wurden in Leipzig und anderen Städten Mitteldeutschlands Erdstöße bemerkbar, die so stark waren, daß Türen aufsprangen und Gegenstände herabfielen. Wiederholt sind die „königlichen" und preußischen Sachsen in ähnlicher Deutlichkeit daran erinnert worden, daß es nicht bloß auf der Erde, sondern auch unter und in ihr gefährliche Umwälzungen gibt. Des weiteren hören wir von den südöstlichen Ländern, daß Aral- und Kaspi-See im Spiegel sich senken und das Mittelländische Meer anscheinend nach Osten hin einbreche, während es im Westen abwandere, d. h. Land an der Küste freigebe. Von Norwegen wissen wir schon aus der Schule her, daß es langsam ansteigt, also eine ähnliche Bewegung zeigt, wie die Ostküste Spaniens und die Nordwestküste Afrikas. Da wird allmählich auch dem Blindesten klar, daß mit der alten Erde etwas vor sich geht, wovon wir geglaubt haben, daß dergleichen nur in früheren Schöpfungszeiten sich ereignet habe . . .

Wenn wir uns aber in das Geschichtsbuch der Erde vertiefen und uns vorstellen, was da alles verzeichnet ist, da wird gewiß manchem Menschen angst und bange, während andere höchstens beklagen, daß sie nur eine so kurze Spanne der fortwährenden Schöpfung übersehen, daß sie nicht miterleben können, wie sich der „Geist der Erde" sein wechselnd Haus und Reich bald so, bald so einrichtet. Denn bunt genug ist es schon, was wir da aus den Gesichtsrunzeln der Mutter Gaea (Erde) lesen. Viel anregender als alles andere, was sonst auf ihrem geduldigen Körper von den kleinen Menschlein ins Werk gesetzt wird. Wir schlagen auf: Oberdeutschland und Rheintal. Da finden wir in der Nähe von Heidelberg, erst kurz vor Weihnachten 1908 entdeckt, eine vorsintflutliche Sandaufschüttung und unter ihr begraben außer Schnecken- und Meermuschelschalen zahlreiche Knochen vom Urelefanten, vom etruskischen Nashorn, und vom — vorweltlichen Menschen einen wohlerhaltenen Unterkiefer. Und zwar mit einem Gebiß, welches beweist, daß sein Träger damit keine allzugroßen Kraftleistungen zu vollführen hatte, mit anderen Worten, daß dieser Mensch ein südlicher, ein fruchtessender gewesen sein muß. Dabei sind die Kiefer selbst wie die von Fraipont in der Höhle von Spy aufgefundenen massig, beinahe tierisch,, so daß wir hier wie in den Knochenüberresten des Neandertales den Nachweis von einer Zwischenstufe zum eigentlichen Menschen vermuten dürfen. Andere Beweise für das ehemals heiße Klima — erst wasserbedeckt, dann langsam ansteigend — seien nur kurz erwähnt: die Korallenriffe in Süddeutschland und die Kreidegebirge des fränkischen und schweizerischen Jura, die Muscheln und die Meerschneckenversteinerungen aus dem hochwichtigen Lammer- und Salzachgegebiete, die riesigen Salzlager um Hallstatt, Hallein und Berchtesgaden, die Schiefertafel des Archaeopteryx, d. h. des Eidechsenvogels aus dem Bruch von Solnhofen u. a. Alles das beweist, daß ehemals das Meer brauste, wo jetzt Gletscher langsam zu Tale kriechen, und daß Aequatorhitze herrschte, wo der Mensch heute in dickummauerte Häuser flüchtet, um sich gegen drückende Schneemassen zu schützen. Andererseits finden wir in den ungeheuren Tundren Sibiriens, oft nur notdürftig gedeckt von dem zu Eis gefrorenen Schlamme des Jenissei, die mächtigen Körper des Mastadon und Mammuth, dieser Ueberriesen nordasiatischer Vorzeit. Dazu die Ueberreste vorweltlicher Tiere aus den Höhlen des Urmenschen an den Tälern der Rhone, die wundervollen Zeichnungen an den rauchgeschwärzten Wänden dieser ersten menschlichen Wohnungen: kurzum, wenn wir alle die Ueberreste, Versteinerungen, Bilder und Schichten vor unserem Auge vorüberziehen lassen, so liegt fast die ganze Schöpfung offen da. Die immerwährende Schöpfung, die Schöpfung in Zeiträumen. Denn es gibt nicht nur eine einmalige Geburt der Erde, gibt vor allem nicht ein nur einmaliges und seitdem abgeschlossenes „Sechstagewerk". Wenn wir genauer zusehen, dann finden wir über den Schichten aus der Tropenzeit solche aus der Vergletscherung derselben Gegend und umgekehrt. Und unter diesem Wechsel vom

Eise zum Tropendschungel fast die ganze Erde, selbst die „ewigen" Eisländer mit einbegriffen. Nur zwei Punkte machen eine Ausnahme, und es sind merkwürdigerweise nicht die, die man allgemein dafür hält: der Nord- und der Südpol, sondern der — Ost- und der Westpol. Jawohl, es gibt auch einen Ost- und einen Westpol. Diese Entdeckung machte um die Wende unseres und des vorigen Jahrhunderts der Ingenieur Paul Reibisch (siehe 27. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden 1901, S. 105 ff. „Ein Gestaltungsprinzip der Erde", und im selben Jahresbericht von 1905, S. 39 ff. Mit Karten); und im Sommer des Jahres 1907 sprang dem kühnen Forscher ins Reich des Ungewissen der Breslauer Universitätsprofessor Dr. Heinrich Simroth mit einem fast 600 Seiten umfassenden gründlichen Werke über „die Pendulationstheorie" zur Seite. (Konrad Grethleins Verlag in Leipzig). Die beiden Forscher beweisen, daß die Erde sich nicht bloß zwischen Nord- und Südpol um sich selber dreht, sondern daß sie auch schwankt, und zwar zwischen einem Punkte auf Sumatra im Osten und einem westlichen in Ecuador. Noch deutlicher ausgedrückt: der Nordpol bewegt sich regelrecht auf einer mittleren Linie zwischen jenen beiden Punkten auf den Aequator zu und wieder zurück über seinen „Mittelpunkt" hinaus nach der anderen Seite der Erdhälfte. In gleicher Weise natürlich der Südpol. Die Linie, auf der sich die beiden Unruhpole abwechselnd nach Süden und Norden bewegen, nennt man den Schwingungskreis; es ist der 10. Grad östlich von Greenwich. Er läuft durch das westliche Norwegen, Dänemark, über Oberweser und Oberrhein durch Oberitalien, an Corsica und Sardinien vorbei hinüber nach Tunis und tritt am Kongo in den Atlantischen Ozean. Auf der anderen Seite der Erde trennt er in der Behringstraße Asien von Amerika. In der Mitte zwischen der europäisch-afrikanischen Schwingungslinie haben wir uns vom jetzigen Nordpol über Ost- und Westpol zum Südpol laufend den „Kulminationskreis" (Scheitelkreis) zu denken. Auf den ruhenden Punkten desselben finden wir die lebenden Stufen fast aller Pflanzen und Tiere: sie bildeten den Zufluchtsort für die dem Untergang geweihten Tiere in der Nähe des Schwingungskreises oder eine Art Aufbewahrungsort der hier bodenständigen Lebenswelt. Auf der Europa-Afrika-Linie aber schwankte nicht bloß der Nord- und der Südpol, sondern mit ihnen oder zwischen ihnen das allerhöchste Leben der Erde. Denn hier wurde der Mensch. Und von hier aus befruchtete er, in den Gefahrenzeiten, nach Osten oder Westen abwandernd, die östliche und die westliche Welt. Nicht aus dem Osten ist also das „Licht" gekommen, sondern aus dem Norden! Das heißt, der Norden des Schwingungskreises mit seinen Gefahren zwischen Untertauchen und Untergletschern hat den nordwärts geschobenen Menschenaffen auf die Stufe des Menschen gehoben und diesen im Jahrtausende währenden „Kampfe ums Dasein" zur Vernunft, zu „Gott" geführt. Wie das stofflich geschehen sein kann, darüber haben uns Darwin und Haeckel aufgeklärt; wodurch es veranlaßt wurde, darüber belehrt uns die „Pendulationstheorie". (Die Lehre von der Erdpolschwankung.)

Bekanntlich ist die Erde keine regelmäßige Kugel, sondern ein „Geoid", d. h. unser Weltkörper ist an den Polen abgeplattet, am Aequator aber aufgetrieben. Der Unterschied von Nordpol zu Südpol (dem kleinsten Durchmesser) und Ostpol zu Westpol beträgt 40 Kilometer. Ein Punkt also, der am Aequator 10 000 Meter unter dem Wasserspiegel des Ozeans liegt, würde am Nordpol ebenso hoch über dem Meere liegen. Es ist nicht Zufall, daß am Aequator die Erde fast ganz von Wasser bedeckt ist: die Schleuderkraft treibt das flüssige Wasser leichter in die Höhe als die starre Erde. Da aber unser Geoid zwischen Ost- und Westpol schwankt, also zwei Punkte hat, wo die Schleuderkraft des Wassers und der Erde sich die Wage halten, und da die Schwingung, die Schwankung der Erde genau zwischen diesen beiden Ruhepunkten am stärksten ist, so leuchtet ein, daß bei äquatorialer Neigung des Nordpoles die südlichen Länder der gemäßigten Zone, vielleicht die ganze Zone unter Wasser gesetzt wird, während die Nordlagen als Land emporsteigen. Tatsächlich läßt sich nachweisen, daß Europa unter dem Spiegel der heißen Meere, dann in heißer Dschungellage, dann gemäßigt, endlich polkalt und umgekehrt gelegen hat. Ja, die Bewegung ist noch verwickelter — ebenfalls sicher nachweisbar — derart, daß Nord- und Südpol nicht genau auf dem Schwingungskreise hin- und herschwanken, sondern daß sie dabei Schraubenlinien beschreiben. Daher zwischen den 25 000—28 000 Jahre umfassenden Eiszeiten die bis dahin unerklärlich gebliebenen Zwischeneiszeiten, die aus der Rolle fallenden kürzeren Regen- oder Dürrezeiten.

Daß die Sonne mit ihren Flecken und Fackeln, vielleicht daß auch die Nachbarschaft anderer Fixsternsysteme eingreifende Wirkung auf die Bewegung und das Leben unserer Erde hat, weiß heute schon der einfachste Bauer. Professor Simroth sagt zum Schluß seines Werkes über die „Pendulationstheorie" im selben Sinne: „Es ist unsere Aufgabe, alle Lebenserscheinungen auf das kosmische Prinzip (Gesetze des Alls) zurückzuführen" — aber in diesem Buche tritt uns eine schon anderweit hingeworfene Lehre (durch Jules Verne) wissenschaftlich glaubhaft gemacht entgegen: die Möglichkeit vom Aufsturz eines zweiten Mondes auf unsere Erde. Dieser „Block" soll vom Südwesten her aufgeschlagen sein etwa in die Mitte zwischen Ost- und Westpol. Es ist Afrika. Tatsächlich verdirbt dieser „Klotz" das sonst beinahe regelmäßige Bild der Erde: man vergleiche nur mit Künstlerauge den Umriß der Länder auf der westlichen Halbkugel mit dem auf der östlichen, Afrika und das durch den Block geschützte Europa ausgeschlossen! Wie ähnlich sind da Nordamerika und Asien, Südamerika und Australien mit den Sundainseln! Es ist schon glaubhaft: die Erde will den Osten nach dem Bilde des Westens formen, und alle Unregelmäßigkeiten, die wir jetzt noch gewahren, erklären sich durch den Fremdkörper auf der europäisch-afrikanischen Schwingungslinie. Durch ihn vielleicht auch das zerrissene Australien. Ganz bestimmt aber das hohe Geistesleben Europas und selbst des Morgenlandes. Es ist wie ein Stück Atlantis, das da aus dem Meere aufsteigt, oder ein Gebirge Südeuropas, das in die Jahrtausende hinabgetaucht wird. Selbst die Tiere bestätigen die Richtigkeit dieser Annahme. Man soll nur die Bücher der Erde aufschlagen und soll nachdenken.

Ich bin in meinem Buche vom „Gottsuchen der Völker" von den Indern ausgegangen und habe bei den Germanen und ihren geistigen Nachfolgern geschlossen; aber die Einleitung habe ich, ohne von Reibisch-Simroths „Pendulationstheorie" etwas zu wissen, auf die Alpe unter den Schwingungskreis, verlegt! Und ich weise des weiteren darauf hin, daß in den „Veden", diesen Jahrzehntausende alten heiligen Schriften der Inder, von der Urheimat asiatischer Kultur unter dem Schwingungskreis

die Rede ist, mit anderen Worten: daß die Inder eigentlich Europäer sind. Ich erinnere an eine der ältesten Stellen des Veda: „Auf die Körperwelt werden verderbliche Winter fallen, die werden grimmen, schlimmen Frost bringen. Auf die Körperwelt werden verderbliche Winter fallen, die werden Schnee bringen, selbst vierzehn Finger hoch auf den höchsten Bergspitzen. Und alle drei Arten werden umkommen: die, welche in der Wildnis leben; die, welche auf den Bergspitzen leben, und die, welche in den Talschluchten leben in dem Schutze von Ställen. Vor diesem Winter wollten die Felder Gras in Menge für das Vieh tragen. Deshalb mache du einen Bau, so lang wie eine Rennbahn auf jeder Seite des Vierecks, und dahinein bringe die Samen von Schafen und Ochsen, von Menschen und Hunden, von Vögeln und roten Feuern". Das ist nichts anderes als das „biblische" Winterlied der Erinnerung aus jener urdenklichen Zeit, da das geistige Licht des Ostens vor dem neigenden Pole des Nordens am Graben des Ostens entlang nach dem Himalaya hin wanderte.

Nachschrift: Alljährlich bestätigen Schreckensbotschaften, was Reibisch in seiner „Pendulationstheorie" von den Gefahren auf dem Schwingungskreise angedeutet hatte. Einige feste Stöße von unten innerhalb weniger Minuten genügten, um eine ganze Reihe von Städten und kleineren Orten aus dem Bilde der Erde wegzulöschen, Zehntausende von Menschen unter Schutt und Wellen zu begraben und die Uferlinien des Meeres vollständig zu verändern. Ganze Meilenstrecken und Inseln sinken hinab in die Tiefe, und neues Land steigt empor. Es leuchtet ein, daß unser auf den Gleicher zurückendes Erdviertel in seinem vorgeschobenen südlichen Teile unter das schleudernd auftreibende Wasser des längsten Durchmessers gesetzt werden wird, während seine Nordküste sich in die Eisgegend vorschiebt, d. h. Land aus dem Meere emporsteigt. Das Mittelländische Meer aber bricht unter dem ungeheuren Druck von oben und von unten nach Osten hin durch, während gleichzeitig aus demselben Grunde die alten Druckfalten der schweizerischen und Tiroler Alpen sowie der mitteldeutschen Gebirge in auftreibende Bewegung versetzt werden. Je weiter wir dem Gleicher zurücken, desto mehr vulkanische Ausbrüche, Erd- und Seebeben, Küstenverschiebungen und dergleichen werden wir erleben. Wer Gedächtnis hat, siehts ja beinahe, wie seit zwei Jahrzehnten die umwälzenden Ereignisse auf und in der Erde sich geradezu überstürzen: Auffliegen der Insel Krakatau, Versinken der Galapagos- und anderer Inseln, Zerbersten des Monte Pelee auf Martinique, und Dampf- und Feuerausbrüche auf Korfu, Beunruhigung in den mitteldeutschen Gebirgen und 1908 die Zerstörung von Messina und Küstenänderung Siziliens und Calabriens. In einer Berliner Tageszeitung schreibt zwar dazu ein Fachmann, um die erregten Gemüter zu beruhigen, also: „Allgemach sind uns die Erdbeben eine unheimlich vertraute Erscheinung geworden. Wenn schon die Ereignisse des Vogtlandes manche Gemüter ängstlich machten, so mag dies bei den Nachrichten aus Süditalien noch mehr der Fall sein. Konnte man doch die Ansicht hören, wir gingen einem neuen revolutionären Zeitalter unserer Erde entgegen, und die zahlreichen Vulkan- und Beben-Verhältnisse der letzten Jahre seien nur das Vorspiel noch schlimmerer Ereignisse. Da mag denn sogleich entschieden widersprochen werden. Allerdings haben sich die unterirdischen Gewalten letzthin häufiger Kulturmittelpunkte zum Schauplatz gewählt; aber doch nur solche, die schon früher von gleichen Ereignissen heimgesucht worden waren. Auch Messina wurde in dem großen kalabrischen Beben von 1783 bereits einmal großenteils zerstört. Im übrigen aber ist eine Zunahme der irdischen Bebenhäufigkeit und Bebenstärke für die letzten Jahre nicht nachweisbar. Im Gegenteil, das jetzt zur Neige gehende Jahr wies sogar einen Fehlbetrag an Beben auf, der auch durch das jetzt in Süditalien erfolgte keinen vollen Ausgleich erfährt. Die Ursache der kalabrischen Beben ist leicht zu sehen in der großen Jugendlichkeit der süditalienischen Rindenbildung und dem gleichfalls erst in letzter geologischer Zeit erfolgten Einbruch der Meeresteile zwischen Sardinien, Sizilien und dem Festland. Wir dürfen annehmen, daß noch heute die geologische Gestaltung dieser Gebiete nicht zum Abschluß gekommen ist, sich vielmehr noch heute vollzieht, einmal in der Form von Gebirgsfaltung, sodann in dem Absinken und gegenseitigen Verschieben der Erdrindenschollen. Insbesondere läßt sich der südliche Teil des Tyrrhenischen Meeres auffassen als ein durch staffelförmigen Abbruch entstandener Kessel. Erdbeben und Vulkanismus wären demnach aufzufassen als gleichzeitige Begleiterscheinungen umfassenderer Vorgänge in der Erdrinde. Das ist eine Annahme, die auch in anderen Erdteilen eine gute Stütze findet." Ists nicht, als ob da ein preußischer Beschwichtigungsrat der alten Schule redete? Einmal weiß er von umfassenden Vorgängen in der Erdrinde; dann spricht er von der großen Jugendlichkeit süditalienischer Rindenbildung und von einer Gestaltung, die noch nicht zum Abschluß gekommen ist. Zum „Abschluß" kommt nie ein Weltenkörper, ebenso wenig wie der Mensch oder die Schöpfung überhaupt. Denn hier ist mehr als Sechstagewerk mit dem Ende in ewiger Ruhe am Sonntage. Wer darüber sich genauer unterrichten will, der greife zu Professor H. Haas' „Vulkanischen Gewalten" (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig) oder zu Neumayrs „Erdgeschichte" (2 Bände. Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.)

✲

### Im Spiralenbau des Alls.

Niemals war das Nichts. Immer rundete sich der unendliche Himmel um das zahllose Heer der Sterne, um Sonnen und Planeten, um Monde und Kometen. Da war kein Anfang und wird kein Ende sein. Nur die Einzelerscheinung ändert sich, und in diesem Wechsel schafft und ruht die Ewigkeit.

Auch unsere Erde ist zu irgendeiner Sekunde nicht gewesen, und es wird die Stunde kommen, in der sie als Einzelgeschöpf stirbt, wo sie „unpersönlich" im All wieder aufgeht. Millionen- und milliardenmal wiederholt sich dieser Vorgang des Werdens und Vergehens im Myriadenheer der Sterne, wie seit Jahrzehntausenden auf unseren Planeten der Mensch unzähligemal erscheint und wieder verschwindet.

Aus dem Leib der Erde holen wir mit Bohrer, Spitzhacke und Schüppe Zeiten herauf, in denen noch kein Mensch und kein Tier war, in denen nur turmhohe Farne und Palmen im heißen Schlamm des dritten Tages sich erhoben. Ja, die Gelehrten behaupten und beweisen, daß vordem tatsächlich, wie die Bibel sagt, unser Planet wüst und leer war und daß Finsternis auf der Tiefe ruhte. Daß die Erde ein einziges ungeheures Urmeer war und davor ein in und um sich kreisender Ball von Staub und Weltenasche.

Mit dem Fernrohr und der photographischen Platte beobachtet der winzige vergängliche Mensch allnächtlich solches Schaffen im Universum bis zu den fernsten Fernen. Was vor einigen Jahren in der Gabelung der Milchstraße sich abspielte: ein plötzliches Aufflammen im Bilde des Perseus, das war so eine Weltkatastrophe des Vergehens und wieder-Werdens — das hat sich wahrscheinlich unzähligemal wiederholt auch in unserem Sonnen- und Planetensystem.

Wenige Jahre nur blieb der Feuernebel an jener Himmelsschneide dem Sternenforscher sichtbar, und wenn die Erscheinung heute beinahe wieder verschwunden ist, so darf nicht behauptet werden, daß in einer so kurzen Zeit der dunkle kalte Aether wieder abgekühlt und gelöscht habe, was ein aufstoßender Komet oder herumschweifender Nebel zum Aufflammen brachte.

Denn was in jenen schließlich nur noch der Platte erreichbaren Fernen sich abspielte, das erzählten uns Lichtstrahlen, die vor 500 bis 600 Jahren dort abgesandt waren. Mittlerweile hat aber weder unsere Welteninsel noch jene ferne Lichtspenderin ihren Platz behalten; denn wir bewegen uns mit mehr als Blitzesschnelle durch den Raum der Unendlichkeit.

Vielleicht daß wir in ganz entgegengesetzter Richtung kreisen, wie sich ja auch gewisse Monde und Ringe unserer äußeren Planeten westlich, andere östlich drehen. Oder daß der Nebel im Perseus in einer tieferen Ebene der spiralläufigen Fixsternstraße aufflammte, als wir derzeit wandern: daß er östlich neuem Leben zueilt, während wir westlich neuem Tode zuschweben.

Alles vollzieht sich nach ewigen und gleichen Gesetzen. Wie sich in unserer Sonne mit ihren Kindern das Leben aller Sterne wiederholt, so im einzelnen Menschen das Werden und Vergehen der ganzen Menschheit. Ja, das gesamte Leben in Steinen, Pflanzen und Tieren — den Menschen mit einbegriffen — ist nichts anderes als ein Abbild des großen Lebens „da draußen und da droben."

Es gibt kein wirkliches Draußen und Droben, wie es kindlich ist, von irgendwelchen Grenzen zu reden. Auch im einzelnen Menschen kreist ein All, und der einzelne Wassertropfen bleibt dem gewissenhaftesten und bestbewehrten Forscher in seinen tiefsten Tiefen ebenso unergründlich und unerschlossen, wie die oberen oder unteren Stockwerke der Milchstraße. Von ihrer geistigen Spitze und der stofflichen „Grundlage" gar nicht zu reden.

Unsere Erde hat Zeiten gehabt, in der das Leben in seiner schönsten Schöne sich entfaltet hatte, und andere, in der ein wildes Durcheinander riesenhafter Mächte das Unterste zu oberst, das Innerste zuäußerst kehrte. Wo am Ganges ein Gott wandelte, während fern im Westen der Urstier mit dem Wolf und dem Bären kämpfte. Wo in Europa auf grünen Matten unter Palmen die Antilope weidete, während in Südamerika die Gletscher von den Cordilleren her die Atlantis suchten.

Und die Menschheit bewegt sich seit Jahrzehntausenden zwischen den Gegensätzen eines Dschingiskhan, der Hunderte von Menschenreichen zertrümmert, und eines Cyristus, der im Staub- und Lichtgeborenen die höchste Bestätigung des Ewigen und Unendlichen sieht; zwischen dem Pol jenes, der sein ganzes Leben in irdischen Genüssen vertut, und dem anderen, dem jeder Augenblick als ein Geschenk des Ewigen heilig ist. Alle Völker hatten solche Erscheinungen aufzuweisen; aber in den letzten zwei Jahrhunderten haben sich die entgegenstehenden Gewalten von Stoff und Kraft, von Sinnlichkeit und Geistigkeit derart gehäuft, daß die Spannung in einem furchtbaren Menschengewitter sich entladen mußte . . .

Der überbildete Mensch der Neuzeit und der Stoffwelt lacht darüber, wenn man ihn aufmerksam macht auf die innigen Beziehungen zwischen All und Persönlichkeit, wie die päpstlichen Halbgötter die Gottessohnschaft alles Lebens bestreiten. Es sei denn, es handle sich um Maria und ihren Sohn oder um den Chor der kirchlichen Heiligen. Zwischen diesen beiden, aber turmhoch über ihnen, unter dem Scheitelpunkt des Spiralentempels der Milchstraße steht der unzeitgemäße Gottsucher, der Gottfinder von der Zunft Kants und Schillers, Goethes und Herders, Bachs, Beethovens und Wagners.

All unser öffentliches Leben ist so ein Ringen zwischen den Riesenmächten des Stoffes und den himmlischen Strahlungen des Lichts und der Liebe. Es soll aber nur ja niemand glauben, im parteipolitischen Kampf kapitalistisch verbildeter Völker stünden links die nichtsnutzigen Böcke den friedfertigen Schafen der Rechten entgegen. Sie fallen beide unter den Begriff der Herde, die kein anderes Denken hat als den Kampf um die beste Futterstelle und den ergibigsten Born. Erdenkinder und Stoffmenschen sind sie alle: Konservative und Liberale, Ultramontane und Sozialdemokraten. Keine dieser irdischen Buchstabengläubigen ringt um rein geistige Güter. Darum wird auch keine das Feld behaupten; denn die Welt, die himmlische wie die irdische, wird geistig gerichtet.

Ich predige nicht etwa die Feindschaft gegen die Erde. Kann sich doch nur in ihrem Kleide der Geist offenbaren. Auch alle Liebe ist an den Stoff gebunden. Aber es darf das Irdische und Vergänglich-Wechselnde nicht das Seelisch-Geistige überwuchern oder gar ertöten, wie es noch in unserer Zeit der Völkerkriege, der Rassenfehden, Parteikämpfe und Geschlechterauseinandersetzungen geschieht. Wir alle sind göttlichen Geschlechts; wir alle sollen „Jesusse" werden.

Wenn es einen jenseitigen Himmel und einen ewig richtenden Gott gibt — es gibt einen; nur ist dieser Himmel nicht räumlich und dieser Ewige nicht persönlich zu verstehen — glaubt ihr, Er werde euch auf ein politisches, kirchliches, wissenschaftliches oder künstlerisches Parteiprogramm hin prüfen und selig sprechen? „Er" wird es nicht tun; denn dieser „Herr" sieht das Herz an. Er prüft die Gesinnung, die Eignung für den Oberbau des Weltendomes.

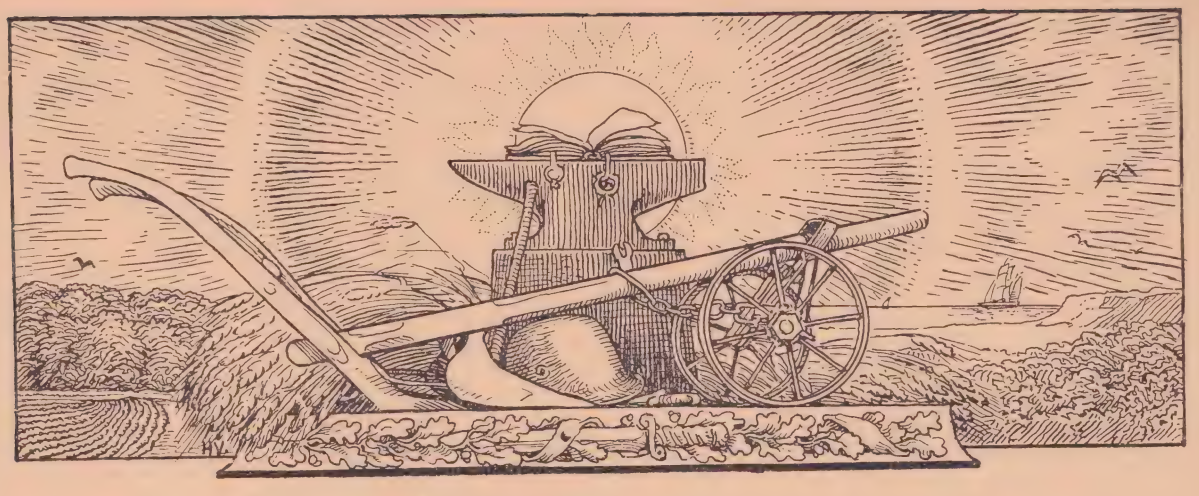
Es ist nicht wahr, daß jeder nach seiner eigenen „Fassson" „selig" werde. Die meisten leben und sterben unselig, trotz letzter Oelung bei den Katholiken, trotz Taufschein bei den Protestanten und Abrahamsempfehlung bei den Juden. Denn der Gott, der uns das geistige Auge gab, zu sehen, daß wir Fixsternweiten entfernt sind von Pflanze, Tier und Stein, trotz räumlicher Nähe, Abstammung und Verwandtschaft, dieser Gott straft den, der sein Geschenk mißbraucht.

Im körperlichen und geistigen Auge des Menschen spiegeln sich die fernsten Siriussonnen wie die nächsten Tropfenmeere. Ueberall sieht es Werden und Vergehen, Kreisen und Steigen, Ringen und Vervollkommnen, Entwickeln und Vollenden — aber nirgends in Gottes weitem Tempel einen Kampf zur Vernichtung, den unsere politischen und kirchlichen Parteien samt und sonders auf ihre Programme geschrieben haben. Darum: wer sich ihnen angliedert, verwirkt sein göttlich verbrieftes Recht auf Höherbildung der Persönlichkeit . . .

Zwar gibt es auch im All Massen, Herden, also „Parteien". Aber diese Gebilde wollen erst etwas werden. Es sind die wirbelnden Nebel des „Urzustandes" aus Weltenstaub und Sternenzertrümmerung, Erscheinungen, die plötzlich da sind — „scheinen"! — und bald wieder dem suchenden liebenden Auge verschwinden. Doch darüber zieht in ewigen Spiralen das ungezählte Heer der Fixsterne mit ihrem schönen Gefolge lebendiger Erden und stummer Monde: „und tun sich nichts zuleide, hat eins das andere gern, und Schwestern sind und Brüder da droben Stern bei Stern."

Auch die Menschheit ist eine Sternenwelt, wie unser deutsches Volk eine ist. Denn alles wiederholt sich im All, wenn auch in verschiedener Gestaltung. Und alles Irdische ist nur ein Gleichnis, wie der Spiralenbau des Himmelsdomes ein Gleichnis ist des urewig Seienden, Schaffenden und Vollendenden. Und auch in der Menschheit kreisen Sonnen und führen Erden ihrem Schöpfer zu. Sterben Welten und stürzen zu Ruinen und Staub zusammen. Wallen willensschwach Nebel und werden von gleißenden Kometen zusammengefegt . . .

Ich möchte Sonne sein!



# III. Die neue Schloßkirche der Deutschen.

9 mal 9 Sätze des Glaubens und Lebens an die Tür der Neuen Schloßkirche der Deutschen. Geschrieben zum Todestage Luthers von einem anderen Geburtstagskinde des 10. November.

Neun ist die heilige Zahl der Germanen — nachzulesen im „Havamal" der „Edda" (Hans von Wolzogen, „Die Edda", S. 177 ff.). Da heißt es:

„Ich weiß, wie ich hing am windigen Baum
Neun ewige Nächte" . . .
„Neun Hauptlieder hört ich vom hochweisen Sohn" . .
„Ein Neuntes versteh ich, wenn Not mir entsteht,
Mein Schiff auf den Fluten zu schützen" . . .
„Das Achtzehnte (quer 1 + 8 = 9) bildet der Lieder Beschluß,
Was Einer von Allen nur weiß" . . .

Neun als die dreifache Steigerung der biblischen Dreieinig- und Dreifaltigkeit ist auch den Meistern der alten „Bauhütten" schon die hl. Zahl gewesen; in ihrem Allerheiligsten befanden sich:

1. Dreimaldrei große Symbole: drei große Lichter, drei Pfeiler, drei Kleinode;
2. Dreimaldrei kleine Symbole: drei kleine Lichter, drei Zierstücke, drei Werkzeuge;
3. Drei Grade, drei Gleichnisse, drei Ausweise.

Wie das alles nicht bloß gleichnisweise, sondern auch wirklich für sich steht und da wieder richtig und schön sich ergänzt und ineinandergreift! Wie es immer neue drei mal drei dem staunenden Auge und beglückten Herzen erschließt! Aber darüber darf der Geweihte nur vor Geweihten sprechen — er ist verpflichtet zu sorgen, daß das Heiligtum nicht entweiht wird durch Straße und Markt. Aber vielleicht ahnt auch der Laie nun, warum in den drei eigentlichen „Hauptstücken" nebeneinanderstehen: neun Gebote (das 9. und 10. sind nur ein Gebot), drei Artikel und neun Gebetssätze (7 Bitten, Vorrede und Schluß) . . .

Unsere neun mal neun Sätze des Glaubens und Lebens der Deutschen enthalten gleichzeitig die Geschichte vom äußeren und inneren Werden der germanischen Rasse und des deutschen Volkes, und zwar unter folgenden Ueberschriften:

1. Jäger und Krieger.
2. Hirten und Landwirte.
3. Handwerker und Händler.
4. Künstler und Gelehrte.
5. Priester und Fürsten.
6. Ich (Leib, Seele, Geist).
7. Du (Familie, Volk, Rasse).
8. Sie (Menschheit: Weiße, Schwarze, Mischlinge).
9. ER (Gott: Vater, hl. Geist, Sohn).

*

Jäger und Krieger.

1. Vom Pol her, aus Nacht und Nebel des Eises und Schnees im Norden sind wir gekommen, nicht aus den Sonnen- und Fruchtgefilden des Ostens oder Südens.
2. Im Waldesdunkel armseliger Vorzeitinseln, im härtesten Kampf um ein hungriges Dasein wurden die äußeren und inneren Kräfte unserer Vorfahren erprobt und gestählt — ihnen hat kein Paradies der Weichlichkeit und der Falschheit gelacht.
3. Wilde Tiere waren ihre schlimmsten Feinde und besten Freunde; die bedrohten ihr Leben und erhielten es wieder, nachdem sie in der Verteidigung oder auf der Jagd erlegt waren.
4. Die alten Germanen waren — wie wohl alle Menschen der Vorzeit — Fleischesser, nicht Obst-, nicht Pflanzenesser: das Paradies liegt nicht am Anfang, sondern in der Mitte, auf der Höhe, oder am Ende unserer Entwicklung.
5. Ihre Stärke lag infolgedessen mehr nach der körperlichen, nach der tierischen Seite hin: schnelle Füße, starke Arme und Fäuste, festes Gebiß, scharfes Auge, gesunde Sinne.
6. Die Ausbeutung der Jagdgründe führte oft auch zu Kämpfen mit Nachbarstämmen — es entwickelten sich die kriegerischen Eigenschaften des Angriffs, der Voraussicht, der Verteidigung.
7. Und beides, Angriff wie Verteidigung, forderte kluge, mutige und starke Führung: der Herzog wird geboren.

8. Die Nachbarschaft zahlreicherer kampferprobter Stämme zwang die schwächeren entweder zur Bundesgenossenschaft mit ebenfalls gefährdeten anderen Stämmen oder zur Unterordnung und Dienstbarkeit.
9. So wurde aus dem Einhöfer der Mehr- und Vielbündler: der Grund zu Volk und Staat war gelegt durch den Krieger, von dem nur die Unwissenden behaupten, er sei der Zerstörer alles Bestehenden.

*

Hirten und Landwirte.

10. Nicht mitleidige Weichlinge, sondern kluge Denker waren es, die das pflanzenfressende wilde Tier nicht mehr bloß als Fleisch für den augenblicklichen Genuß ansahen, sondern es für dauernd nutzbar machten: das Rind als Milchtier, das Schaf als Wolltier.
11. Diese Tiere hegte man ein in Hütte und Hürde; man gewöhnte sich an ständigen engeren Umgang mit ihnen — man hielt ganze Herden, die man nach oft sehr entfernten Weideplätzen trieb.
12. Sobald die Herden größer wurden, zog man die Tiere selbst zu Helfern heran: den Hund, der längst der Herde gefolgt war, die „Brosamen" aufzusuchen, die von der Menschen Herdtisch fielen; das Pferd, auf dessen Rücken weite Wegstrecken leichter als zu Fuß bewältigt werden konnten.
13. Und die Hirten wurden die ersten gründlichen Kenner des Landes, weil sie genötigt waren, sich mit der Herde überall länger beobachtend aufzuhalten: sie wußten nicht bloß, wo die besten Weideplätze waren, sondern auch, warum der Boden hier ergiebig, dort unfruchtbar erschien.
14. Sie sahen auch, daß und welche Pflanzen von den Weidetieren bevorzugt wurden, und sahen am Boden selbst und an den Wasserverhältnissen, daß man der Natur nachhelfen könne bei der Schaffung neuer Nahrungsplätze für die Tiere.
15. Und also begann die Arbeit des Lichtens, Rodens und Bodenaufreißens, des Wasserzuleitens: der Landwirt war geboren.
16. Der aber entdeckte, daß gewisse Pflanzen und ihre Früchte auch vom Menschen ohne Schaden, sogar mit Vorteil genossen werden könnten — man gewöhnte sich an die friedlichere gemischte Kost
17. und sorgte durch Ausstreuen des Samens gewisser Halmfrüchte für die Möglichkeit einer weniger schwierigen und dabei andauernd sicheren Ernährung das ganze Jahr hindurch.
18. Dabei lernte man auch auf den Gang der Jahreszeiten, auf den Stand der Gestirne, auf Wind und Wetter achten: der Himmelsforscher, der Gelehrte und der Priester wurden „empfangen".

*

Handwerker und Händler.

19. Der den ersten Knüppel zur Keule gegen wilde Tiere oder gegen andere Tiermenschen gestaltete, war der erste Handwerker.
20. Das erste Handwerkszeug — das wohl schon bald andere zur Erscheinung brachte — war eine Waffe, eine Feld- und Kriegswaffe.
21. Selbst der Stab des Hirten war gleichzeitig Speer, der Pflug und der Spaten des Urlandwirts eine Waffe: ein Verteidigungszeug gegen Not und Hunger.
22. Die verschiedenen Handwerkszeuge machten das Leben vielgestaltig: sie bilden die Grundlage aller Kultur.
23. Und die wachsende Kultur machte den Menschen bis zum gewissen Grade unabhängig von der Natur, ja zum Herrn der Natur.
24. Besonders fleißige und tüchtige Handwerker eines bestimmten Gegenstandes traten in Tauschverkehr mit Herstellern anderer Werkzeuge: der Händler wurde geboren.
25. Man erfuhr, daß entfernte andere Gegenden ihre besonderen Erzeugnisse des Bodens und des Hüttenfleißes hervorbrachten, und man schloß sich zusammen zu Fahrten übers Meer und über Gebirge: der Schiffer, der Entdecker trat hervor.
26. Es gab auch damals schon kluge und berechnende Menschen, die die Geheimnisse einer Werkzeug- und Waffenherstellung für sich und ihr Geschlecht geheimhielten: die Zünfte bildeten sich.
27. Und ein Gleiches taten die Händler über Land und See, die ihre Entdeckungen, Erfahrungen und Kenntnisse nur gegen Entschädigung weitergaben: die ersten „Schulen" wurden, alles natürlich nur im Keim, als beinahe kindlicher Anfang, aber doch als Grundlage zu dem, was uns beglückt oder — belastet und unglücklich macht.

*

Künstler und Gelehrte.

28. Handwerk und Handel, Fleiß, Klugheit und Unternehmungslust schichtete bald nebeneinander Mehr- und Minderhabende, Reiche, Mittelständige und Arme.
29. Aus dem Handwerk wuchs der Künstler hervor, aus dem Handel der Gelehrte, und beide tragen noch heute, wenn auch für den Unwissenden kaum noch erkennbar und von den Beteiligten bestritten, die Spuren ihrer Herkunft an und in sich.
30. Beide sind in Hütten und Höhlen geboren, beide in Menschen entstanden, die nicht mehr um das nackte rohe Dasein zu kämpfen hatten, die „Zeit" hatten zum „Zeichnen", Schnitzen und Denken.
31. Von der Natur lernten sie Farben passend nebeneinander setzen in Bildern von kindlicher Einfalt und doch von größter Deutlichkeit und gewisser Schönheit.
32. Und sie schmückten nicht bloß die Wände ihrer Hütten und Höhlen mit Tierbildern und Kampfauftritten, sondern heiligten damit ihre Waffen und das Hausgerät.
33. Ihre Speere und Pfeile aber machten sie noch besonders kenntlich als ihr persönliches Eigentum durch gewisse Linien und Schnitte, die bei Waffenspielen zu Speerlagerungen im großen als eigene Familien- und Stammeszeichen und -merkmale verdeutlicht wurden.
34. Man ging weiter in der Regelung der Stablagen und schuf aus wiederkehrenden Linienbildern ständige heilige Bedeutung: die Rune des Buchenstabs, des Buchstabens.
35. Die nordischen Völker waren in ihrem ganzen Leben mehr als die südländischen von der Sonne abhängig und also auf den Tages- und Jahreslauf

des großen Taggestirnes eingestellt: die Sonne bestimmt all ihr Denken und Handeln.

36. Und das brachten sie zum Ausdruck in zwei großen Runen: in der Rune der steigenden und sinkenden Sonnenlinie, der Trojalinie, und in der Rune vom Kreisen, Leben und ewigem Wiederkehren des Lichts, dem Hakenkreuz. Die beiden bilden die Grundlage der höheren und jenseitigen Wissenschaft.

*

Priester und Fürsten.

37. Mit der Runendeutung beschäftigten sich vorzugsweise solche Glieder des Stammes, denen irgend eine körperliche Schwäche anhaftete, Menschen, die weniger zum Kampf da draußen geeignet erschienen; bei den Germanen auch die Alten und die Frauen.

38. Diese Deuter der Zeichen wurden allmählich zu berufsmäßigen Hütern des Weistums, zu Priestern und Propheten.

39. Und es teilten sich von da ab in die Führung der Stämme der Herzog (der König) für den Kampf nach außen, und der Druide (der Priester) für die Hut des geistigen und seelischen Besitzes nach innen: Politik und Religion senkten ihre ersten Fäden.

40. Aber so „hoch" wir auch stiegen im Lauf der Jahrtausende und je feiner sich Rechte, Pflichten und Ansprüche spalteten: immer blieb der Herzog-König der Natur, der Kaiser-Präsident der äußeren Kultur am nächsten;

41. immer fand das Seelische im reinen Priestertum (der Kirchen, Sekten, freien Religionsgemeinschaften; der Dichtkunst, der Mal- und Tonkunst) seinen tiefsten und innigsten Ausdruck;

42. immer trieb die vorzugsweise oder einseitige Kultur des Geistigen zur Einsiedelei, zur Herrschaftslosigkeit, zur Anarchie, wie die Ueberspannung des weltbereisenden, weltverbindenden Handels zur Herrschgemeinschaft bestimmter Gruppen und Sippen, zur Republik leitet.

43. Kluge Könige haben allezeit versucht, Herzogswürde und Priestertum in sich zu vereinigen, als Schild und Schutz gegen die auseinandertreibenden Kräfte der Republik und die auflösenden, zersetzenden Säfte der Anarchie.

44. Wiederholt haben auch starke Hohepriester versucht, das rein Weltliche in den Bereich ihrer Herrschaft zu bannen: es ist immer auf Kosten des Seelischen und des inneren Glücks aller geschehen und hat immer ein Ende mit Schrecken genommen.

45. Der reine Gottesstaat auf Erden, das Paradies — „wo Wolf und Lämmlein friedlich beieinander liegen" — ist nie gewesen und wird wahrscheinlich niemals werden: wir kommen ihm am nächsten im „Inneren Reich" von „jener Welt", dessen reinster Prophet Jesus von Nazareth, der Christ, gewesen ist.

*

Ich. (Leib, Seele, Geist.)

46. Das Ich ist auch im höheren und besten Sinne der Maßstab aller Dinge: das leibliche wie das seelische und geistige Ich.

47. Nur der gesunde, starke und schöne Körper kann Wohnsitz höchster seelischer und geistiger Kräfte sein — Krankheit, Schwäche und Ungestalt hemmen und fesseln nach innen und außen.

48. Höchste Vollendung des Körperlichen findet sich nie und nirgends beisammen; aber durch vernünftige Pflege und Uebung kann auch der Schwache dem Hohen nahekommen.

49. Die Seele hat ihren Sitz im warmen Blute des Herzens und findet ihre höchste Steigerung im Ausdruck der selbstlosen Liebe.

50. Jedes Werk, mit Liebe begonnen, ist schon halb getan; jedes Kind, jeder Mensch, von Liebe umfangen und geleitet, wird selten straucheln und fallen, und wenn schon, doch unversehrt wieder aufstehen.

51. Liebe entzündet Gegenliebe; Seele erweckt neue Seelen — Liebe ist sogar Kraft, weltüberwindende, alles bändigende Kraft; das Reich der Seele hat keine Grenze.

52. Auch der Geist ist schrankenlos in seinem Wollen und Wirken; er steht im Hirn des Menschen dem Himmel, dem Jenseitigen und Uebersinnlichen am nächsten, während die Seele hier und dort, oben und unten, rechts und links zu Hause ist und sich da verpflichtet fühlt.

53. Der Geist ist männlichen Geschlechts: er strebt nach außen; er will herrschen und — beherrschen. Erst, wo er mit dem Herzen denkt, wo die Walterin Seele mitspricht, erst da ist der göttliche Einklang gesichert.

54. Leibliche, seelische und geistige Anlagen und Kräfte vererben sich: das verpflichtet uns, die drei bis zu höchstmöglicher Vollkommenheit in uns zu steigern, zum eigenen wie zum Glück der Mitmenschen und des nachfolgenden Geschlechts.

*

Du. (Familie, Volk, Rasse.)

55. Zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts sind nur körperlich, seelisch und geistig gesunde Menschen zuzulassen; über ihre Verbindung bestimmt ein Ausschuß der Volksgemeinde.

56. Ausnahmen sind nur gestattet bei genügender körperlicher, seelischer und geistiger Sicherung des folgenden Geschlechts.

57. Auf keinen Fall darf beiderseitig schwer-Belasteten Ehe und Zeugung erlaubt werden — mindestens sind sie für die Zeugung untauglich zu machen.

58. Die gemeinsamen Schutz genießen, sollen dieselbe eine Sprache sprechen oder doch kennen.

59. Andersprachige fremdrassige Völker und Volksteile sind mit Liebe einzugewöhnen oder — bei Widerstreben — abzustoßen; denn das Volk, die Rasse ist die erweiterte Familie, und in der Familie muß immer jeder jeden verstehen.

60. Aller Boden ist Eigentum der Gemeinsamkeit.

61. Jede Familie erhält genügend Land — als Lehen — zu besonderer eigener Bearbeitung und Benutzung.

62. Die zu geistigen und seelischen Aemtern Tauglichen und Berufenen erhalten weniger Land zu Lehen als die anderen — aber den Boden bearbeiten

sollen auch sie! — die Gemeinsamkeit hilft den Unterhalt der Volksbeamtenfamilien tragen durch Abgaben in den Staatsschatz.

63. Wer als Gesunder nicht arbeitet, nicht irgendwie anerkannten Gemeinsamkeitsdienst tut, soll auch nicht „essen", soll nicht den Schutz der Gesamtheit genießen, soll als Schmarotzer und Verführer unschädlich gemacht werden.

*

Sie. (Menschheit: Weiße, Schwarze, Mischlinge.)

64. Die weiße Rasse ist Führerin der Menschheit.
65. Innerhalb der weißen Rasse wird über die Oberleitung entschieden nach den höchsten körperlichen, seelischen und geistigen Fähigkeiten und Leistungen.
66. Niemals darf der Angehörige einer niederen Rasse in irgendwelcher Form Herr eines Höherrassigen sein.
67. Farbige Menschen dürfen nur zu niederen Diensten für die Gemeinsamkeit herangezogen werden: Wege- und Straßenbau, Kanalbau, Häuserbau, Wälderroden, Entsumpfen, Lastarbeit aller Art.
68. Farbige dürfen nur mit Erlaubnis der Behörden des Herrschervolkes die Angehörige eines Höherrassigen ehelichen; die Nachkommenschaft fällt nach der niederen Stufe.
69. Tüchtige Mischlinge mögen auch zu Handreichungen und Dienstleistungen besserer Art zugelassen werden, aber immer nur ausnahmsweise und niemals an verantwortlicher oder leitender Stelle.
70. Unter keinen Umständen wird ein Schwarzer zu Kriegsdiensten gegen Angehörige der weißen Rasse ausgehoben und gebraucht.
71. Auch der Mischling darf nie in Europa ein höheres oder mittleres Staatsamt bekleiden.
72. Zur höchsten Leitung im Staate und Volke sind nur die körperlich, seelisch und geistig Tüchtigsten anerkannt alter Adelsgeschlechter zu berufen. (Adlig sind alle seit mindestens drei Jahrhunderten Heimgeborenen und von jeder Beimischung Frei- und Reingebliebenen.)

*

ER. (Gott: Vater, hl. Geist, Sohn.)

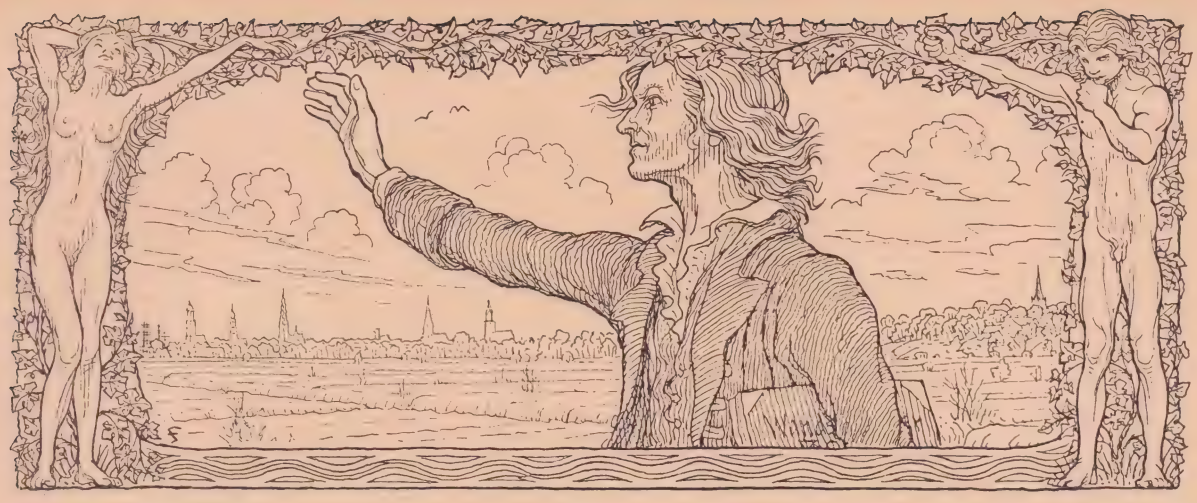
73. Was keines Menschen Auge je gesehen und was doch alle Guten und Weisen als in der Welt führend, ordnend, beseligend fühlen, ja wissen: das nennen wir GOTT.
74. Dieses eigentlich Unnennbare — weil in Worten und Begriffen gar nicht Faßbare — jenseits aller menschlichen Kraft Waltende, ewig Seiende, mag immerhin in irgendwelcher Form verehrt werden; nur soll der Mensch sich nicht einbilden, daß er damit etwas tue zur höheren Ehre, zur Verherrlichung GOTTES.
75. Alle geistig und seelisch höherstehenden Völker haben das Göttliche versinnbildlicht in der Dreiheit der Familie: im Bilde des Vaters als des Erzeugers, im Bilde der Mutter als der Trägerin und Erhalterin neuen Lebens, im Bilde des Sohnes, des Kindes, als des ständig Neugeborenen und sich Vollendenden.
76. Und sie drückten das aus in zwei heiligen Runen: in der Rune des Kreuzes und in der Rune des Dreiecks, wobei die stehende Linie das Männliche, die liegende das Weibliche, die verbindende das Kind bedeutet.
77. Im Kreuz, wo der Schnittpunkt das dritte ausmacht — ist nicht bloß der leidende Mensch, sondern auch der leidende Gott versinnbildlicht: es ist die innigste Verdeutlichung des Einsseins von Gott und Mensch.
78. Das Kreuz ist also Lebens- und Todeszeichen, wie das Leben ja nichts weiter ist als ein ständiges Sterben, der Tod nichts anderes als ein Auferstehen zu höherem Sein.
79. Der herumliegende Kreis ums Kreuz bedeutet ewige Wiederkehr — ewige Wiederholung vom Leben und Sterben.
80. Alles reine Leben im Seelischen und Geistigen ist Gottesdienst und erhebt und verschönt den Menschen; aber auch die Pflege des Körperlichen ist Weihe, wenn der Seele und dem Geiste dadurch die entsprechende Wohnung gegeben werden soll.
81. Jede Religion oder Konfession ist heilig als auch ein Weg zu GOTT.

*

Als Martin Luther am 31. Oktober 1517 seine 95 Sätze an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg schlug, da wollte er sein Volk und die ganze Christenheit von dem Wahne befreien, daß mit Ablaßgeld der Menschen Sündenschuld gedeckt werden könne. Wie einst Moses den Glauben an die „Gotteskraft" des Goldes zerschlug, indem er das Goldene Kalb der Juden zu Pulver zermahlte, den Staub aufs Wasser streute und den Irregeführten diesen zerriebenen Gott zu trinken gab: so handelte es sich in dem Großen Kriege von 1914 bis 1919 auch wieder wie vor vierhundert Jahren und wie zur Zeit des Moses um die Falschen Götter und Propheten dieser Welt. Zwar standen diesmal Katholik und Protestant, Mohammedaner und Israelit Schulter an Schulter: es war kein eigentlicher Religions-, sondern ein Wirtschaftskrieg. Und dennoch wars wieder der „Glaube", der die Völker gegen- und aufeinander hetzte und der die Menschheit weiter zerfleischen wird für ganze Jahrhunderte: wieder war's der Glaube an Geld und Gold, worum der Kampf der Geister, der Seelen und der Leiber tobte. Noch haben die Führenden keines Volkes das erlösende Wort gefunden; noch hat selbst das Hindenburg-Volk sich nicht frei gemacht vom Goldwahn des Nibelungen; noch ringen auch wir vorzugsweise um Geld und Gut, um äußeres Ansehen und irdischen Besitz; noch haben auch die Reichen in Deutschland nicht ihr letztes Scherflein freiwillig auf dem Gottesaltare des Vaterlandes geopfert; noch hat kein neuer Heilbringer das Wort gefunden, das erlösende Wort.

Das Neue Reich „ist inwendig in Euch"; es „kommt nicht mit äußeren Gebärden"; es „wohnt nicht auf diesem oder jenem Berge", nicht auf diesem oder jenem Throne, und noch weniger in diesem oder jenem Ministerhause, ebensowenig, wie in dieser oder jener Partei oder Kirche. Das Wort, das erlösende Wort ist überhaupt nicht von „dieser Welt"; es ist nicht Phrase vom ewigen Völkerfrieden, sondern es ist die Tat der Selbsterlösung aus der brandenden Hölle der Lüge und des Scheines. Dieses Wort ist von Gott und bei Gott. Dieses Wort ist GOTT SELBST.

**Die Waldkirche der Volkserzieher.**
Zeichnung für Band 2 der Germanenbibel von Hans Volkert.



Der Wandsbeker Bote. Bildleiſte zum Ergänzungsband 1 der Germanenbibel. Von Fidus.

Uplandzeichen der Volkserzieher. Karte, gez. von Fidus.

# Briefe.

## Schulmeisterbriefe.

### I.

Lieber Freund!

Man hat Sie gebeten, an einem der nächsten Lehrerabende einen Vortrag über den „Volkserzieher" zu halten. Ihnen als meinem langjährigen Gefährten und stillen Mitstreiter wird es nicht schwer fallen nachzuweisen, wie notwendig ein Blatt ist, das Brücken schlägt von der Familie nach der Schule und von da ins öffentliche Leben. Der wohlerklärliche Zorn unserer politischen und kirchlichen Gegner gilt als Gegenstück zur Habenseite unserer gemeinschaftlichen Tätigkeit. Wer sich zur Fahne der Volkserzieher gefunden hat, der achtet auch auf andere Wege; denn da sieht er, was wir sollen, und so ist er sicher, daß unser Ziel erreicht wird, wenn wir das ernste Wollen haben zu sorgen, daß es besser und schöner in der Welt werde.

Wir vermessen uns nicht zu sagen: hier ist der Weg, der zum ewigen Frieden ins Reich Gottes führt. Einen Weg für alle gibt es nicht; aber alle Pfade und Straßen haben dasselbe Ziel: die Glückseligkeit alles Lebendigen, nicht bloß der Menschen, sondern auch der Tiere und Pflanzen. Dagegen wissen wir aus der Geschichte, aus unserer eigenen Erfahrung und durch unser Gewissen, welche Straßen zum Unfrieden ins Verderben der „Hölle" führen. Vor allen anderen sind es drei: Haß und Geiz und böse Lust. Wer Mosis und Christi Wort von der Gottesliebe in sich und dem Nächsten mißachtet, wer über die irdischen Schätze die geistigen vergißt, und das Leben seines Leibes statt in die lichte Höhe in die dunkle Tiefe verlegt, der wird ganz sicher nicht den Voll- und Uebermenschen bauen helfen, dessen Zukunft einem Goethe und Nietzsche vorschwebte. Und wer seiner Vernunft die Grenze eines mehr als tausend Jahre alten Glaubenssatzes zieht, der steht auf der Leiter vom Tier zu Gott noch auf sehr niederer Sprosse.

Damit unterscheiden sich die Volkserzieher der Gegenwart und der Zukunft grundsätzlich von den Predigern der Vergangenheit: bei diesen gibt es Grenzen nach unten und nach oben, im Schauen und im Trauen, im Raum und in der Zeit, vor allem aber im Wissen. Und diese Grenze zieht bei den Katholiken der römische, bei den Evangelischen der biblische Papst. Wir aber lassen uns von niemandem und durch nichts Scheidelinien bestimmen, und wenn wir auch, infolge unserer stets in der Entwicklung begriffenen Wissenschaft, noch nicht die tiefsten Tiefen und die weitesten Weiten des Alls erforscht und ergründet haben, so sind wir doch mit dem Psalmisten (Psalm 82, 6), mit Christo (Matth. 5, 48) und mit dem Evangelisten Johannes (Joh. 10, 34) der felsenfesten Ueberzeugung, daß wir als ernste Gottsucher wirklich göttlichen Geschlechts, sicher in der Entwicklung zu Göttern sind. Volkserzieher sind Gottsucher.

Aber wir suchen den Höchsten und Tiefsten nicht in vergilbten Papieren und düsteren Kirchen, sondern wir forschen nach ihm vor allem in uns selber. Und wiederum ist es der große Nazarener, dem wir auf solche Weise Gefolgschaft leisten. Die rechte Liebe zum eigenen Ich, die Achtung vor sich selber als dem Tempel des heiligen Geistes, sie war es, welche Christus zum Maßstab der Nächstenliebe in Gott genommen haben wollte. Wer an seinem Körper keinen Fleck sehen und im Klang der ihn belebenden Seele keinen Mißton hören kann, der würde leiden, wenn er andere unrein sähe. Also wird er sich bemühen, den Nächsten von den Fehlern zu befreien, welche ihn beschweren und hemmen; er tut es sogar auf die Gefahr hin, daß seine Mühe vergebens war und vielleicht mit Undank gelohnt wird. Er verhält sich immer so zu seinem Mitmenschen, wie er wünscht, daß sich dieser zu ihm stellen wird. Er fügt ihm nie ein Leides zu und wünscht ihm immer das Beste.

Böswilligen und heuchlerischen Menschen geht ein rechter Volkserzieher aus dem Wege. Nicht, daß er sie blind haßte. Sie tun ihm leid in ihrer kurzsichtigen Verblendung. Wo er kann, tut er ihnen Gutes und Liebes, in der frommen Zuversicht, daß feurige Kohlen auf dem Haupte des Feindes in der Regel die härtesten Schädel beugen, die kältesten und schwärzesten Herzen erwärmen und erleuchten. Nun sind allerdings bei weitem nicht alle die Menschen unsere Gegner und Feinde, welche äußerlich als solche erscheinen. Wenn der Jude das heiligste aller Gebote anerkennt und befolgt (3. Mose 19, 18 und

Matth. 22, 37—40), so ist er uns darum nicht weniger, weil er fremdes Blut in seinen Adern hat.

Wir verkündigen und wollen fördern das Glück im Hause, in der Familie. Denn es ist die Grundlage zum großen Glück des Volkes und der Menschheit. Ein wahrer Familienvater fühlt sich als Vater aller seiner Hilfe bedürftigen Unmündigen; eine gute Mutter wird kein Kinderauge feucht sehen können, und ein braver Sohn, eine rechte Tochter hat überhaupt nur Brüder und Schwestern, Vater und Mutter. Zu solcher Familie gehören eben alle Menschen. Daß die ganze Menschheit solch eine bewußt zusammengehörige Familie bilde, das ist der Volkserzieher heiligstes Bestreben. Drum nennen wir uns Freunde untereinander.

Wir wünschen eine neue Schule. Keine mit niederen Decken, kahlen Wänden, geschlossenen Türen und Fenstern; keine mit Staub und Stock, mit Katechismus und Grammatik, mit Verfügung und „Protokoll", mit Muß und mit Soll; keine mit Schreien und Lärmen, mit Seufzen und Weinen, mit Sorgen und Plagen. Sondern solche, die Pflanzstätten sind des Guten, Wahren und Schönen, Tempel des Lichts und der fröhlichen Andacht, Gärten der Liebe und der sicheren Hoffnung, Heime für alles Vernünftige und Fortschreitende. Wo Kinderlachen und -jubel aus allen Winkeln schallt. Wo Freude vom Antlitz der Lehrenden und Lernenden strahlt, Zufriedenheit aus jedem Wort des Aufsichtsbeamten tönt. Unsere Schule hat keine ständigen Räume. Religionsunterricht wird ebenso unbedenklich im Freien erteilt wie Heimatkunde, Geschichts-, Rechen-, Natur-, Gesang-, Zeichen- und Turnunterricht.

Die Volkserzieher suchen nicht nach Art der politischen und kirchlichen Parteien Einfluß aufs „öffentliche Leben" zu gewinnen. Sie bilden eben keinen „Verein" und wollen dergleichen auch nicht werden, weil sie durch solche in das enge steife Kleid altwerdender „Programme" gezwängt würden und den Kampf aller gegen alle mitkämpfen müßten. Ihr Wollen richtet sich auf die Zukunft, und da wir dieser täglich näher kommen, so müssen auch die Grenzen unseres Strebens beweglich und lebendig sein. Wenn es einen festen Gesichtspunkt nach dieser Richtung hin gibt, so ist es der: alles zum eigenen wie zu der anderen Wohl! Von den Ichleuten trennt uns unsere Weltliebe, von den Vielliebchen unsere Selbstachtung. Wir schöpfen aus dem reinen Born des „Demokraten" Ernst Moritz Arndt, lassen uns belehren durch die lautere Weisheit des „Aristokraten" Friedrich Nietzsche und suchen beide zu vereinigen mit dem zum inneren Gleichgewicht gelangten Edeling Wolfgang Goethe und dem nicht minder abgeklärten Volksmann Friedrich Schiller. Damit ist gesagt, daß die Reihe der großen Heilbringer der Menschheit nicht mit denen des alten und des neuen Bundes abgeschlossen ist: die Germanen haben eine viel größere Zahl uns näherstehender Volksführer als die Juden und Christen in Jesaias, Jeremias, Johannes, Petrus und Paulus. Und unsere laute Forderung für Schule, Haus und öffentliches Leben ist diese: arbeitet sie durch und folgt ihnen nach! Es ist Zeit, daß an Stelle des jüdischen und römischen Einflusses der lebensfreudige kräftige germanisch-deutsche trete.

Leben, Bewegung wollen wir Volkserzieher, nicht Stillstand, Ruhe oder Tod. Drum legen wir an alles furchtlos den Maßstab der Selbstprüfung; aber wir suchen überall nach dem versöhnenden, vermittelnden und vereinigenden Gedanken. Wir unterstützen jedes ehrliche, ernste und große Wollen und sind gewiß, daß die Wege der Mäßigen und Enthaltsamen, der Friedensfreunde und der erwachten Frauen zu demselben Ziele führen werden: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Es ist die heiligste Pflicht der Volkserzieher, immer und immer wieder auf dieses gemeinschaftliche Ziel hinzuweisen und alle Wege ebnen zu helfen, die dahin führen.

Wenn Sie das alles Ihren Amtsbrüdern in der Versammlung sagen, und ihnen an den Beiträgen des „Volkserziehers" zeigen, wie dies im besonderen zu erreichen ist, so glaube ich, wird man Ihnen dankbar sein.

Ihr treuverbundener

Wilhelm Schwaner.

✱

## II.

Liebe Freunde!

Ob ich Euren Notschrei verstanden habe? Wer Narben an sich trägt, der fühlt den Dolch schon, wenn er ihn nur sieht, oder wenn ihm davon erzählt wird. Und ich fühle die Stiche der Staatskirche von heute noch genau in demselben Maße wie damals, als ich meine uplandischen Bauern für ein Einiges Christentum zu gewinnen suchte und dafür von den übereifrigen Dienern einer sogenannten Kirche Christi auf den Scheiterhaufen eines Pastorenblattes geschleppt und vor den Lesern desselben als ein Ungläubiger gebrandmarkt wurde. Ich fühle sie, wenn mir ein rheinländischer Lehrer schreibt, daß ein Regierungsrat ihm das Lesen „dieses verkappt anarchistischen Blattes" bei Strafe der Amtsentsetzung verboten habe. Anarchistisch sei ein Blatt, das sich fortwährend mit den weltumstürzenden Plänen eines Naumann, Egidy oder Nietzsche beschäftige und sich entfernt habe von dem „alleinseligmachenden Glauben" der wahren Kirche Christi. Der gute Priester! Warum ist denn Jesus Christus ans Kreuz geschlagen worden? Weil er Gerechtigkeit forderte und die Gleichheit aller Menschen predigte! Weil er ein Neuformer war, der sich nicht um Und und Aber, um Ist und Bedeutet den Kopf zerbrach, sondern an Stelle des Wortes die Tat, an Stelle des Bekenntnisses die Religion setzen wollte. Wer das bestreitet, der kennt entweder das Neue Testament nicht, oder er will es nicht verstehen. Und ich befürchte, eines von beiden trifft auf viele Geistlichen zu, insbesondere aber auf diejenigen Pharisäer, welche sich selbst vermessen, daß sie fromm wären und darum die andern verachten.

Diese angeblichen Brüder in Christo führen nun, wenn man sie auf gewisse Stellen der Bibel aufmerksam macht, genau denselben Grund für ihre neuzeitliche Weltlichkeit an, den auch wir für uns in Anspruch nehmen: das Gesetz der Entwicklung! Weil es die „Entwicklung", die Verhältnisse mit sich brachten, darum sind sie Diener des Staates geworden; darum wohnen sie in schönen Häusern und Palästen; darum scharwenzeln sie in Fürstenzimmern; darum predigen sie den Kreuzzug von heute, den „heiligen" Krieg; darum machen sie in weltlicher und kirchlicher Parteipolitik; darum segnen sie Fahnen, Kanonen und Säbel und verfluchen das reine, freie Schwert des Geistes; darum predigen sie von der Kanzel gegen dieselbe Lehre von Freiheit und Bruderliebe, die einst ihr großer Meister verkündigte; darum wünschen sie „Blättern wie dem „Volkserzieher", dessen Bedeutung sie keineswegs unterschätzen, recht bald ein seliges Ende!" Aus demselben Grunde wahrscheinlich auch mir, dem sie es nie

vergessen, daß er den jungen Lehrern „einen Nagel in den Kopf gesetzt hat."

Gewiß ist alles in Entwicklung, und ich bin der letzte, der dies für die Kirche und ihre Herren nicht gelten lassen wollte. Aber ich bestreite, daß es Entwicklung ist, wenn sich ein Staat oder eine Einrichtung in die Zeiten der heidnischen Römer oder in die der bezopften Chinesen rückentwickelt. Und ich behaupte, es ist pfäffisch, wenn ein herrschsüchtiger Priester seine Unfehlbarkeit in Sachen des Glaubens behauptet; es ist Rückschritt, wenn die protestantischen Kleinpäpste die Göttlichkeit derjenigen Bibelstellen festlegen, die unverändert in ihren Kram passen; es ist Chinesentum, wenn sie erklären, mit Laien lasse sich über den innersten Gehalt der Lehre Christi nicht streiten — als ob der Nazarener Kardinäle, Bischöfe, Generalsuperintendenten und Hofprediger um sich gesammelt hätte: Fischer waren es, Handwerker, ihr ehrwürdigen Herren! Rückgang ist es, wenn sie uns nur in Domen und Steinkirchen „Gottes Wort" verkündigen wollen und jeden verdammen, der sein eigenes Haus und Herz zum Tempel macht oder die freie Gottesnatur als seinen Dom ansieht. Rückschritt, bedauerlicher Rückschritt ist es, wenn Bauern im Talar Hohepriester des Geistes nach demselben Maße messen, welches sie an geistig minderwertige Menschen legen.

Entwicklung führt niemals zurück, sondern immer vorwärts, aufwärts zum vollkommenen, freien und unabhängigen Menschen. Ihre Lehre bestreitet nicht, daß wir Glieder eines großen Ganzen sind, daß wir als solche manche Einzelwünsche denen der Gesamtheit unterzuordnen haben; aber niemals wird sie zugeben, daß es „Menschenklassen" gäbe, welche einer anderen in knechtischer Untergebenheit geistig Frondienste zu leisten haben. Wohl kennt sie minder-, durchschnittlich- und höhergebildete Menschen; aber jene sind nicht die Last- und Zugtiere, die willenlosen Sklaven einer bestimmten Gruppe oder Klasse oder gar eines Einzigen, der es verstand, ihnen den Fuß auf den Nacken zu setzen. Im Reiche der Entwicklung herrscht nicht der Fuß, das Gewehr und das „ewige" Wort, sondern der Kopf, der freie Geist, die edelste und reinste Kunst. Da gibt es keine verbriefte Ebenbürtigkeit, keinen Erbadel, keinen Großgrundbesitz, keinen Willen eines übererbten Einzelnen, sondern lediglich und allein den Adel, welcher die Fähigkeit verleiht, in die tiefsten Tiefen der Weltweisheit zu dringen. Entwicklung ist die Brücke zum Vollmenschen Goethes und Nietzsches. Diese Wahrheit haben die Priester aus Eigennutz unterschlagen, und sie wird auch ferner dem Volke vorenthalten werden, wenn die „Diener" der Kirche als die „berufenen" Volkserzieher Herren im Lande bleiben.

So deutete ich mir Euren Notschrei und Eure Sehnsucht, und so verstehe ichs, wenn mir ein Seminarist aus Westfalen, ein Theologe aus Schlesien, ein Jurist aus Baden, ein Lehrer aus Posen in fast wörtlicher Uebereinstimmung schreiben: „Halten Sie fest; es gibt noch starke Menschen in deutschen Landen, welche ihre Kniee weder vor Baal, noch vor Mammon, weder vor Rom noch vor Jerusalem beugen!" Zusehends haben sich diese Zuschriften gemehrt, ein Zeichen, daß man empfindet, wohin der „Volkserzieher" will, und daß Deutschlands wirklich berufene Volkserzieher anfangen, eine geistige Macht zu werden. Keine politische, keine kirchliche Macht, auch keine der Schule; denn wir streben nicht nach äußeren Dingen und Ehren: wir wollen weder Partei sein, noch Titel oder Orden haben.

Aber Luft wollen wir, Licht und geistige Nahrung. Luft; denn die Kirchen, die Schulen, die Städte, überhaupt die heutigen Verhältnisse, sind uns zu enge, die Welthandelspolitik zu weit und zu nebelhaft. Licht; denn wir sehen Millionen im Düsteren tappen, und die da glauben, sie sähen bis in den Urgrund aller Dinge, erscheinen uns nur als blinde Blindenführer. Licht; denn vieles, was man uns bis heute als helle Wahrheit kündete, ist vor der Leuchte der Wissenschaft als ein Irrlicht erschienen, ist nichts als ein verführerndes und trügerisches Sumpfgas. Geistige Nahrung; denn heute hungern mehr Menschen am Nichtwissen zu Tode als am Brotmangel.

An Euch, Ihr meine jungen Freunde in Schule und Haus, wende ich mich: lasset das Heiligtum nicht am Wege vergehen oder von Unberufenen beschmutzen! Ihr seid noch frisch und frei und stark; keine Einzelgruppe oder politische Partei spannte Euch bisher vor ihren ausgelaufenen Wagen; aber in der Schule habt Ihr empfunden, welches die erbittertsten Feinde eines freien und einigen Volkes sind: Kirche und Klasse! Trennt sie und führt den Krieg gegen zwei Linien! Lernet von den guten alten Liberalen, wie man mit der „Bruderschaft" vom Hause Petri und Pauli umgeht und wie man die Klasse überwindet. Ueberhaupt: lernet, lernet; durcharbeitet Bücher, lest Zeitungen jeder Richtung, und erforschet das Leben in seinen Beziehungen und nach seinem Zweck! Ich weiß wohl, daß sich so etwas leichter sagt als tut; aber rechnet doch auch darauf, daß Euch in den Mitarbeitern an unserem Werke treue Berater und freundwillige Helfer zur Seite stehen!

Erforscht, nein, lernet auswendig, prediget und lebet, was die großen Geistespropheten des letzten Jahrhunderts geschrieben! Was ein Goethe in seinem „Faust", ein Schiller im „Wallenstein", ein Lessing im „Nathan", ein Nietzsche im „Zarathustra", ein Egidy in den „Ernsten Gedanken", ein Rosegger im „Waldschulmeister", „Gottsucher" und „I. N. R. I." aufbaute, hat für uns Deutsche jedenfalls unendlich mehr Wert, als was ein Esra für seine Juden in den Schriften des Alten Testaments niederlegte, oder was die Priester des Mittelalters in das Neue hineinschmuggelten. Statt Euer Geld wie die Schoßkinder derer von der guten alten Sorte in Bier und Zigarren anzulegen, kauft Euch von dem monatlich Ersparten ein wertvolles größeres Werk: Ihr werdet da im engen Heim der verlassensten Dorfschule höhere Genüsse finden als das „gebildete" Großstadtäfflein in „Clou" und „Piccadilly".

Euer vom wüsten Lärm des Großmachtkampfes unberührtes Kämmerlein werde die „Bauhütte", in welcher ihr dem Großen Baumeister Aller Welten täglich Opfer des Geistes darbringt; jede Dorfschule werde eine Hochschule freien Wissens und ernsten Wollens; jeder Lehrer sei ein Priester am Altar des Vaterlandes, ein Wegbahner unter denen, welche nach Licht suchen!

Treu verbunden Euer

Wilhelm Schwaner.

*

III.

Verehrter Herr!

Es gibt Leute, die dem Lehrer keinen größeren Schimpf anzutun glauben, als wenn sie spöttisch von ihm als dem „Schulmeister" oder dem „Küster" reden. Die Volkserzieher ärgern sich nicht über den Schulmeister

— sie sind stolz darauf, Meister im heiligsten Tempel des Volkes zu sein. Er kränkt uns ebenso wenig, wie Herrn von Podbielski der „Postmeister" ärgerte oder Hermann Settegast der „Stuhlmeister". Aber den „Küster", allerdings, den verbitten wir uns ganz entschieden; denn der ist Handlanger und Untergebener der Kirche und ihrer Pastoren.

Sie halten jedoch noch einen viel ärgeren Trumpf gegen uns in der Hand, den sie ausspielen, wenn sie sich sehr wichtig und alle anderen ihnen als „furchtbar dumm" vorkommen. Dann nennen sie uns Halbgebildete. Besonders gewisse Akademiker. „Herren", die recht viel Bier, Schmisse und Bummel während der „Studienjahre" genossen haben, nehmen das Wort gar leicht in den vollen Mund und doch so geleerten Kopf. Aber wenn ich den Sinn das Wortes genauer betrachte, dann, meine Freunde, dann senke ich den Blick bescheiden zu Boden! Sind wir etwa nicht Halbgebildete, wenn wir vom Seminar kommen, und sind wirs nicht noch, wenn wir die zweite Prüfung selbst mit Eins oder Zwei bestanden? Niemand weiß das besser als wir selber, die wir schon seit Jahrzehnten eine Verbesserung der Lehrerbildung verlangen und das Recht, als eingeschriebene Studenten zu den Vorlesungen der Philosophie zugelassen zu werden. Doch davon später! Vorweg aber dieses:

Wer sind denn die, welche den Vorwurf der Halbbildung höhnend gegen uns erheben? Eingebildete „Philologen", unfehlbare „Juristen" und überspannte „Theologen"! Aber besehen wir uns doch einmal alle diese Leute bei Licht! Wenn sie fleißig waren, haben sie mit dem 18. Jahre das Gymnasium, mit dem 22. die Universität hinter sich. Um diese Zeit verläßt auch der zukünftige Volksschullehrer das Seminar. Und er hat als Vorschüler, Präparand und Seminarist vielleicht strammer arbeiten müssen als der Gymnasiast und Student. Und kommt dann nach drei oder fünf Jahren die Fachprüfung, das „Staatsexamen", auf das der Lehrer mindestens ebenso gewissenhaft sich vorzubereiten hat wie der Pastor auf die zweite, so beweist die gar nicht seltene „Berechtigung für Mittelschulen", daß man hier innerhalb seiner Grenzen ebenso durchgebildet ist wie der Jurist im Bürgerlichen Recht, der Philosoph in seinem Sonderfach und der Pastor in Katechismus und Kirchengeschichte. Wer noch daran zweifelt, der achte nur einmal darauf, wieviele Akademiker im Gegensatz zu den Seminarikern bei der Rektorprüfung durchfallen! Gewiß, wir wissen manches nicht, was man auf Gymnasien und Universitäten lehrt — aber wissen denn die Herren Akademiker alles, was man auf Präparande und Seminar arbeitet?

Ich habe wissenschaftliche Schulaufseher kennen gelernt, die bei einer Schulprüfung nicht mit der Wimper zuckten, wenn ein Kind statt der Ranunkelblüte die Rosenblüte beschrieb; die es auch nicht aus der Fassung brachte, wenn ein kleiner Adam Riese 0,3 mal 0,2 gleich 0,6 sein ließ. Sie wußten es eben selber nicht besser. Aber nach den Töchtern Sauls, den vier großen und den zwölf kleinen Propheten fragten sie bei ihren Prüfungen, und wehe, wenn eines der unglückseligen Würmer den Jeremias vor Jesaia, oder den Sacharja nach Maleachi nannte! Einer Gotteslästerung kam das gleich! Hier war der Pastor zu Hause, und er brachte das dadurch zum Ausdruck, daß er in Religion eine ganze Stunde, in Deutsch und Rechnen je eine halbe, in Geschichte, Geographie und Naturkunde je eine viertel Stunde unterrichten ließ. So folgen nämlich für den „ganzgebildeten" Theologen die einzelnen Wissensgebiete, auf denen der „halbgebildete" Lehrer ausnahmslos zu Hause sein muß. Wenn man diese Herren Pastoren einmal in den „elementaren" Fächern prüfen wollte, was würde wohl da herauskommen?!

Rund heraus gesagt: sie wissen von der „Pädagogik", in der sie unsere Vorgesetzten sind, gerade so viel, vielleicht noch weniger, wie wir von ihrer „Theologie", in der wir ihnen als der eigentliche Pflanzer im Kindergarten des Volkes doch auch nichts zu sagen haben. Noch deutlicher: wenn die Volksschullehrer Halbgebildete sind, so sind die Theologen noch geringer-Gebildete; denn die heutige Zeit verlangt keine Theologie mehr, obgleich oder weil keine Zeit religiöser gestimmt war als diese. Aber wir verlangen neben der Religion — die jeder Mensch als unantastbares Sondergut auch ohne Kirche und Priester hat — Naturwissenschaft, Geschichte, Volkswirtschaftslehre, Staatskunde, Geographie, Technik: was weiß denn der Pastor von allen diesen Dingen? Und doch ist er Aufseher in einer Volksanstalt, aus welcher der allseitig gleich gründlich vorzubildende, zukünftige Staatsbürger hervorgehen soll!

Die Sachlage würde übrigens nicht besser, wenn der Jurist, den man ja ebenfalls auf allen Gebieten als geeigneten Aufsichtsbeamten glaubt gebrauchen zu können, wenn der Philosoph oder der Mediziner Schulaufseher werden sollte. Sie mögen alle ohne Ausnahme ganz- oder durchgebildete Leute auf ihrem Gebiete sein, gerade wie es die Volksschullehrer in der Pädagogik sind; aber was darüber hinausgeht, ist bei ihnen allen Stückwerk — Halbbildung! Nennt also der „Akademiker" den „Seminariker" einen Halbgebildeten, so kann ihm dieser solches Wort mit vollem Recht zurückgeben. Wir sind alle nur einseitig, alle nicht ganz-, nicht durchgebildet! Wenn in dieser Beziehung hier und da noch Zweifel herrschte, so erklärte sich der lediglich und allein aus dem Umstande, daß man die Theologen, die Juristen und Philologen sehr mit Unrecht höher besoldete als die Volksschullehrer und weil der Volksschullehrer Kinder der ärmeren, „ungebildeten" Klassen, der wissenschaftliche Lehrer fast ausschließlich Schüler der wohlhabenden Kreise unterrichtete.

An der Halbbildung kranken wir alle: Fürst und Minister, Handwerker und Bauer, Kirchherr und Schulmeister, Jurist und Mediziner, Fabrikbesitzer und Arbeiter. Wir halten zwar Versammlung auf Versammlung, hören „wohldurchdachte" Reden und „lebendige" Auseinandersetzungen; wir gründen Vereine auf Vereine, mit und ohne „Mittelpunkt"; wir halten Zeitungen und Zeitschriften, mit und ohne Bilder — aber wird durch alles das unser geistiger Hunger, unser religiöses Sehnen gestillt? Oder werden wir, was das Wichtigste und allein Ausschlaggebende ist, dadurch vollkommener, besser, friedfertiger? Ich fürchte: nein! Was unserer vereins- und zeitungswütigen, abgehetzten Zeit nottut, das ist die Sammlung, die Ruhe! Nicht die Ruhe des Kirchhofes, aber diejenige des ernsten Suchens und Vollendens im eigenen Ich.

Bisher haben wir immer nur oder doch vorzugsweise darüber nachgedacht, wie wir die anderen erziehen: jetzt wollen wir endlich uns selber erziehen! Vor allem auf den Gebieten, wo man uns in allen Schulen und Kirchen am knappsten gehalten hat: in Kunst und Religion. Allerdings bedürfen wir dazu des beratenden und

helfenden Freundes. Der „Volkserzieher“ selber will so einer sein — ich bin in der glücklichen Lage, noch einige gleichstrebende nennen zu können. Da ist der bei Callwey in München erscheinende und von Avenarius trefflich herausgegebene „Kunst- und Kulturwart“, eine Rundschau über Dichtung, Theater, Musik und bildende Künste, wie wir sie weder in Wort, noch in Bild in der ganzen deutschen Zeitschriftenliteratur wiederfinden. Da haben wir, was der Lehrer in der Land- und Kleinstadteinsamkeit selten oder nie zu sehen bekommt: wunderbar gelungene Wiedergaben von den besten Meisterbildern unserer Zeit: von Max Klinger, Arnold Böcklin, Franz Stuck, Welti, Leibl u. a.; die Alten mit ihren kräftigen Strichen und Farben stehen wieder vor uns auf — kurz, hier kann sich auch der nicht-Berliner oder nicht-Münchener öfter einmal ordentlich satt trinken am segenspendenden Born des Schönen und Beglückenden. Und das Herrlichste, was die gesamte Kunstliteratur der letzten Jahre für die künstlerische Erziehung unserer Erzieher in Schule und Haus hervorgebracht hat, das danken wir ebenfalls dem angesehenen und nimmer rastenden Verlage des Kunstwart: „Meisterbilder fürs deutsche Haus.“ Auf großen steifen Kunstdruckblättern mit farbigem Umschlag und begleitender Erklärung bietet man uns um den Spottpreis von 30—40 Pfg. das Einzelbild. Dürers „Holzschuher“ und seinen „Imhof“, Ruisdaels „Judenkirchhof“ und seinen „Sumpf“, Holbeins „Auerbach“ und seinen „Erasmus“, Tizians „Ueberredung zur Liebe“ und seine „Lavinia“, Raffaels „Madonna“, Lionardo da Vincis „Mona Lisa“, Riberas „hl. Agnes“, Piombos „Geigenspieler“, die besten Rembrandts, Rethels u. a. Welch ein Schatz für Schule und Haus! Und gar: welch wichtige Mittel zur Erziehung, wenn er in Glas und Rahmen unsern nüchternen Schulzimmern die entsetzliche Langeweile und Oede der weißgrauen Wände nimmt! Den Meistern und Freunden der Schule winkt hier eine hohe Aufgabe, ein herrliches Ziel!

Und ich nenne außer dem „Kunstwart“ noch den „Türmer“, die tapferste und abgerundetste aller Monatsschriften; nenne Peter Roseggers alpenduftigen, herzerfrischenden „Heimgarten“, der uns jahrein, jahraus auch geistig auf Bergeshöhen führt; nenne die beiden gut katholischen Zeitschriften „Bergstadt“ und „Hochland“, die auch der Protestant und der Freireligiöse mit Hochgenuß durchsehen wird als Geistesfrucht von deutscher Art.

Den Vorwurf der Halbbildung wollen wir ferner nicht mehr gegen uns erheben lassen: hat man uns in Präparande und Seminar ums beste Wissen betrogen, so werden wir jetzt durch fleißiges Arbeiten und ernstes Denken die schmerzliche Lücke ausfüllen. Erst noch mehr Wissenschaft! Dann viel reine Kunst! Und endlich unbegrenzt wahre Religion! Und hier empfehle ich noch kurz und wiederholt einige unbestochene, warmblütige und nie versagende Führer: Goethes „Faust“, Wagners „Ring“ und Nietzsches „Zarathustra“.

Ihr Schulmeisterfreund

Wilhelm Schwaner.

*

## IV.

Mein Freund!

Wundere Dich nicht darüber, daß Euer Gutsherr noch wörtlich an die Weltschöpfung nach dem ersten Buch Mosis und an die Heiligkeit der drei Artikel glaubt. Ich kann Dir aus meiner Dorfschulmeisterzeit noch ganz andere Dinge erzählen. Höre! Im Kirchdorf des rauhen Uplandes saßen ein katholischer Arzt, ein Apotheker, dessen „Provisor“, zwei Lehrer, ein Oberförster, ein Pastor und ein jüdischer Kaufmann. Das waren die geistigen Größen des 800 bis 900 Einwohner zählenden Bergnestes. Mit Ausnahme des überfrommen „protestantischen“ Geistlichen hatten sich diese Leute, verstärkt durch einige Lehrer der Nachbarschaft, zu einem „Klub“ zusammengefunden. Zunächst sollte es nur eine abgeschlossene, unterhaltsame Bier- und Rauchgesellschaft sein. Politische und religiöse Gespräche waren wegen der gemischten Zusammensetzung des Vereins „streng“ ausgeschlossen. Aber dieser schöne Zustand dauerte nicht lange; er spitzte sich zu, als der Gesetzentwurf Zedlitz zur Knebelung der Schule alle Gemüter sehr erregte, für welche Vorlage sich ein neu eingetretener Pastor des benachbarten hessischen Kirchspiels — ein Kirchmann, der einem inzwischen verstorbenen Amtsgenossen den Verkehr mit uns „Egidyanern“ verbot! — sehr ins Zeug legte. Auch uns suchte er mit dem Hinweis auf die wirtschaftliche Seite des Entwurfes zu gewinnen, was ihm aber so gründlich vorbeigelang, daß er mit offener Nichtachtung aus dem Klub ausschied.

Ein Alb war von uns genommen; denn wenn es dem geistlichen Herrn auch nicht peinlich war, einen Skat mit „seinem“ Lehrer zu „dreschen“, so war es uns doch immer unheimlich, weil er allemal vor oder nach der Biersitzung bei unserm kleinen Schwarzen Besuch machte. Wir hatten das Gefühl, daß da manches berichtet werde, was von uns arglos und unbeanstandet dahingesprochen war. Nach des Pastors Ausschied wurde der bierselige Apotheker mit einem Male spitzfindig politisch und herausfordernd bekenntnisfroh. Er ermunterte zu Aeußerungen über den Landesfürsten und -bischof, verbrach Hochrufe auf staatliche Würdenträger und wurde sehr „akademisch“ grob, wenn wir „simpel“ widersprachen.

Eines Abends nun erzählte uns der Doktor, daß er sich neulich mit unserm Pastor über das Glaubensbekenntnis auseinandergesetzt habe. Er habe dem „Kleinen“ schließlich zwei Fragen vorgelegt: ob drei mal eins drei oder eins sei? Und ob er selber wirklich glaube, daß wir drei Gotte in einem haben? Dararuf habe dieser gesagt, daß er einfach glauben müsse, was die von Gott eingegebene Bibel sage. Er glaube buchstäblich alles, was da stehe. Darauf habe ihn der Doktor zweifelnd angesehen und gesagt: „Dann sind Sie glücklicher oder — „mathematischer“ und gescheiter als ich; denn ich habe diese falsche Rechnung schon als Kind nicht verstanden, und heute begreife ich sie erst recht nicht.“ Und der Herr Pastor könne sich darauf verlassen, seine bäuerliche Herde sei zwar äußerlich kirchenfromm und gläubig; aber trotz ihres Glaubens an den Dreieinigen und an die heilige Eingebung der Bibel sei sie gottloser, menschenfeindlicher und nichtsnutziger als die alten Germanen, die man heute als Heiden vor den Schulkindern herabsetze. Und Schuld an dieser Lüge seien allein die herrschsüchtigen und kurzsichtigen Geistlichen, die auch heute Christi Wort vom Dienen noch nicht begriffen hätten und sich einbildeten, der Bauer sei und bleibe so dumm, wie die Kirche es wünsche. Ob man denn gar nicht daran denke, daß der Lehrer von heute und die Zeitung, wie es ja ihre Pflicht sei, unser Volk langsam, aber sicher aufklären? Wütend sei der Pastor davongelaufen,

und seitdem gingen sich Leibarzt und Seelsorger nichts mehr an.

Verkniffen hatte die „gemütliche" Pille bis zur dreimal dritten Flasche Dortmunder zugehört; als aber der Doktor nach seinem Schlußsatz uns lachend ansah, da platzte des Apothekers geliehene und täglich kirchlich aufgewärmte Weisheit also los: „Und wenn die übergescheuten Schulmeister allesamt auf Darwin schwören, so bleibt es doch bei Moses und Athanasius. Und bekämen diese Halbgebildeten auch Hilfstruppen aus den Reihen der Aerzte und Zeitungsschreiber, so wird die Kirche doch über Schule und Zeitung den Sieg davontragen!"

„Abwarten, Apothekerchen!" lächelte der Arzt, „aber trinken Sie noch die vierten Drei, damit Ihre zwölf Heiligen sich nicht in die Haare geraten, wenn drei geschnitten werden. Glauben Sie, frommer Giftmischer, wenn es einen Himmel gibt, so sehen wir, die wir uns hier bunt zusammengefunden haben: ich, der „katholische" Doktor, Sie, der Wittenberger Bierlutheraner, Schild, der eingottgläubige Jude, und Wilm Schwaner, der egidybegeisterte Schulmeister, uns dort alle gemütlich wieder beisammen. Denn Sie wissen doch: jedes Stoffteilchen nimmt eine bestimmte Richtung an und behält sie dank der ihm innewohnenden Kraft. Und wie uns diese Stoffeigenschaft schon hier verbrüderte, so wird sie uns nach unserem Tode bei der Auflösung im Weltenkörper derartig vereinigen, daß Gott selber kaum mehr wissen wird, wer hier heute abend das luthersche Milchglas, wer das katholische Messer oder wer die jüdische Elle war!"

Nun trank sich zwar im Dutzend seiner biblischen Zwölf die gläubige Pille wieder rein von unserer ketzerischen Spottlust; aber fortan blieb sie unseren wieder ernster werdenden Unterhaltungen fern und spielte lieber ungestört am Vormittag einen „rechtschaffenen" Räuberskat mit dem alten gutmütigen Forstaufseher, unserm Klubwirt.

Ich aber bin schließlich auch fortgeblieben und habe mich mehr und mehr auf die eifrige Durcharbeit religiös-philosophischer Schriften gelegt. Von Darwin wußte ich damals, dank unserer Seminarbildung, nicht mehr, als daß nach ihm „der Mensch vom Affen abstamme". Und wie mir damals, so ging es noch 1918, weil es die kirchliche Oberbehörde so wollte, den meisten der eben vom Seminar abgehenden jungen Lehrer. Der Vorwurf des Apothekers konnte mich also nicht treffen, einmal, weil ich wenig oder nichts von Darwins Schöpfungslehre wußte, zum anderen, weil es mir damals ganz gleichgültig war, ob ein Gott den Menschen am Nachmittag des sechsten Tages geschaffen, oder ob sich aus dem Niedern immer ein Höheres und schließlich auf der letzten Stufe „der weise Mensch" entwickelt habe. Allerdings dämmerte mir schon damals etwas von der höheren Wahrscheinlichkeit und dem höheren Wert der Entwicklungslehre; aber Bestimmtes weiß ich auch heute noch nicht darüber.

Ein offenes Auge für die Vorgänge in der Natur und insbesondere im Menschenleben sagten mir, daß der Werdegang der Welt auslesender Natur sei, daß sich aus einer Menge Wesen niederer Gattung zunächst wenige Vertreter einer höheren Art entwickeln, aus denen dann im Laufe der Jahrmillionen wieder eine neue Gattung wird. Andere Daseinsbedingungen infolge irdischer Veränderungen schufen neue Bedürfnisse, neue Werkzeuge und neue Arten. Und mir scheint gewiß, daß mit dem Menschen die Kette noch nicht abgeschlossen ist, wie die größten Geister unserer fortgeschrittenen Zeit: ein Goethe und ein Nietzsche ahnten. Hier ist die Jahrmillionenleiter: Eizelle, Zweizeller, Zellenfamilie; Gasträa, Wurm, Amphioxus; Neunauge, Fisch, Molch, Reptil, Schnabeltier, Beutelratte; Halbaffe, Gibbon, Menschenaffe; der Mensch! Erlebt hat diesen Gang bewußt kein Einzelwesen; aber die Gesteine untergegangener Schöpfungszeiten erzählen davon. Noch deutlicher freilich die Entwicklung des werdenden Menschen in der Mutter. Und wo ein Glied in der unendlichen Kette noch fehlt, da hilft uns die Vernunft mit schlagenden Gründen manche Rätsel lösen, die gar häufig ihre Bestätigung in neuen Entdeckungen und bei Ausgrabungen finden. Und diese unsere Vernunft, die bei den Predigern des Todes verfinstert ist, bei den Trägern des Lichtes aber immer dringender anklopft, sie läßt uns ahnen, daß mit einer neuen Entwicklungsstufe unseres Sonnenkreises und im besonderen unserer Erde auch ein neues höheres Wesen aus dem Menschen sich entwickeln wird.

Dein Freund Großbauer wird das nicht begreifen. Schadet aber nichts. Dann vielleicht sein Sohn oder Enkel.

Gruß! Dein

Wilhelm Schwaner.

*

## V.

Freund!

Wie weit die heutigen Schulen — nicht bloß die „niederen!" — von dem Vollbild einer Pflanzstätte und Pflegeanstalt weiter und großer Gedanken entfernt sind, das würde eine Umfrage leicht und sicher nachweisen. 90 von 100 Briefen aus den Kreisen ehemaliger Volksschüler ergeben in Satzbau und Schreibweise ein Bild, gegen welches das erste gezeichnete Hampelmännchen unserer Abcschützen ein Kunstwerk ist. Die sogenannte lustige Ecke mancher Zeitungen kann davon erzählen. Auch die meisten geistlichen Schulaufseher wissen das, da der einfache Wunsch nach einem Geburtsschein für die Trauung in ehernen Zügen den Unsinn wie die Nichtberechtigung der geistlichen Schulaufsicht und das Vorherrschen der religiösen Unterrichtsstoffe offenbart.

Als mir einst mit hämischer Gebärde mein Ortsschulaufseher die Ueberschrift eines solchen Briefes zeigte, wo es lautete: „Liber her Pasthor!" da habe ich ihn zweierlei gefragt: erstens, ob diese Volksschreibweise nicht ebenso vernünftig sei als die amtliche „Rechtschreibung", zweitens, ob er nicht glaube, daß das und noch vieles andere besser werde, wenn statt der vielen Religionsstunden mehr deutscher und Wirklichkeitsunterricht erteilt werde.

Können Sie sich denken, was dieser Beamte eines kleindeutschen Ministeriums des Geistes antwortete? „Das fehlte gerade noch! Genügt es nicht, wenn unsere Bauernkinder außer biblischer Geschichte und Katechismus das Einmaleins binnen haben, ihren Namen schreiben und die Bibel lesen können?"

Und dieser junge Mann war bald darauf Konsistorialrat, als solcher Glied der „obersten" Schulbehörde. Ich bin überzeugt, er selber, der besser rechnen und wirtschaften kann als „sein Herr und Meister" Jesus Christus — d. h. wenn sichs um seine Börse handelt — hat weder einen blassen Schimmer von der Bedeutung der Elektrizität, noch eine Ahnung von dem Bau der ein-

fachsten neuzeitigen Maschine. Wie sollten da die Kinder seines Bezirkes etwas wissen dürfen von der Herstellung des Papieres, vom deutschen Handel und Verkehrswesen, von unsern großen Dichtern, Denkern und Künstlern!

In jenem Ländchen gabs damals weder Turnen noch Raumlehre auf dem Stundenplan der Dorfschulen; von Volkswirtschaft, Gesundheitslehre und Rechtskunde ganz zu schweigen. Die Herren Schulaufseher waren wie in den meisten anderen deutschen Staaten selber Unwissende, und die ehrwürdige Oberschulbehörde — decken wirs mit dem Mantel der Liebe und Nachsicht! Solche Bilder haben manchmal ihre eigenen Reize . . .

In diese Klage stimmen alle ehrlichen Volksfreunde mit mir ein: unsere Jungen und Alten in Stadt und Land kennen genau die Geschichte des jüdischen Volkes und die der Entstehung des Christentums; sie können ihre 200 Bibelsprüche, 20 Kirchenlieder und 10 Psalmen der Juden herunterplappern, daß es nur so fließt; aber von den Vorgängen in der Natur, von den Errungenschaften und Fortschritten unserer Zeit und unseres Volkes wissen sie so gut wie nichts!

Wer die zopfige Beaufsichtigung unserer Schulen kannte, der wußte, daß ein Fortschritt ohne behördlichen Antrieb nicht so ganz leicht und ungefährlich war. Es gibt selbst heute noch Menschen und besonders Beamte, die in allem Neuen etwas Teuflisches und Staatsgefährliches sehen. Da muß man sich zu helfen wissen. Als Belohnung für gutes Verhalten und treuen Fleiß der Klassen lassen sich ohne Genehmigung von oben Frage- und Unterhaltungsstunden oder -viertelstunden einfügen, wenn man freiwillige Stunden zur weiteren Belehrung der Jugend einrichten will.

Ich hatte zuletzt eine Schule von 85 Kindern in zwei Klassen, unterrichtete dreimal wöchentlich in der Mittel- und Unterklasse eines großen Nachbardorfes und hatte im Winter außerdem wöchentlich vier Stunden Fortbildungsunterricht zu erteilen. Da für letzteren kein streng vorgeschriebener Lehrplan vorhanden war, so nahm ich eine von diesen Stunden zum freien Unterricht und stellte der Oberklasse anheim, daran teilzunehmen. Zuerst kamen einige Jungen, nach und nach alle und schließlich auch die Mädchen, als sich herumgesprochen hatte, wie lustig und belehrend es hier hergehe.

Es wird auch manchem Nichtlehrer lieb sein zu erfahren, wie wir das anfingen. Weil unsere Gemeinde zu arm war, etwas für Lehrmittel auszuwerfen, so mußten wir uns selber welche beschaffen. Da war noch die Sitte des Leichensingens, wofür die Trauerfamilie 50 Pfg. bis 1 Mk. an die Schule zu zahlen hatte. Bis dahin war das Geld unter die Singekinder verteilt worden. Von jetzt ab legten wir es in die Lehr- und Bücherkasse. Von dem Sammelgelde zum Johannis- und zum Weihnachtsfeste wurden allemal fünf bis sechs Mark dazugetan, so daß wir uns alljährlich für rund zehn Mark Lehrmittel für den naturkundlichen und Anschauungsunterricht anschaffen konnten, auf die wir mit demselben Stolz sahen wie der arme Student, der aus Privatstunden mühsam sein erstes „Kollegiengeld" erwirbt. Und nun begann ein lustig Leben. Wir „magnetisierten" und „elektrisierten", wir pflanzten und züchteten, wir lasen und wanderten, wir sangen und musizierten, wir bauten und gruben — kurz, es gab kaum etwas in unserem näheren und weiteren Gesichtsfelde, womit wir uns nicht beschäftigten. Und diese freien Stunden hatten die Kinder am liebsten, weil wir da ganz und gar uns selber gehörten. Da war ich nicht Beamter, sondern der Vater und Freund, den sie fragten und aushorchten, um sich zu belehren und zu bereichern. Man versteht, wenn es da nicht selten vorkam, daß der Herr Lehrer antworten mußte: „Kinder, das weiß ich selber jetzt nicht; aber ich hoffe es euch beim nächsten Male sagen zu können." Und es purzelten oft sehr heikle Fragen heraus: „Herr Lehrer, woraus wird Wichse gemacht? Wie wird Bier? Warum ist Brotrinde süßer als Krume? Bringt der Storch die Kinder? Darf ein Kaiser das Totschießen von Menschen gebieten? Ist die Bibel wirklich Gottes Wort? Wie wird ein Kriegsschiff gebaut? Was ist ein Elektromotor? Was Kurzschluß? Was tut ein Sozialdemokrat? Was ist ein Präsident? Eine Republik? Wer ist Freimaurer?" usw. Alles wurde beantwortet. Erscheint es da nicht natürlich, daß schließlich auch die Alten baten, ich möge doch am Sonntag solchen Unterricht auch für die Großen geben? Ich habs gewagt und bin mitsamt der Gemeinde gut dabei gefahren! Wer tut gleich also?

Treu verbunden:

Wilhelm Schwaner.

*

V.

Lieber Freund!

Was wir in unserer Eigenschaft als Beamte, die dem Landesfürsten den Eid der Treue geschworen, jedem anderen Beamten und nicht zum wenigsten dem Nichtbeamten voraus hatten? Aeußerlich nichts, aber auch rein gar nichts! Im Gegenteil: jeder Gefreite, mindestens aber jeder Unteroffizier stand in amtlicher Eigenschaft seinem Vorgesetzten anders gegenüber als der Lehrer seinem verordneten und geborenen Schulaufseher oder gar der Seminarist seinen geistlichen Lehrern. Mit einer gewissen Wehmut erinnere ich mich gerade hier eines Vorfalles aus meiner Militärdienstzeit. Wir hatten in unserer Kompagnie bei den Dreiundachtzigern einige Unteroffiziere, die sich zu den Felddienstübungen von uns Schulmeistern die Karten zeichnen ließen. Einer aber war unter den Betreßten, der auch uns gut geschulten Geographen über war. Und ihm war eines Tages der Auftrag geworden, eine größere Karte des Hebberges bei Arolsen aufzunehmen. Unseres Erachtens hatte er sich seiner Aufgabe in einer geradezu mustergültigen Aufnahme entledigt. Der Herr Hauptmann aber, ein holsteinischer Graf, der an dem Tage der Ablieferung gerade seine böse Laune hatte, war anderer Meinung und brüllte den über unser Urteil schon so glücklichen Unteroffizier mit den Worten an: „Solche Sch . . . karte kann mir jeder dumme Junge anfertigen!" Darauf unser Usbeck, mit einer Hand an der Mütze und der anderen am Seitengewehr: „Wenn der Herr Hauptmann ernstlich der Meinung sind, daß diese mit großem Fleiß angefertigte Karte von einem dummen Jungen überreicht wurde, so würde es mir richtig erscheinen, daß vom 1. Oktober ab die 9. Kompagnie solchen unreifen Menschen nicht weiter dienen ließe. Seine Majestät können dumme Jungen in der Armee nicht gebrauchen!" — „Das haben Sie gut gegeben, Herr Sergeant", lachte der Graf, „und zum 1. Oktober wird der kluge und mutige Usbeck mein Vizefeldwebel!"

Ich frage, was würde wohl dem Königlich preußischen Seminaristen, der nach ostelbischen Begriffen pädagogisch etwa im Range eines Unteroffiziers steht, begegnen, wenn er in ähnlicher Weise seinem Vorgesetzten, der ihn unter Umständen noch ganz anders mißhandelt, antworten wollte? Und Veranlassung, noch viel derber auf Grobheiten zu antworten, böte sich einem ernsten Jugendbildner und Volkserzieher oft. Da schrieb mir ein Zögling der 1. Klasse eines Lehrerseminars, daß sein Direktor — ein Theologe! — alle Postsendungen durch seine Hand gehen lasse, und alles vorher genau durchsehe, ehe er es an den richtigen Empfänger weitergebe. Neulich habe er eine von Frauenhand an einen Seminaristen gerichtete Karte vor versammelter Klasse vorgelesen und dazu seine täppischen Witze gemacht. Wir fragen: Mit welchem Recht las der Pastor a. D. Karten angehender Lehrer? War das Seminar eine Strafanstalt? Und wie kam die Post dazu, eine an den Seminaristen Müller gerichtete Karte an den Direktor Gottlieb Schulze abzuliefern? Wenn das nicht Verletzung des Briefgeheimnisses war, dann gibt es überhaupt keine.

Dieser Berücksichtigung der allereigensten Verhältnisse unserer Seminaristen entsprach ihre Behandlung im allgemeinen. Ein großer Spaß war es für die Sextanerchen des Gymnasiums, wenn der Herr Seminardirektor Gesellschaft gab und die Seminaristen als die Burschen Sr. Ehrwürden die Einladungen dazu austragen mußten. Und wenn die neunjährigen mensa-Knirpse gar wüßten, wie die Lauffungen des Pastors a. D. in der Klasse sitzen müssen! Hinten angelehnt! Rechte Hand auf die linke!

Gegen ehemalige Gymnasiasten und Realschüler in ihren Klassen hatten die meisten Seminarlehrer eine ganz besondere Abneigung, die sich fast bis zum Haß steigerte, wenn der unglückliche „Aspirant" Großstädter und gar Berliner oder Potsdamer war. Denen wurde dann öfter alle Niederträchtigkeit vorgehalten, von der so ein sündenreiner, gesinnungstreuer und kirchenfester Oberbonze jeden Nichtbauern gefüllt glaubt. Ein ehemaliger Realschüler aus Berlin, den das Unglück in ein Lehrerseminar geführt hatte, stellte seinem theologisch gebildeten Herrn Oberlehrer bescheiden eine Frage zur Engellehre. Darauf dieser: „Sie frecher Berliner, Sie! Sie machen mir noch lange keinen Eindruck! Sie dummer Junge, Sie! Das können Sie nicht alleine verstehen?"

Dutzende solcher Beispiele aus der Zeit vor 1919 könnte man anführen. Die hier genannten, echt und allerjüngster Zeit, reden deutlich genug! Sie zeigen uns, wie man staatlich die Flachsmänner, die Dierckse, die Riemänner und Weidenbäume geradezu züchtete. Nur eins wird dem nicht-Eingeweihten unverständlich bleiben: die Wut der Herren Seminarlehrer auf die Gymnasiasten und Realschüler. Gewöhnlich stammen letztere aus ärmeren Familien, denen die Mittel fehlten, den befähigten Sohn höher hinaufklimmen zu lassen. So fielen sie in die Hand von Erziehern, die aus irgendwelchem Grunde den Pfarrdienst aufgeben mußten, die aber dem Staate als Lehrerbildner immer noch gut genug erschienen. Unglücklicherweise sind nun die Gymnasiasten sowohl im allgemeinen als auch in manchem bescheidenen Wissen ihren zukünftigen Lehrern überlegen — was sie in Pädagogik und im Unterricht der Jugend lernen sollen, könnten sie sich ebenso gut an der Hand eines tüchtigen Volksschullehrers aneignen: denn in den pädagogischen Stunden wird meist vorgelesen und abgehört, in der Uebungsschule aber geschustert!

Natürlich gab es auch mustergültige Seminardirektoren und -lehrer. Aber die waren Oasen in diesen Verbildungsanstalten und Geistgefängnissen. Man konnte sie fast an den Fingern herunterzählen . . .

Doch wie komme ich dazu, solchen Brief im Hinblick auf den ehemaligen Landesfürsten zu schreiben? Unsers Kaisers größter Stolz war es, durch eine Neuform des ganzen Schulwesens ein Geschlecht heranzuziehen, das mit Selbstbewußtsein von sich sagen würde: „Wir sind Deutsche!" Wohlan, helfen wir, daß Deutschland durch seine Schulen endlich wieder — deutsch werde! Wo aber etwa heute noch die Seminaristen als dumme Jungen behandelt werden und als Laufburschen obendrein; wo die Berliner beschimpft werden, weil sie das Verbrechen begingen, in dem ehemaligen Wohnsitz des deutschen Kaisers zur Welt zu kommen, so sollen sie sich dergleichen Anrempelungen ebenso entschieden verbitten wie der Unteroffizier Usbeck: „Herr Direktor, Seine Majestät das deutsche Volk können keine dummen Jungen Jungen zu Lehrern gebrauchen, aber auch keine verunglückte Theologen zu Lehrerbildnern!" Und diesen Einspruch sollen sie schriftlich niederlegen, ihn dem Minister überreichen, wenn die nächste Regierungsstelle nicht darauf hört, oder der Zeitung, falls die oberste Behörde versagt. Aber alle, Mann für Mann, mit voller Namensunterschrift! Seine Majestät das deutsche Volk kann nur an mutigen jungen Männern Freude haben!

Dabei aber immer arbeiten, nicht bloß für den oftmals fragwürdigen Unterricht, sondern auch und erst recht für das anders gestaltete Leben; denn wir können nur die Wissenden und Tüchtigsten als Lehrer gebrauchen! Erziehen wir uns selber dazu, wenn andere es nicht tun!

Wilhelm Schwaner.

## VII.

Lieber Kollege!

Fast hätte ich geschrieben: lieber unschuldiger Schuldenmacher. Aber das könnte von jemandem, dem dieser Brief in die Hand fällt, falsch verstanden werden. Als ob ich Sie beleidigen wollte. Und doch liegt mir nichts ferner als ein häßlicher Gedanke, da mich aufrichtiges Mitleid und Schmerzen um meine eigene Schulmeisterjugend bewegt.

Sie bitten mich, Ihnen doch einen Haushaltungsplan zu einem Jahreseinkommen von 1000 Mark zu entwerfen, da Sie schon seit drei Jahren an dieser Aufgabe herumrechnen und trotzdem jedesmal beim Abschluß vor einem Nichts stehen, welches die unheimliche Eigenschaft hat, um so größer zu werden, je länger Sie nach einem glatten Ausgleich suchen.

Und dabei leisten Sie sich nicht irgend etwas Außergewöhnliches. Sie rauchen nicht, Sie kneipen nicht, Sie besuchen keine Festlichkeiten, Sie unternehmen keine Sommerreise; ja, Sie gönnen sich kaum die standesgemäße Kleidung und die allereinfachste Ausschmückung Ihrer nüchternen und kalten Dienstwohnung. Nicht mal die billigen „Meisterbilder" können Sie sich beschaffen.

Sie dürfen sich anstellen, wie Sie wollen: es langt halt nicht. Wenn Sie unter 2½ Mark für den Tag*) in

*) Anm. Diese „Tagegelder" haben sich, seit der 7. Brief geschrieben wurde, sehr nach „oben" verschoben; aber im „Verhältnis" hat sich nichts geändert, da ja die

Ihrer teuren Gegend sich nicht verköstigen können, so bleiben Ihnen nur 25 Pfg., wovon Sie sich Bücher, ein Instrument, Kleider, Wäsche, Feuer, Licht u. a. beschaffen müssen. Krank dürfen Sie nie werden, und die Unterstützung des ärmsten und würdigsten Bettlers wäre ein Diebstahl an Ihrer eigenen Kasse.

Es wird ein schlechter Trost für Sie sein, wenn ich Ihnen auf Ihre bestimmte Anfrage antworte, daß ich mich mit einer schlimmeren Rechenaufgabe zehn lange Jahre hindurch beschäftigt habe und allemal mit einer Schuldenlast mehr von mindestens 200 Mark abschloß, so daß mir der Staat, als ich freiwillig aus seinen Diensten schied, mindestens 2500 Mark hätte zahlen müssen, wenn er mir nur den ortsüblichen Taglohn gegeben hätte, und wenn er — ein anständiger „Kerl" wäre.

Sie werden mich jetzt als einen trauten Leidensgefährten vielleicht in den Ehrenrat Ihres kleinen Schuldenklubs wählen, wenn ich Ihnen mitteile, daß ich trotz behördlicher Anerkennung meiner Schulmeister-Tätigkeit drei Jahre lang auf 600 Mark saß, dann weitere drei Jahre einen Postbotenlohn von 800 Mark bezog und schließlich für die Erhaltung meiner Familie und zur Deckung der Schulden 1000 Mark jährlich hatte, wovon aber Arzt und Apotheker — unser Nestchen war jahrelang berüchtigt als Typhus- und Diphtheritisherd — durchschnittlich ein Fünftel vorweg bekam. Und als der Tod die Mutter meines Knaben trotz aller Aufbietungen von uns riß und wir Verwaisten dann beinahe sechs Jahre lang ein freudeloses Leben unter Fremden führen mußten — nicht wahr, Sie begreifen, daß ich alles mitfühle, was nicht bloß Sie, sondern Tausende unsrer Amtsgenossen litten und noch leiden?

Unsere Zeitungen weisen so oft auf den verheerenden Einfluß hin, den die katholische Kirche auf die Schulen Spaniens ausübt, wo viele Lehrer buchstäblich dem Verhungern nahe sind, weil man ihnen die Gehälter nicht auszahlt. Wieviele Lehrerfamilien aber in Deutschland im Einverständnis mit der bevormundenden Kirche Jahrzehnte durch leiblich und geistig Hunger gelitten haben, davon erzählen unsere gesinnungstüchtigen rechten und linken Zeitungen nichts, wenn ihr eigener Bezirk dabei in Frage kommt.

Es wird Ihnen auch nicht leichter ums Herze und schwerer im Geldbeutel werden, wenn ich Sie auf den Haushaltungsplan aller unserer Staaten und der meisten Gemeinden hinweise. Denn deren Schulden, werden Sie mit Recht sagen, sind leichtsinnige Schulden, sind nicht unbedingt notwendig, — schließlich steht ihnen durchweg ein entsprechendes Vermögen gegenüber.

Dem „Schuldenmajor" — woher das Wort wohl kommen mag? ob nicht auch andere Stände arg notleiden? — dem Schuldenmacher Staat gegenüber haben Sie noch ein Gefühl der geistigen und sittlichen Ueberlegenheit. Denn der kann einfach nicht rechnen. Und er hat kein Gewissen gegen das nachfolgende Geschlecht. Entweder gibt er zuviel aus: dann muß er sich mehr einschränken. (Man sollte die Gehälter der oberen Beamten einmal unter die „Lupe" nehmen!) Oder er hat größere Ausgaben, als der Voranschlag sagt: dann muß eine höhere Steuer auf die zahlungskräftigen Schultern gelegt werden.

Gerade weil der Staat selber ein Schuldenmacher ist und nicht wenige Fürsten und Gemeinden in dieser Beziehung seine gleichgerichteten „Kollegen" waren oder noch sind, so bangt mir auch nicht um Ihre und Ihrer Freunde amtliche Stellung. Wer selber im Glashause sitzt, kann nicht mit Steinen auf anderer Leute Dächer werfen.

Sie werden mir entgegenhalten, daß das eine vielleicht allzu zuversichtliche Anschauung von mir sei. Denn nicht immer duldet der Mächtige bei anderen, was er sich wohlwollend gestattet. So verbiete er zwar den Mord, den Totschlag; aber er selbst töte, wo es durch die Not geboten erscheine. Hier haben Sie recht; aber ich weiß bestimmt: er jagt keinen Beamten aus dem Dienste bloß um unverschuldete Schulden!

Aber auch das tröstet Sie nicht; denn Ihre Schulden empfinden Sie wirklich als Schulden, die Sie verzinsen und bei Heller und Pfennig abzahlen wollen. Jemanden, der Ihnen eine größere Summe gegen mäßigen Zins und auf Abzahlung leiht, mögen Sie nicht mehr suchen, nachdem Sie an verschiedenen Türen und Herzen vergeblich angeklopft haben.

Zwar wären Sie dann das Gefühl, vielen geldlich verpflichtet zu sein, los gewesen und hätten jetzt nur einen Schuldherrn, der vielleicht nicht mal drückte. Sie haben ihn nicht gefunden, und schließlich wäre die Schuld dadurch ja auch weder kleiner noch leichter geworden.

Ich gebe Ihnen aber doch einen Trost für die schlimmsten Fälle: wenn gelegentlich mal mehrere Gläubiger gleichzeitig hart drängen sollten, so sagen Sie sich, daß Ihnen als gewissenhaftem Lehrer der Staat, die Gemeinde, die Eltern Ihrer Kinder viel, viel mehr schulden wie Sie dem Kleidermacher und Buchhändler, soviel, daß die Ihre Forderungen nie werden ausgleichen können. Ihren Gläubigern aber raten Sie, Geduld zu haben, da doch mit Gewalt und Klage bei einem armen Schulmeister nichts zu erreichen sei. Die erste kleine Abzahlung beim Vierteljahrsende wird die Leute schon beruhigen.

Klagt aber doch einer vor Gericht gegen Sie, so werden Sie gut tun, sich vertrauensvoll und offen unter Darlegung Ihrer Verhältnisse mit beigelegtem Jahresabschluß an die höhere Behörde oder an einen bessergestellten Amtsgenossen Ihres Kreises oder an Ihren Lehrer-Verein um Hilfe zu wenden. Ein gutes Wort am rechten Ort wirkt in der Regel Wunder.

Jedenfalls rate ich Ihnen dringend: setzen Sie nicht in Zeitungen die Bitte um ein Darlehen! Das Geld für solche Anzeigen ist fortgeworfen! Es wird Ihre Schulden nur vergrößern. Fallen Sie auch nicht rein auf Anzeigen, in denen Darlehen an Beamte unter „kulanten" Bedingungen angeboten werden. In der Regel haben Sie ein paar Mark für „Spesen" zu Nachfragen über Ihre Verhältnisse vorher einzusenden. Aber das Darlehen bleibt aus . . .

Oder — und das ist noch das Schlimmste! — Sie bekommen wirklich das Geld. Dann aber müssen Sie sich zu einem so hohen Zins und zu solchen Abzahlungen verpflichten, von denen Sie bei klarem kühlem Verstande im voraus wissen, daß Sie sie niemals leisten können. Die Freude, wenigstens einmal im Leben recht aus dem Vollen Schulden decken zu können, läßt Sie die Gefahr der dauernden und schweren Verschuldung zuerst gar nicht ahnen. Schon bei der ersten Abzahlung haperts, und nach einem Jahre haben Sie einige kleinere Posten geliehen, um den größeren zu verzinsen. Oder Sie baten um

---

Tagegelder der andern und gerade diejenigen der unteren Klassen noch toller emporgeschnellt sind. Die Lehrer sind noch ärmer geworden . . .

Stundung der Zinsen und um Verlängerung des Schuldscheines und mußten dafür einen höheren Schuldschein ausstellen. Während sich Gelder auf Zins in der Regel nach 20 Jahren verdoppeln, hat sich Ihre Schuld innerhalb 5 Jahren verdoppelt!

Oder Sie kommen an einen Halsabschneider, der Ihnen 200 Mark in bar leiht, wo Sie 500 nötig haben. Er gibt Ihnen zu den zwei Blauen für 300 Mark Kleider und Weißzeug, Betten und dergleichen, die in Wirklichkeit einen Wert von kaum 100 Mark haben. Ihr Schuldschein aber lautet auf 500 Mark, die Sie mit 6 v. H. verzinsen und durch neue Warenentnahme vergrößern müssen, wenn Sie mal festsitzen. Hat der Kerl Ihnen genug aufgeschwindelt, dann droht er mit Klage vor Gericht und Anzeige bei der Behörde . . .

Schicken Sie auch kein Bittgesuch an irgendeinen vermögenden Geldmann oder Fabrikbesitzer. Selbst wenn er in noch so „wohltätigem Ruf" stünde. Solche Leute werden geradezu überschüttet mit allerlei Anliegen, die sie als — Bettelbriefe entweder durch eine feststehende Redensart ablehnend beantworten oder in den Papierkorb wandern lassen. Sie sind dann erbittert auf die hartherzigen Großen und Reichen, während Ihnen ein kühles Nachdenken schon vorher hätte sagen müssen, daß reiche Leute sehr bald selber bettelarm wären, wenn sie alle Gesuche berücksichtigen wollten, abgesehen davon, daß sie häufig von Unwürdigen betrogen werden.

Seien Sie auch vorsichtig bei Darlehnsgesuchen an Ihren Freund. In der Regel verlieren Sie ihn beim ersten 50 oder 100 Mark-Schein. Hat er Geld, offene Augen und warmes Herz, kann und will er also in Ihrer Not Ihnen beistehen, so wird er Ihre Bitte nicht erst abwarten, um Ihnen die erste Scham zu ersparen. Haben Sie ihn aber als einen besitzenden Menschen vergeblich um Hilfe angesprochen, so zürnen Sie ihm auch noch nicht, sondern erbitten Sie seinen Rat, wie Sie sich einzurichten haben, um weiteren Beschämungen zu entgehen.

Ich kenne einen vermögenden Volksschullehrer, der seinem festgefahrenen Freunde das Einlösen der Schulden abnahm gegen das ehrenwörtliche Versprechen, fünf Jahre lang alle Einnahmen an ihn abzuführen. Der damals beinahe Ertrinkende ist heute durch die Entschiedenheit und sittliche Kraft seines Freundes ein kleiner „Besitzer". Und das beste: die Freundschaft hat darunter nicht gelitten, sondern sie gewann von Jahr zu Jahr! Allerdings: solche Freunde sind selten!

Man hat Ihnen eine reiche Heirat angeraten. Was ich davon halte, wissen Sie, ohne daß ichs Ihnen sage. Ich habe entsetzliche Ehen gesehen, die der Schulden und des Geldes wegen geschlossen wurden. Das war die nackteste Schändung auf beiden Seiten.

Nicht, als ob ich Ihnen riete, ja kein vermögendes Mädchen an Ihre Seite als Gefährtin fürs Leben zu rufen. Oder, als ob ich es tadelte, wenn die Frau mit ihrem „Eingebrachten" die unverschuldete Last des Mannes leichter machen hülfe oder ganz beseitigte. Eheleute sollen alles teilen: Freud und Leid, Vermögen und Schulden! Aber sie sollen nicht Eheleute werden des Geldes, sondern des Geistes und Herzens wegen. Sind sie da stark, so werden sie nach und nach alle Lasten mit leichter Mühe beseitigen.

Wenn Du — entschuldige, daß ich Dich schließlich Du nenne! Du bist mir als Leidensgefährte brüderlich nahe gekommen, und da fällt die Schranke — meinen Brief noch einmal und immer noch einmal durchliest, aufmerksam und mit Vertrauen, so hast Du das Mittel gegen allzu drückende Schulden gefunden.

Das Bewußtsein, nicht leichtsinnig gewirtschaftet zu haben und gern nach Vermögen und Können zahlen zu wollen, wird Dir von Woche zu Woche ein ruhigeres Gemüt geben, Dich mit der Zeit instand setzen, mehr zu leisten und zu decken, wird Dich freudiger in der Schule arbeiten lassen und Dir vielleicht gar noch einmal den Ruf verschaffen, als habest Du neben seelischen Gütern auch noch viele irdische, so daß Du einst andern Freunden in Not beistehen kannst, wie — ich es jetzt Dir tue.

Herzlich gern: Dein

Wilhelm Schwaner.

*

Nachschrift: Beinahe hätt ichs vergessen. Du schreibst da noch von zwei Kollegen, die durch Schulden in große Bedrängnis gekommen sind. Der eine, ein rechter Bruder „Luftikus", reite schon seit Jahresfrist auf Wechseln, von denen immer einer den andern ablöse und vergrößere. Aber seine Lage sei durchaus selbstverschuldet und der Mensch gar nicht bemitleidenswert. Er habe sich einen kostbaren Flügel angeschafft, ein teures Fahrrad; er lebe, obgleich Dorflehrer, fast ausschließlich in der nahen Stadt, wo er wegen seines „angenehmen Aeußeren" und des schneidigen Auftretens ein gern gesehener Gesellschafter, besonders in der Damenwelt, sei. Alle Eure Vorstellungen und selbst Drohungen seien vergeblich gewesen. Mein Lieber, den überlaßt ruhig seinem Schicksale. Er hat seinen Beruf verfehlt und wird sicher ganz wo anders enden als im schweren Dienst der Schule. Vielleicht tut Ihr sogar gut, ihm zur Niederlegung seines Amtes zu raten. Es ist Eure Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß der heilige Stand der Volkserzieher von unsicheren wie von unsauberen Burschen rein gehalten wird. Nur die Besten dürfen Eure Amtsbrüder sein.

Damit ist nicht gesagt, daß Ihr dem anderen Leidensgefährten zureden sollt, der seiner durch Krankheit verschlimmerten wirtschaftlichen Notlage wegen den Dienst verlassen will, um in der Großstadt eine aussichtsvollere Gelegenheit zu suchen, seine Schulden los zu werden. Dem redet ab und haltet ihn. Nicht bloß, weil es in Berlin für einen Lehrer fast unmöglich ist, eine seinem Können und Ehrgefühl entsprechende Stellung zu finden, nicht bloß, weil sich hier seine Lage eher verschlimmern würde, nein, sondern weil er ein tüchtiger und wackerer Kerl ist, der später noch mal jüngeren Lehrern in der Not ein trefflicher Führer sein wird. Und deren bedarf auch das Land! Grüße ihn ganz besonders von mir!

Wie oben.

*

## VIII.

Mein lieber alter Freund!

Du machst mich in einem ziemlich erregten Briefe darauf aufmerksam, daß der „Volkserzieher" fast durchweg von Lehrern gelesen werde und daß es also kurzsichtig, beinahe selbstmörderisch von mir sei, den „Liberalen" und „Demokraten" so oft den Spiegel politischer Schuld vorzuhalten. Denn daß die Volksschullehrer zu mindestens 75 v. H. auf der Linken stünden und die verbleibenden 25 eher der ultramontanen und überkonservativen politischen und kirchlichen Rechten, also

den Feinden einer freien deutschen Schule angehören, werde ich doch als ehemaliger Schulmeister nicht vergessen haben. Wenn ein paar Dutzend Westfalen, Rheinländer und Hessen links abgeschwenkt seien und ein eigenes „zuverlässiges" Freisinnsblatt gegründet haben, so sei das der regierungs- und pastorenfreundlichen Haltung des „Volkserziehers" zuzuschreiben, die selbst von vielen alten Lesern einfach nicht begriffen werde, bestenfalls entschuldigt werde als eine Verdrehtheit, als eine Ueberspannung des Gerechtigkeitsgefühles. Auch von einer so scharfen Betonung des rassischen und völkischen, des Deutschgedankens wolle man in dieser Zeit der Völkerverbrüderung nichts wissen. Das habe sich überlebt . . .

Lieber Mensch: ich danke Dir, daß wenigstens Du nichts gesagt hast von jener elenden Verdächtigung, meine politische Stellung werde bestimmt durch meinen Verkehr mit Professoren, Generalen und Geheimräten und durch die Hoffnung auf einen entsprechenden Orden oder Titel. Eigentlich habe ich mich ja zu wundern, daß diese berufsmäßigen Angeber noch nicht behauptet haben, ich sei von der Regierung durch eine Jahressumme bestochen worden. Aber diese letzte und gemeinste aller Beschimpfungen kommt vielleicht noch . . . *) Inzwischen stellte ich zu meiner großen Verwunderung fest, mit welchem Behagen das Blatt abgeschwenkter linker Lehrer jedermann erzählt, daß Anerkennung und Ehre einem der Ihrigen durch namhafte Professoren, Geheimräte u. a. hochmächtig gewordene Personen zuteil geworden sei. Ich bin weit entfernt von dem Gedanken, daß der Träger solcher Ehren — er hat sie durch Sachkenntnis, Fleiß und Mut der Ueberzeugung reichlich verdient — nur des Lobes wegen von oben her sein Werk geleistet habe . . .

Liebe Volkserzieher, mein warnender Freund hat Recht: unser Blatt könnte das Doppelte und Dreifache seiner Leserzahl haben und würde sie haben, wenn ich die Richtung scharf links nähme. Wir haben zwar unsere Auflage ständig erhöhen müssen; aber die Zunahme würde längst sicher fünf-, vielleicht zehnmal so groß sein, wenn ich Nummer für Nummer in bissigen Streiflichtern (die man mir anderwärts wie so vieles noch einfach abgeguckt hat) erklärt hätte:

die Regierung besteht aus lauter Schwachköpfen der äußersten Rechten und sie tanzt immer nur, wie der Kaiser flötet;

wir werden in Preußen dank dem „elendesten aller Wahlsysteme und im Reiche mit Hilfe einer „abgefeimten Wahlkreiseinteilung" von Junkern und Pfaffen derart ausgesogen und geknutet, daß darin nur das heimlich befreundete Rußland uns über ist;

alle „Pfaffen" mußten nach französischem Muster abgesetzt, alle „Agrarier" enteignet werden, und an ihre Stelle habe der völkerbefreiende Freisinn in Gemeinschaft mit der schwesterlichen Sozialdemokratie zu treten;

der Preis für Schweinefleisch müsse von Staats wegen auf 20 Pfennige fürs Pfund, Schwefelholz auf 1 Pfennig fürs Hundert festgesetzt werden;

Heer und Marine seien abzuschaffen, und mit Frankreich und England, den Befreiern Marokkos, Algeriens, Aegyptens, Persiens, Indiens und Südafrikas, sei um den ewigen Frieden zu verhandeln, unter Umständen über die Köpfe unserer berufsmäßigen Säbelrasseler hinweg —

wenn ich das und vieles andere dazu aus dem Programm der Sozis und dem gelben des internationalen börsen- und kapitalfreundlichen Freisinns Blatt für Blatt gepredigt hätte, dann allerdings, dann wäre unsere Schar gewachsen in viele tausend mal tausend. Denn die aufhetzende Verneinung hat noch immer die breiten Massen anders „begeistert" als der wirkliche Aufbau, noch dazu der Aufbau einer religiösen Weltanschauung, die man doch nicht essen, trinken oder rauchen, mit der man nichts verdienen kann . .

Einer von diesen blöden Hetzern der Linken hat mich freilich auf die Einträglichkeit meines „Geschäfts" hingewiesen — er übersah wohl nur als Neuling und Jüngling, daß fast aller Kapitalismus bei der bürgerlichen Linken, bei den freisinnigen „Börsianern" und Zeitungsbesitzern sich vereinigt und daß der Herausgeber des „Volkserziehers" ein armer Dorfschulmeister war und blieb; er weiß auch nicht — denn seine „ehrlichen" Preßberater sagen es ihm nicht —, daß beim „V.-E." mindestens ein Viertel des „Verdienstes" wieder verschenkt wird; er übersieht wohl nur im blinden Parteieifer, daß er selber als Lehrer versorgungsberechtigt ist mit Weib und Kind, während ich allein auf meine eigene Kraft gestellt bin, da ich trotz zehnjähriger Schularbeit kein Ruhegehalt beziehe — ich versichere: ich könnte allerdings schnell „reich" werden, wenn ich nach berühmten Mustern und laut Parteiprogramm feste schimpfte und nach vernünftiger Besitzer Art weniger — verschenkte. Mir fehlen für ein einträgliches „Zeitungsgeschäft" drei sehr wichtige Eigenschaften: die Bequemlichkeit und Faulheit des Geistes und der Gesinnung, die Biegsamkeit und Schmiegsamkeit vor den hetzerischen Schreihälsen und die Wurschtigkeit in religiösen und völkischen Fragen. Wenn ich das alles hätte, dann würde es mir „sehr gut" gehen in irdischen Verhältnissen.

Meine Freunde: ich habe nicht vergessen, daß ich drei Jahre lang im Königlichen Schullehrerseminar geknechteter „Mönch", danach ebenso lange Dorfschulmeister mit einem Jahresgehalt von 600 Mark und danach sieben Jahre lang als verheirateter Mann erst 800, später 1000 Mark Einkommen hatte; ich weiß also, was leibliche, seelische und geistige Not bedeutet und fühle sie heute noch, nicht, weil ich mit „Professoren, Geheimräten und Generalen" verkehre, sondern weil ich bei Vertretern aller Berufe und Stände, und am meisten bei denen „da unten zuhause bin". Aber gerade, weil ich leibliches, seelisches und geistiges Elend am eigenen Ich viele Jahre lang erlebt habe — auch als Schriftleiter noch! — gerade darum weiß ich, daß man Armen und Geknechteten nicht hilft, indem man sie planmäßig aufhetzt, sie gegen andere Berufs- und Bevölkerungsklassen aufwiegelt, sie blind macht gegen die Tatsache, daß es halt überall „menschelt", sogar bei Freisinnigen und Sozialdemokraten; weil ich weiß, daß man junge Lehrer nur zur amtlichen Auflehnung und zum wirtschaftlichen Nichts führt, wenn man ihnen vorredet, rechts sei die Hölle, links eitel Sonnenschein; weil ich in vielen Hunderten von Briefen dienstentlassener Lehrer gelesen habe, wie die Schändung des Geistes und die Not des Lebens erst begann, als sie „frei" waren und glaubten, links das „Dorado" ihrer heißen Wünsche zu finden: gerade darum will ich mich des Verbrechens amtlicher und nationaler Verhetzung nicht schuldig machen.

*) Sie ist tatsächlich nicht ausgeblieben! Und warum soll ich besser behandelt werden als jener Weise, dem man den Giftbecher vorsetzte, nachdem die „Freunde" Verrat geübt hatten?!

Mein Gewissen und eine reiche Erfahrung zwingen mich, immer und immer wieder zu sagen, daß auch auf der Rechten, daß auch in der Regierung, daß auch auf Fürstenstühlen anständige, gute Menschen leben und wirken, und daß auch auf der Linken trotz aller schönen Programme Schaum geschlagen und schwer gesündigt wird. Wenn vielleicht von mir das letztere schärfer betont wird, so geschieht es aus dem Grunde, weil Beruf und Presse den Lehrer schon gerade genug verbittern gegen seine Vorgesetzten und deren politische Schildhalter — brauche ich da noch zu hetzen? Erleichtere ich jemandem damit sein schweres Amt und sein vielleicht noch schwereres Leben? Oder täte ichs, wenn ich behauptete, allein die Schwarzen und die Blauen wären die berufsmäßigen Totengräber Deutschlands? Während ich in Amerika, Frankreich und England sehe, daß das Großkapital der Erzfeind aller Armen und Bedrückten (also doch auch der Lehrer!) ist, in Italien beobachte, daß Rom allezeit die todbringende große Geistesspinne der Welt war und immer bleibt. Es gibt nur zwei wirkliche Gefahren für Fürst und Volk, für Rasse und Menschheit, für Religion und Staatsordnung: das internationale herz- und seelenlose Großkapital des Westens in Verbindung mit der geistlichen Großmacht des päpstlichen Südens und die Feigheit und Laschheit gegen sich selber — wer da versagt aus Unkenntnis, ist mein Gegner, wer aus Eigennutz geflissentlich übersieht, mein Todfeind!

Zum Selbstdenken, zum Vergleichen will ich anregen, zur Gerechtigkeit erziehen, mein Freund — ohne das ist weder rechts noch links ein gedeihlicher Fortschritt möglich . . . Dein!

✠

## IX.

Wie das bei einem alten Schulmeister selbstverständlich ist, suche ich bei meinen Wanderungen öfter auch die Dorfschule auf, zumal ich ja selber nicht bloß Kinder unterrichtet habe, sondern auch den Alten ein Freund und Berater in guten wie in schlimmen Tagen gewesen bin. Nicht selten treffe ich sie schulverwaist, und, wie ich zu meinem tiefen Schmerze sagen muß, nicht einmal traurig darum. Nur einmal erklärten vier, fünf Männer, sie würden sich eine freiwillige Schulsteuer von jährlich mindestens 20 Mark auferlegt haben, wenn der junge Freund und Vater ihrer Kinder geblieben wäre. Es waren gewiß nicht die Schlechtesten ihres Ortes, die so sprachen. Aber wenn auch alle Einwohner dieses Dorfes ähnlich gesinnt gewesen wären, mit Rücksicht auf die Jugend freiwillig Opfer zu bringen, der Lehrer wäre doch gegangen. Denn sie verstanden sich einfach gegenseitig nicht: das Schulhaus und das Bauernhaus. Der Lehrer lebte nur seinen Kindern und seinen Büchern, und die Bauern fanden nichts, was sie menschlich mit dem jungen Volkserzieher verbunden hätte. So blieb denn jeder auf seinem Wege: er, im Groll, daß man ihn nicht verstehe, nicht verstehen wolle; sie, im festen Glauben, daß der Lehrer sie ausnahmslos als Dummköpfe ansehe.

Nicht sehr weit ab von diesem Dorfe liegt ein anderes, in welchem ein Halbbauer als Schulhalter sein Amt verwaltet. Früher lag er wöchentlich mehrere Male mit den Vollbauern zusammen im Wirtshause, kannegießerte über Parteipolitik und schimpfte auf die „Modernen", insbesondere auf die jungen Lehrer. Die Schule selbst war ihm so sehr Nebenberuf, daß er sie gelegentlich sogar mit der Pfeife im Munde abhielt. Aber beim Herrn Pfarrer war er angesehen, weil er für Hochwürden immer kitzlige Neuigkeiten aus den Lehrerhäusern der Nachbarschaft aufzutischen wußte. Er stand der Kriminalabteilung des Ministeriums für Geistliche im ganzen Münsterlande vor. Ein Kirchenspitzel, wie ihn das verruchteste Mittelalter nicht gerissener verlangt haben würde. Und in fast allen Dörfern nebenan Lehrer, die zu arm und abhängig oder zu „klug" und bauernschlau waren, als daß sie hätten für Geschlechter Tempel bauen können. Der junge Kollege in D. war der beste rundum, und gerade ihn hat man mit Peitschengeknall hinausgeärgert. Wie konnte so etwas nur möglich sein? Vielleicht liegt die Erklärung in unseren ganzen Zeitverhältnissen. Wir verstehen einander nicht mehr. Unsere Sprache und Herzen sind verwirrt: wir leben im selben Lande, doch in verschiedenen Ebenen und Zeiten. Ein anderer ist der „Akademiker", ein anderer der „Seminariker"; ein anderer ist der Beamte und Unteroffizier, ein anderer der Bürger, der Bauer und Arbeiter. Jeder hat seine eigene Sprache, seine eigene Sitte und eigene Ehre. Gerade wie in Oesterreich-Ungarn, wo Deutscher, Tscheche, Magyare, Kroate und Italiener wie Hund und Katz und Rabe einander gegenüberstehen.

Und über alledem eine Regierung, die sich nach dem alten Pfaffen- und Unterdrückersatze: „Teile und herrsche" von Rom und London aus beeinflussen ließ und noch läßt! Der ein geknebelter Schulhalter angenehmer ist als ein stolzer, freier und wissender Volkserzieher. Die den Rock höher achtet, als die Persönlichkeit des Einzelnen. Der der blinde Gehorsam höchste Staatspflicht, das offene Manneswort aber Empörung ist. Die den gewissenhaften und wahrheitliebenden Zeitungsschreiber als Schwarzseher und Ueberzähligen brandmarkt, den gewissenlosen Geschäftsmann aber zur „Exzellenz" erhebt. Die die ehrlichen Vaterlandsfreunde zur Verzweiflung treibt, den vaterlandlosen kalten Jesuiten aber mit „Ave, pater" (Sei gegrüßt, Vater!) und mit Hosianna empfängt. Die in Kirchen und Schulen menschenverbindendes Christentum predigen läßt, auf dem Kasernenplatze aber lehrt, daß der Soldat unter Umständen auf Befehl die eigenen Eltern und Geschwister totschießen müsse. Die heute die freie Wissenschaft und die reine Kunst in Sektreden feiert und morgen ihren besten Vertretern den Henkerstrick um den Hals legt. Kurzum, die von Deutschland nichts mehr hat als den Namen, die von Rom aus alles annimmt außer der Sprache. Eine beherrschte „Regierung" . . .

Diesem schmachvollen Zustande muß ein Ende gemacht werden, kann ein Ende gemacht werden, wenn alle zu uns Gehörigen innerlich und äußerlich auf Posten sind. Damit man mich recht versteht, kehre ich mit Beispielen zu meinem Gebirgsdörfchen zurück. Das Schulhaus von D. ist bezeichnenderweise ein altes Bauernhaus, an dem der bloße Bücher- und Ordnungsmensch nichts, der Künstler aber und Volksfreund gar vieles Schöne finden wird. Vor dem Hause ein etwas abschüssiger Platz, der vor etwa zwanzig Jahren mit Laubbäumen bepflanzt wurde; daneben ein Garten, den Hütte, Wege und Beete heimisch machen; und hinter dem Hause eine abfallende, mangelhaft eingezäunte Wiese, in die ein Fischteich gegraben ist. Im Schulzimmer einige Bilder,

ein Harmonium usw. Jetzt alles im Zustande herzloser Vernachlässigung. Nichts als das Türmchen auf dem Dache verrät, daß dies das Haus ist, wohin Eltern ihr Liebstes, die Kinder, schicken. Das ärmste Bauernhaus war mir angenehmer als solche Stätte der Oede und Unordnung. Ich verstand den Wunsch einiger Dorfeingesessenen, die mich allen Ernstes baten, zu ihnen als ihr Lehrer zu ziehen.

Ich würde den Schulgarten zum Schmuckstück der Gemeinde machen, würde den Platz frisch einebnen und weiter mit Bäumen besetzen, würde Treppe und Haustür erneuern. Die Wiese einzäunen, zum kleinen Park umwandeln, ein Bienenhaus bauen. Würde neue Schulbänke, Schränke u. a. m. anschaffen, den Acker dauernd verpachten und die Stallung zu einem Lese-, Bücher- und Gesangsaal umbauen — und alles das und noch viel mehr sollte nicht mehr als ein paar Tausend Mark kosten. Und wenn dann dies Gebirgsschulhaus ausgebaut wäre, dann würde ich mich mit den Leuten dort allwöchentlich, alltäglich in Verbindung setzen und dabei bleiben. Ich würde ihr Arzt, ihr Anwalt, ihr Lehrer, ihr Freund, ihr Vater und Bruder sein.

Sagt, meine Freunde, gründetet Ihr einen Gesangverein? Einen Lesezirkel und Unterhaltungsbund? Besuchtet Ihr die Leute in ihren Häusern bei Freud und Leid? Ginget Ihr zu ihnen auf den Acker, auf die Wiese, in den Wald? Rietet Ihr ihnen, einen Streit unter vier oder sechs Augen zu schlichten? Konntet Ihr Nächte mit ihnen wachen, Sterbenden die müden Lider schließen und doch bei alledem noch fröhlich Schule halten?

Haltets nicht für unbescheiden und prahlerisch, wenn ich Euch sage: ich tat alles das und noch einiges mehr und habe dafür jetzt noch nach Jahrzehnten soviel Liebe selbst bei meinen politischen und religiösen Gegnern geerntet, daß ich beinahe davon erdrückt worden bin. Wir fühlten, daß wir trotz der räumlichen, zeitlichen und geistigen Entfernung zueinander gehörten wie eine große seelische Menschenfamilie. Seht Ihr, und das ists, was ich von meinen Volkserziehern draußen auf dem Lande erwarte — in den Städten mags ja schwieriger sein, obgleichs auch da an manchen Stellen einzugreifen gilt — erwarte, daß sie Menschen unter Menschen sind, Menschen im Geiste dessen, dem die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten waren, der alle, alle, auch die Unmündigen, die Kranken und Schwachen zu sich rief und ihnen half.

Auch wo ein Pastor am Orte ist, und wäre es einer von der „schwarzen" Richtung, selbst da kann, muß der Lehrer Vater seiner Gemeinde werden. Denn er hat die Jugend in der Hand und damit die Eltern und die Zukunft. Und die müssen wir in der Hand behalten, wenn es endlich besser werden soll in Deutschland. Ich bin unbescheiden genug zu sagen: Tut nach meinem Beispiel! Ich schwöre Euch: Ihr werdet die Herzen und damit die Welt besitzen!

Man hat mir geschrieben, man verlangte von uns mehr sichtbare Arbeit. Also: eine Bundesmusterschule, einen neuen Unterrichtsminister, einen achttägigen „Volkserzieher", große Volksversammlungen u. a. m. Freunde, das Reich Gottes kommt nicht mit dergleichen äußerlichen „Geberden", nicht mit „hohen" Personen und tönenden Reden; man wird auch nicht sagen können: „Hier oder da ist es!" Das Reich Gottes ist überall, wo freie und gute Menschen wohnen und unbegrenzt Liebe ausstrahlen. Das Reich Gottes liegt in der Stille. Und es ist unbezwingbar dort, wo ein Lehrer der Jugend auch ein Bruder und Freund der Erwachsenen ist. Da tun wir außerordentlich wertvolle, sichtbare Arbeit, wo wir Starke und Schwache, Alte und Junge, Reiche und Arme, Gute und Irrende aufsuchen und beeinflussen zum Besten, was sich denken läßt. Wo wir vor allem unausgesetzt an uns selber arbeiten, allen Hochmut und Griesgram, allen falschen Stolz und alle hündische Demut ablegen und ein Leben leben, wie es sich für einen rechten Menschen, einen wahren und guten Deutschen geziemt. Nie war ich fester überzeugt als jetzt, daß das Große nicht im Durcheinander der „großen Welt" geboren wird, sondern in der mütterlichen Stille und Ruhe. Aber man muß die dort gebräuchliche Sprache verstehen — die Sprache des Herzens und der Seele . . .

*

## Pastorenbriefe.

### I.

Herr Pastor!

Sie sind entsetzt über die Stellung, welche der „Volkserzieher" und seine Leute zur Kirche, insbesondere aber zu ihren Dienern, den Geistlichen, einnehmen. Wir versichern Ihnen aber, daß unsere bittern Worte der schweren und aufrichtigen Entrüstung wie der tiefen Trauer über die Verstaatlichung des Christentums und dem nagenden Schmerz über den rasenden Niedergang echten Germanentums Ausdruck geben. Selbst wenn wir Sie und die Einrichtung, der Sie dienen, ehrlich haßten, so würden Sie daraus nur nehmen können, daß Sie uns keineswegs gleichgültig sind: man haßt niemanden, der einem Luft ist. Ihre bittersten, nein, Ihre Todfeinde, sind die Gleichgültigen, die Heuchler, die Augenverdreher, die Mucker und Jasager auf jeden Fall. Daß Sie das bis heute nicht begriffen haben, ist Schuld daran, wenn Ihnen weite Kreise des arbeitenden und werteschaffenden Volkes vollständig entfremdet und der Kirche für immer verloren sind.

Zur Zeit, als noch der göttliche Nazarener auf Erden weilte, da predigten er und seine Jünger in Palästina das Evangelium aller Welt. Insbesondere aber traten sie für eine wirtschaftliche Gleichstellung der unteren und der oberen Klassen ein: „Willst du vollkommen sein, so gib all dein Gut den Armen, und folge mir nach!" Bis vor kurzem wagte darüber kaum noch ein Pastor von der Kanzel zu reden, und wenn er es tat, so geschah es in sehr gewundener und doppelsinniger Form; denn er selbst hatte ja meistens, jedenfalls im Vergleich zur Mehrzahl seiner Gemeindeangehörigen, „viele Güter".

Ich glaube nicht, daß es ein Segen wäre, wenn Sie wieder wie einst auf milde Gaben und den Bettel angewiesen würden; denn solches Brot ist Jammerbrot und verleiht weder Kraft noch Lust zu höheren Taten; aber wenn Sie rechte Christen sind, so sollten wenigstens Sie danach streben, daß kein Mensch weniger besitze, als was Sie für sich zur Leibesnahrung und Notdurft gehörig ansehen.

Unter keinen Umständen dürften Sie sich zu Dienern und Eideshelfern der Reichen und Mächtigen herabwürdigen. Das haben Sie leider oft genug getan. Oder gab es seinerzeit in England zehn Kirchen, in denen Pastoren auch für die irdische Glückseligkeit der Buren öffentlich gebetet hätten? Wieviel Geistliche bei uns im

ganzen Deutschen Reiche haben es gewagt, gegen die burenfeindliche Stellung unserer Regierung, gegen die Begünstigung der besitzenden und herrschenden Klassen, für die Befreiung der Schule, für die Freiheit der Kunst und der Wissenschaft öffentlich aufzutreten?

Das Christentum, welches uns die Kirche in Schule und Tempel predigen ließ, war weiter nichts als ein verdorbenes, falsch aufgefaßtes Judentum, unterstützt oder noch mehr entstellt durch das Griechen- und Römertum unserer „klassisch" gebildeten Juristen und Philosophen. Ja, wenn Sie alle noch ehrliche Germanen wären, Leute, die dreinhauen und dreinschlagen wollen, ohne sich mit den Redensarten eines erborgten und übertünchten Christentums zu entstellen! Davor könnte man doch noch Achtung haben! Aber dieses Hangen auf beiden Seiten, dieses Bücken und Ducken vor Mammon und Krone, dieses Herrische, Gewaltherrliche und Unduldsame gegen die „unteren" Stände und Klassen, dieser innere Widerspruch zwischen Lehre und Tat, den das Volk bezeichnend zusammengefaßt hat in: „Tut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken!" diese offenbare Lebens- und Amtslüge — das ists, was Ihnen seit je die Besten aller Zeiten entfremdete und weiter entfremden wird, wenn Sie sich nicht auf Christum besinnen.

Sie meinen, es gäbe zwei Wege, auf denen wir gemeinsam wirken können: den gegen den Ultramontanismus der römisch-katholischen Kirche und den andern gegen die Sozialdemokratie. Verzeihen Sie, wenn wir diese Ihre Bundesgenossenschaft nach den Erfahrungen, die wir bei dem „Entwurf Heinze" gemacht haben, ausschlagen. Wir kämpfen aus einem andern Grunde gegen Rom wie Sie. Wir sehen im Ultramontanismus den erbittertsten Kulturfeind — Sie hassen ihn als einen, der Ihnen den Platz streitig machen könnte! Hätten Sie sonst bei der Beratung des „Entwurfs Zedlitz" mit dem Zentrum Hand in Hand gehen können, dieser Partei, die den richterlichen Beschützer und Helfer eines mädchenschänderischen Priesters in ihren vordersten Reihen duldete? Hätten Sie einen Kultusminister unterstützen können, der Schritt um Schritt vor den römischen Horden zurückwich, und unter dessen Leitung die Klassiker aus den Büchereien Königl. preußischer Präparandenschulen entfernt wurden? Durften Sie einer Regierung dienen, die mit dem Papst amtlich und freundschaftlich verkehrt, dieser „Heiligkeit", die Ihre Glaubensgenossen alljährlich als Ketzer verflucht?

Entweder: Sie sind Christen und Protestanten, und dann haben Sie keine Gemeinschaft mit Rom; oder: Sie sind Ultramontane, und dann haben wir keine mit Ihnen. Oder aber: Sie bauen eine neue Kirche, eine echt germanisch-christliche Volkskirche, gründen eine Religionsgemeinschaft, in der jeder ehrliche Natur- und Menschenfreund nach seiner eigensten Ueberzeugung selig wird, in der alle, aber auch alle Raum haben und sich glücklich fühlen — dann brauchen wir keinen Bund zu schließen gegen die ††† Sozialdemokraten. Denn die werden Ihre Helfer!

Sie ereifern sich über die Lehrertage und behaupten, dort herrsche derselbe Ton und Geist, der aus meinem „Opferbüchlein" spricht. Sie haben Recht: es ist derselbe Geist! Aber unser Kampfruf gilt nicht dem Menschen, nicht dem Einzelnen unter Ihnen; er gilt Ihrem Berufe, der staatlichen Kirche in beiderlei Gestalt und Gewand. Es ist der Schmerzensschrei für all die Unbill, die unserm jungen, aber strebsamen und vom Pestalozzigeist durchdrungenen Stande seit vielen Jahrzehnten von Ihrer Seite widerfährt.

Wie kamen Sie dazu, mit besonderen Rechten ausgestattet, in unsere Angelegenheiten zu reden und zu greifen? Wie kam gerade ein junger unerfahrener Theologe dazu, Vorgesetzter eines im Dienste seines Volkes grau gewordenen Lehrers zu werden? Richtiger wäre doch wohl das Umgekehrte, selbst wenn der Junggesell im Talar mehr Gehalt bekommen sollte als der mehrfache Familienvater im schlichten Schullehrerröckchen.

Oder wäre am Ende der Prediger vom Sonntage doch mehr wert als der musikverständige Kantor und Organist? Das glauben sicherlich Sie selber nicht, wenn Sie sehen, wie begeistert alle die „Gläubigen" in der Kirche selbst die unverständlichsten Verse mitsingen, während sie nicht selten bei der Predigt gähnen und einschlafen . . .

Sie werden aber Ihre „Gott-gewollte" Stellung als Berater der Erwachsenen, als Freunde und Helfer der Schwachen und Kranken befestigen und neuformen, wenn Sie mit der Zeit gehen und Hand in Hand mit Ihrem Vorarbeiter und bestem Freunde: dem Lehrer!

Solange Sie sich dagegen sperren, solange wird ein großer Teil des gebildeten und weniger gebildeten Volkes mit Recht in Ihnen die gefährlichsten Feinde der freien Entwicklung sehen und Sie als solche bekämpfen.

Zum Schluß noch einen guten Rat, d. h. wenn Sie wollen! Sie selbst gaben zu, daß ein hoch- und feingebildeter Mensch eine andere Sprache rede als der polnische Landarbeiter. Sie werden auch nicht bestreiten wollen, daß für besonders kunstverständige und feinnervige Menschen die Sprache der Musik und der Farbe einen unendlich höheren Wert hat als Ihre noch so fein ausgearbeiteten Predigten über irgend ein Bibelwort. Warum sind Sie nun so unduldsam und unklug, alle nach demselben Sprachgefühl messen zu wollen? Sie sehen ja, die Besten lassen sichs nicht gefallen und wenden sich ab von Ihnen!

Die Kirche erhob Steuern auch von den „Ungläubigen" und bestritt daraus Tempelbauten und Pastoren-Gehälter. Ich würde mich geschämt haben, von jemandem etwas zu nehmen, dem ich keine entsprechende Gegenleistung bieten darf. Werden sich die Kirchenväter endlich besinnen? Dann werden sie uns auch einen höheren Gottesdienst schaffen helfen: den der Kunst und der Natur, den der Heimat, den Seelendienst unserer Väter.

Seien Sie mit dabei! Auf uns können Sie sicher rechnen, wenn Sie neuformen!

Ew. Hochwürden ergebenster

Schwaner.

✠

II.

Ehrwürdiger Herr!

Durch das Land der Schulen geht immer noch trotz Gehaltsverbesserung und Einjährigendienst mit Offiziers-Berechtigung ein unheimlich Gespenst: der Lehrermangel. Es gibt Leute, besonders in Ostelbien, denen kein Ruf willkommener wäre als dieser: „Die Lehrer werden überhaupt abgeschafft!" Diesen Gemütsmenschen würde es genügen, wenn ihren Lohnsklaven höchstens soviel Lesen beigebracht würde, als erforderlich ist, eine Anzahl von Bibelsprüchen über das feudale (leibeigene) Verhältnis

von Herren und Knechten von Zeit zu Zeit im Gedächtnis aufzufrischen. Schreiben und Rechnen hätten ihre Arbeiter auch nicht nötig; denn das alles würden in wahrhaft „uneigennütziger" Weise der Herr Gutsbesitzer und sein Verwalter besorgen.

Ich weiß, Sie als verordneter Diener der Kirche Christi, Sie als Angehöriger des größten Bruderbundes, den je die Welt — beinahe besessen, können sich mit solchen nichtpreußischen Gedanken nicht recht befreunden. Denn Sie wollen wirklich ein guter Hirte aller Schafe sein. Sie wissen, wenn die Schafe allzublind gehalten werden, so folgt beim ersten großen Brande oder bei einer starken Wasserflut die ganze Herde dem Leithammel, wenn dieser aus Dummheit ins Verderben rennt. Alle Stumpfsinnigen und alle Schafe stürzen sich seit jeher blindlings ins Feuer. Sie aber, Herr Pastor, sind dazu da, verlorene und gefährdete Schafe auf dem rechten Wege zu guter Au und frischem Wasser zu halten oder sie dahin zurückzuführen. Daher ja auch Ihre schönen Titel Hirte und Diener! Ich kann mir kaum etwas Christlicheres denken als solchen Herdendienst.

Nun ist aber der Mensch kein Schaf und die Gemeinschaft aller Christen noch lange keine Herde. Christus hat uns gepredigt, daß alle Menschen Brüder sind. Die Fürsten, die ihre durch Inzucht rasch entnervten Geschlechter von Zeit zu Zeit durch eine Heirat zur Linken auffrischten, die Priester, welche samt und sonders aus dem Volke hervorgehen, bedanken sich, von Schafen abzustammen oder mit ihnen irgendwie verwandt zu sein. Sie ziehen es trotz aller schafigen Eigenschaften, die noch jedem Volke von der Tierzeit her anhängen und die den Herren und Lenkern irdischer Geschicke manchmal sehr zu statten kommen, doch vor, lieber mit Menschen zu verkehren. Denn es gibt Zeiten, in denen selbst der gewaltigste Herrscher wohl das Schaf, nicht aber den mitfühlenden und mitstrebenden, mitstreitenden Menschen entbehren kann. Noch niemals hat die Dummheit im Wettbewerb der Völker den Sieg davongetragen. Und um Siege handelt es sich bei unserer aller Dasein und Leben.

Damit niemand, dem mein Brief außer Ihnen in die Hand fällt, mich mißverstehe, halte ich es für angebracht, zu sagen, was für Siege ich meine, mit denen Fürsten und Völker überwinden sollen. Ich denke nicht an Siege, durch welche ein eisenstarrendes Volk ein friedlich-frommes zum Knechtsdienst zwingt; nicht an Siege der gepanzerten Industrie über den leichtblusigen Hirtenberuf; nicht an Siege des zweischneidigen Militarismus über den einschneidigen Ackerbau. Das alles sind Kämpfe, welche das Menschentier und der Tiermensch noch führen, von denen wir aber hoffen, daß sie der wirkliche Mensch im neuen Weltalter, dessen Schwelle wir soeben betreten, spielend überwinden wird, weil im Grunde seines Herzens eigentlich kein Volk mehr den Krieg will.

Wir neuen Menschen schlagen nur noch geistige Schlachten. Gegen Gespenster kämpfen wir: gegen das schwarze der römisch-katholischen Papstkirche und gegen das rote des Umsturzes von oben und unten. Gegen beide gibt es nur ein Kampfmittel, allerdings ein unfehlbares: das der geistbefreienden Aufklärung. Und diese haben Schule und Schrifttum zu besorgen. Eigentlich auch die Kunst der Bühne . . .

Wäre sie sich ihrer wirklichen Aufgabe bewußt, so würde auch die Einrichtung, welche sich einstmals stolz die protestantische Kirche nannte, an dem großen Kampfe der Geister auf der Seite der Freiheit einreihen. Aber die Hoffnung auf solche Einsicht und diesen Beistand haben alle klarsehenden Kämpfer längst aufgegeben. Blutenden Herzens taten sie es und erst nach vielen bitteren Enttäuschungen. Die protestantische Kirche ist eben auch römisch geworden, und ihre Priester sind fast noch päpstlicher als der katholische Oberhirte selber.

Das schwarze Gespenst läßt die Menschen im Finstern tappen. Es gibt ihnen keinen Funken aus dem göttlichen Feuer der Vernunft, keinen Strahl aus der Sonnenglut der Wissenschaft, keinen Schimmer von dem Licht, dem alles gotterzeugte Leben zustrebt. Gewaltsam sperrt es die angeblich von Gott selbst, diesem Licht-Abgrund und Licht-Gipfel, geschaffenen Menschen in die Finsternis, zusammen mit den düsteren hohläugigen Schatten des geistigen Todes.

Und das rote Gespenst hetzt die durch Dummheit Betörten, die doch in Liebe sich finden und aufwärts helfen sollen, um schnöden Goldes willen aufeinander, daß sie wie wilde Tiere wüten, wenn eins dem anderen ins Mordgehege gerät. Von oben predigen und üben sie den Völker- und Klassenmord, von unten den nicht minder scheußlichen Fürsten- und Priestermord.

Bedenkt man, daß alles das heute noch ohne Scham und Scheu geübt wird, trotz der Bruderlehre des Christentums, ja unter dem Beistand und dem Segen christlicher Priester, dann mag man wohl ernst zweifelnd fragen, ob das Christentum uns überhaupt erlösen könne, nachdem es beinahe zwei Jahrtausende vergeblich an uns erzogen hat.

Es ist schlimm für unser Volk, daß diejenigen, welche berufen wären, diese beiden Gespenster zu entlarven, mit Gewalt gerade in ihrem Banne gehalten werden. Das schwarze knebelt unsere Lehrer und Erzieher geistig, das rote bevormundet sie wirtschaftlich. Nun könnte sie aber eigentlich doch einer nur in seine Dienste nehmen: die selbstmündige Gesamtheit der erleuchtetsten Volksgenossen. Weil dies bis heute noch nicht geschieht, darum leiden gerade die besten und feurigsten Geister unter Lehrern und Pastoren unter unsagbaren Qualen der Seele und des Gewissens; darum kommen wir auch alle aus der Seelenqual nicht heraus: wir erliegen schließlich dem inneren Kampfe zwischen heidnischer Barbarei und christlicher Kultur.

Dies ist auch die wahre und tiefere Ursache des Lehrermangels. Wenn demgegenüber von einem Pastorenüberschuß geredet werden kann, obgleich auch in der Theologie (und gerade da!) die Gewissensbedrängnis fast unerträglich geworden ist, so scheint mir ein Umstand nicht genügend gewürdigt zu werden: es ist entschieden leichter, bei einem guten Einkommen Erwachsenen die Geheimnisse der Bibel und des Katechismus zu geben, unter der Voraussetzung, daß sie selbst den wahren Kern schon herausholen werden, als bei einem Lohn von 800 bis 1000 Mark Anfangsgehalt fürs Jahr Kindern, die alles wissen wollen, taube Nüsse zu bieten.

Dazu mögen gewisse Rangstufen vom Kasernenplatze geeignet erscheinen; dazu mögen sich auch des sicheren Brotkorbs wegen immer noch einige Schulhalter finden; aber der Lehrer von heute, der seinen Stolz darein setzt, Schulmeister im besten Sinne und Volkserzieher im weitesten Begriff zu sein, dieser neue Mensch ist zu feinnervig und zu gewissenhaft dazu.

Man glaube ja nicht, durch einige Maßregelungen und Zeitungsverbote in mittelalterlicher Weise der Entwicklung Einhalt zu tun. Der Gang der Kultur geht

bergan, trotz schwarzem und rotem Gespenst. Und in den vordersten Reihen stehen die tatfreudigen Schulmeister Jungdeutschlands.

Ehrwürdiger Herr! Wir lieben beide einen Meister: Christum! Wir streben beide einem Ziele zu: der Vervollkommnung zum Gottmenschen (Matth. 5, 48). Wir stehen beide im Solde und Dienste des deutschen Volkes — lassen Sie uns „Hirten" untereinander Frieden schließen und Hand in Hand Jungen und Alten ein Beispiel echt menschlichen Lebens und Strebens geben! Legen Sie freiwillig nieder, was im Laufe der letzten Jahrzehnte unzeitgemäß geworden ist: die Schulaufsicht, von der Sie nach eigenem Geständnis genau so viel Urteil haben, wie wir von einer Kirchen- oder Apothekenaufsicht haben würden: nichts! Arbeiten Sie mit uns an der Hebung eines Standes, der an innerem Werte der heiligste ist, den es überhaupt gibt: an dem des Jugendbildners! Wirken Sie mit uns an der Befreiung Ihres eigenen Standes, dem einerseits die „heiligen" Rockfetzen des Mittelalters, andererseits der Flitterkram des großkapitalistischen Weltreiches anhängt! Werden Sie wieder, was Sie sein sollen: Apostel des Höchsten und Diener des Volkes, das der gewissenhaften und wissenden Führer immer noch bedarf. Sind Sie dazu geneigt, so wird dem Lehrermangel bald abgeholfen sein.

Auch unsere Fürsten werden sich überzeugen, daß es eine seligere Freude ist, an der Spitze eines innerlich befreiten und zufrieden strebenden Volkes zu stehen und gemeinsam mit ihm dem wirklich Allerhöchsten zuzustreben als ewig in Gefahr zu schweben, von einem Unzufriedenen oder Wahnwitzigen erdolcht zu werden.

Sie können schon jetzt Hand anlegen, wenn Sie unser Volk, seine Schule, Ihre Kirche und unsern Staat wirklich lieb haben: treten Sie doch in die Lücke, die der Lehrermangel immer noch reißt! Arbeiten Sie doch mit uns in der Schule! Nehmen Sie dem Lehrer den Bekenntnis-Unterricht ab, der ja sowieso Sache der Kirche ist! Vielleicht helfen Sie auch in den anderen Fächern.

Vor allem aber: geben Sie dem vielgeplagten Lehrer den Sonntag frei, dessen er, der jeden Tag im Dienst des Höchsten steht, zur Sammlung ebenso gut bedarf wie jeder Arbeiter. Ich denke mir, wenn sein Rock nicht befleckt wird beim Orgelspielen, so wird es Ihrem Talar auch nicht schaden, zumal ja jeder Dienst am und im Hause des Herrn weiht und reinigt.

Werter Herr! Wir Schulmeister kommen mit diesem Vorschlage nicht etwa gebückt als gehorsam Bittende: wir treten vor Sie als gleichberechtigte, gleichwertige Beamte des Volkes! Denken Sie daran, was Sie unserer Jugend, was Sie allen körperlich und geistig Hilfsbedürftigen schuldig sind, und Ihr Entschluß kann Ihnen nicht schwer fallen. Ich spreche im Namen Tausender von jungen und alten Lehrern; Hunderttausende werden einen Jubelschrei ausstoßen, wenn Sie in die dargebotene Hand einschlagen!

Um dieser still Hoffenden willen und unserm Volk zuliebe richte ich zum ersten Male in meinem Leben in vollem Ernst diese Bitte an die Diener der Kirche: Helfen Sie der Schule! Tun Sies meinethalb der Kirche wegen, aber derjenigen Christi, welche nicht von Steinen erbaut wurde, die nicht aus starren Lehrsätzen mühsam zusammengehalten wird. Tun Sies Ihrem Meister zuliebe!

Wilhelm Schwaner.

✠

III.

Mein Freund!

Hatten Sie bei Pettenkofers freiwilligem Tode etwas anderes von den „Nachfolgern" Christi erwartet? Es war vorauszusehen, daß sie auch das hohe Alter des berühmten Gelehrten, seine Sorge vor geistiger Umnachtung und selbst seine geistige Größe nicht abhalten würde, diesem mutigen und selbstherrlichen Menschen das Recht auf den selbstgewollten Tod zu bestreiten.

Gewiß, darin muß man ihnen beistimmen, wenn sie behaupten, es gäbe keine geschmacklosere Phrase als diese: „Ich darf mir das Leben nehmen, weil es gegen meinen Willen gerufen wurde!" Wenn das wahr wäre, so wäre die Menschheit vielleicht schon ausgestorben, jedenfalls die geistig höher stehende; denn bei allem frommen guten Glauben der Zuversicht, welchen gerade wir Deutschen in uns tragen, muß doch zugestanden werden, daß die Weltanschauung der meisten tiefer veranlagten Menschen weltschmerzlich, schwarzseherisch ist. Man braucht da nur auf den Buddhismus hinzuweisen. Selbst das Christentum hat sich von diesem lebensfeindlichen Zuge im Menschen niemals ganz frei machen können.

Christi Tod war ja auch ein freiwilliger, ein selbstgewollter. Der Unterschied besteht nur darin, daß er durch die Hand anderer starb. Wenn aber die Kirche die Vernichtung eines anderen Menschenlebens durch dritte Hand (David, Joab, Urias) ebenso hart verurteilt wie den durch die zweite (Kain und Abel), so mußte sie folgerichtig ihren eigenen Stifter, der sich freiwillig durch andere töten ließ, ebenso hart verurteilen, als hätte er selbst Hand an sich gelegt. Denn Christus hätte bestimmt weiter leben und für seine Gedankenwelt weiter wirken können, auch wenn er nicht aus eigenem Willen in den Tod gegangen wäre. Dem allmächtigen Gott, dem Vater unbegrenzter Liebe, sollte man meinen, müßten andere Wege zur Erlösung der Menschheit von der Knechtschaft der Sünde möglich gewesen sein als der durch den Opfertod dieses noch so jugendlichen und hoffnungverheißenden Gerechten. Wir sehen ja und hören es jeden Sonntag von der Kanzel: es hat doch nichts geholfen — wir sind immer noch „verlorene und verdammte Menschen; da ist nicht, der Gutes tut, auch nicht einer!"

Unter diesem Gesichtswinkel hat der freiwillige Tod des Nazareners Jesus weniger Berechtigung gehabt als derjenige des Gelehrten Pettenkofer. Jener hatte noch ein reiches und weites Leben vor sich: hier war die Uhr, die Tausende aus dem Schlaf der Wissenschaft geweckt, abgelaufen. Jener hatte noch den Mittag und Nachmittag am Abend zu leben; dieser ging einer entsetzlichen Nacht entgegen. Wie kann sich da ein Priester erdreisten, dort von einem erlösenden, hier von einem Tode im Unglauben zu reden? Was weiß so ein eingeschworener Kirchenmensch von Eigenrecht und Seelenstärke, von Selbstherrlichkeit und Geistesgröße?!

Vielleicht finden die geborenen und berufenen Diener der christlichen Kirche diesen Vergleich geschmacklos; aber sie fordern ihn ja gerade heraus mit ihrer Bausch- und Bogen-Moral, ihren geist- und lieblosen Ramschgesetzen, denen andererseits für gewisse Fälle Ausnahme-Sätze angehängt sind, falls einmal eine hohe fürstliche oder geistliche Person eine Tat begeht, welche mit der land- und kirchläufigen Sittenlehre nicht übereinstimmt. Dann hat man die Entschuldigung der geistigen Umnachtung, hat den Zweikampf und die ehrenhafte Selbsttötung.

Solchen Toten wird auch in der Regel die kirchliche Trauer nicht versagt, während sie den gesellschaftlich und wirtschaftlich Armen nur in Ausnahmefällen gestattet wird und gewöhnlich hier ihren Abschluß findet in der sang- und klanglosen Beerdigung an der Selbstmörderecke neben der Kirchhofstür . . .

Wären die Geistlichen nur ein wenig mehr mit ihrer ersten Silbe vertraut, so müßten sie längst eingesehen haben, daß zwischen Selbsttötung und Selbstmord ein mindestens ebenso großer Unterschied besteht wie zwischen dem Geist und Wesen eines Pettenkofer und dem eines Betrügers und Seelenmörders Sternberg. Einem Schurken wie diesem gestehe ich kein Recht auf den freiwilligen Tod zu; denn er hat zuvor durch ein besseres Leben voll harter Arbeit und Entbehrung sein bisheriges Dasein zu rechtfertigen. Für jenen aber ist der Tod eine Erlösung, ein Lohn für segensreiche Taten. Und da niemand den Mut hat, ihn durch Abschneiden des Fadens zu erlösen, auch der Staat nicht, der im Rache-Kriege dem tiefstehenden Metzgergesellen und dümmsten Bauernknecht das Recht über Leben und Tod unschuldiger und noch wertvoller, lebensfreudiger junger Menschen unbeschränkt in die Hand gibt, so hatte Pettenkofer ohne Zweifel selber das Recht, als geistig freier Mensch den Zeiger seiner eigenen Uhr festzuhalten.

Der Selbstmörder ist ein Feigling, ein Elender, der auskneift, ehe er seine Rechnung beglichen hat; der Selbsttöter aber ist ein Kraftmensch, ein Welt- und Gottbezwinger, selbst wenn er sich in der Beurteilung seiner Tat verrechnet hätte.

Von dieser Betrachtung scheiden ganz selbstverständlich alle geistig Minderwertigen, auch die in der Ueberreizung sich tötenden Unglücklichen aus. Solchen gegenüber hätte die Kirche unter allen Umständen Mutterpflicht zu üben, schon um ihrer selbst willen und erst recht mit Rücksicht auf die Anverwandten des Verirrten. Ein Reiner und Starker wie Pettenkofer aber bedurfte weder des Beistandes noch der Rechtfertigung der Kirche: er befreite, erlöste und rechtfertigte sich selber.

Den Schwachen seelenärztlicher Beistand! Es ist der Fluch und der Anfang vom Ende der Kirche, daß sie den in der Regel versagt.

Es liegt nahe, bei Pettenkofers Tode auf Nietzsches Kapitel „Vom freien Tode" im „Zarathustra" hinzuweisen. Ich weiß nicht, ob Sie dieses alle Werte umwertende Buch schon kennen; drum hole ich für Sie und die, welche meinen Brief mitlesen, einige der schönsten Stellen heraus:

„Viele sterben zu spät, und einige sterben zu früh. Noch klingt fremd die Lehre: Stirb zur rechten Zeit!

Stirb zur rechten Zeit: also lehrt es Zarathustra.

Freilich, wer nie zur rechten Zeit lebte, wie sollte der je zur rechten Zeit sterben? Möchte er doch nie geboren sein!

Den vollbringenden Tod zeige ich euch, der den Lebenden ein Stachel und ein Gelöbnis wird.

Seinen Tod stirbt der Vollbringende, siegreich, umringt von Hoffenden und Gelobenden.

Meinen Tod lobe ich euch, den freien Tod, der mir kommt, weil ich will.

Jeder, der Ruhm haben will, muß sich beizeiten von der Ehre verabschieden und die schwere Kunst üben, zur rechten Zeit zu gehen.

Frei zum Tode und frei im Tode, ein heiliger Neinsager, wenn es nicht Zeit mehr ist zum Ja: also versteht es sich auf Tod und Leben!"

Es ist furchtbar, daß der große Ja- und Neinsager Nietzsche nicht mehr Zeit fand, sein eigenes Leben rechtzeitig abzuschließen, ehe ihn der langsame, der schleichende Tod umnachtete. Groß und stark genug wäre er gewesen, aus eigenem Willen den Faden zu durchschneiden. Man braucht keine Sorge zu haben, daß er damit seiner Lehre geschadet hätte. Die kleinen Geister und Lästermäuler haben ihn auch nicht verschont, nachdem er ein Riesenwerk geschaffen, wie ein zweites, aus einem Kopf und einer Hand bis heute kaum besteht . . .

Eine erlösende Tat war es für ihn selber wie für uns alle, daß Pettenkofer als 82jähriger Mann an sich vollzog, was Nietzsche im „Zarathustra" gepriesen hatte. Haben sie trotz des Zeterns über diesen „Unglauben" schließlich doch den Hut vor solchem Tode ziehen müssen, so werden sie in Zukunft auch nicht umhin können, an das Barett zu fassen, wenn ein anderer innerlich Befreiter aus eigenem Willen in den Tod geht, oder wenn er sich wie die alten Germanen den Tod geben läßt.

Auch dazu muß das Volk erzogen werden! Fühlen Sie sich stark und frei genug, mein Freund, solche Lehre weiter zu geben?

Ohne Scheu tut es Ihr

Wilhelm Schwaner.

✠

IV.

Herr Pastor!

Ob ich nach dem vorigen Schulmeisterbriefe noch beten kann? Ob nicht der wohlgemeinte Warnruf Mensch mich noch auf meinem Stiege hemmen oder stutzig machen wird? Ehrwürdiger, wie sehr verkennen Sie mich! Und wie weit sind wir auseinander, gerade, weil ich mich als Mensch fühle, gerade, weil ich noch beten kann, gerade, weil ich bete! Ich verbinde eben mit dem Worte Mensch einen ganz anderen Begriff, wie die Kirche, entgegen der Lehre des Nazareners, es tut. Für mich ist er wirklich und wahrhaftig ein Abglanz, ein Gegenbild der Gottheit: ewig sich verjüngend, stets sich vervollkommnend, himmelstürmend, weltergreifend und -bezwingend, alldurchsinnend und -durchdringend. Und dieser Begriff, geadelt durch die Bibelworte Matth. 5, 48 und 1. Mose 1, 26 und 27, ist für mich andererseits so schwer verpflichtend und reich beschenkend, daß fast kein Tag vergeht, an welchem nicht dankbar Herz und Mund bekennen: „Wie groß und schön, daß ich Mensch bin, daß ich Augen habe, die Wunder da droben und die hier unten zu sehen; daß ein Herz in mir schlägt, bereit, mit den Brüdern zu leiden und zu jubeln; daß ich eine Hand bewege, mit der ich meine Gedanken dem fernsten Menschen als meinem göttlichen Freunde schreiben und ihn so im Gedanken mit mir verbinden kann! Wie beglückend, daß wir Kinder haben, die unser Wollen erben und durch die Tat weiter klären sollen; daß Freunde und Freundinnen mit uns eins sind in dem Gedanken und dem Willen, den Himmel schon hier auf Erden und vor allem in uns selber zu gründen!"

So bete ich, Herr Pastor; so betet mein Weib und viele meiner Brüder und Schwestern; so sollen auch unsere Kinder beten. So sind wir Menschen, Bilder Gottes, Brücken zum Allerhöchsten!

Nicht wahr, wir sind himmelweit auseinander, trotz Bibelwort und Nächstenliebe, trotz Volksgemeinschaft und Erzieherberuf? Aber ich habe immer noch den sehnlichen Wunsch, daß uns der Hinblick auf das hohe Ziel doch noch im Wollen und Wirken zusammenführen möchte.

Vielleicht bieten die nachstehenden Zeilen die Möglichkeit einer freundwilligen Annäherung. Wenn nicht, so betrachten Sie dieselben als das Gebet eines kirchlich ungläubigen Gottsuchers!

Der 15. vom Heumond des Jahres 1900 bedeutet für mein Inneres einen Wendepunkt in meinem Leben. Da sah ich Bergkind zum ersten Male die Alpen. Worte sind zu schwach, die Gefühle zu schildern, die mich in der ersten Abendstunde am Walchensee angesichts der mächtigen Felsketten des zackigen Karwendelgebirgs ergriffen und überwältigten. Wie armselig und klein stand mein alter Glaube neben dem, der in dieser Welt sich offenbaren und festigen mußte! Und als dann die nackten und jungfräulich reinen, diese nie erstiegenen und nie entweihten Gipfel im wunderbarsten Mattrosa erglühten, nach und nach in zartes Violett überspielend und schließlich im eisigen kalten Grau einschlafend, da hätte ich vor Sehnsucht und Glück, vor Dankbarkeit und Seligkeit aufjauchzen und sterben mögen, wenn ich nicht das feierliche Gefühl ernster Gottesgemeinschaft empfunden und meine Gefährtin zur Seite gehabt hätte. Zum ersten Male in meinem Leben hatte ich, von heiligen Schauern durchrieselt, GOTT ganz gesehen; nun erst verstand ich das Bibelwort über den gottnahenden Moses: „Ziehe deine Schuhe aus; denn der Ort, wo du jetzt stehst, ist heilig!“ Zum ersten Male konnte ich wissend und sehend, bewundernd und dankbar beten!

Und vierzehn Tage später führte mich meine Alpenfahrt durch die tosende schauerliche Partnachklamm in den Gebirgsstock der Zugspitze. Wir hatten in Stöckers Hospiz beim Reintalbauern Rast gemacht und waren durch schwarzgekleidete Stadtmenschen wieder daran erinnert worden, daß es noch Geschöpfe gibt, die sich vor Gottes Angesicht nicht schämen, sein Bild „verlorener und verdammter Mensch“ zu nennen, und waren dann, etwas verstimmt über diesen Fleck im Jungfrauenkleide der Alpenwelt, wieder zu Tal gestiegen.

Der Abend traf uns beim betenden Wandern. Aber welch ein Abend! Da lagen sie zum Greifen nahe vor uns: die versteinerten Zeugen der Allmacht Gottes, die Künder der Ewigkeit! Und doch so ferne, als wir mit dem Glase die Fugen und Türme dieses gewaltigen Gottestempels anstaunten! Und dann klang ein Glöcklein hell herauf und bald darauf der jubelnde Ruf eines Sennens, in den ich einstimmte mit dem Liede: „Ich bin vom Berg der Hirtenknab!“

Aber ich sah auch den Gott der furchtgläubigen Alten: als rollender Donner die Erde erbeben machte, als mächtige und zuckende Blitze Himmel und Erde im Feuer verbanden, als der wütende Sturm den schäumenden See aufwühlte und Wasser herabstürzten, Felstrümmer und Erdmassen mit sich führend, die die Heerstraße auf Tage versperrten; als der Mensch kam mit Hacke, Schippe, Hebestange und Karren, die Folgen des Kampfes der Elemente von den Wegen wieder zu beseitigen!

Für mich das Bild Gottes als Welt- und Erdverbesserer, das Geschöpf Gottes als Gottbezwinger!

Und wir beteten zu Nietzsches Gott an einem sonnenreinen, blitzblauen Mittage im Leutaschkessel. Keine wandernde Wolke befleckte den lachenden Himmel; kein Stäubchen verunreinigte die vor Wollust bebende und zitternde Luft; selbst die eisklare weißliche Leutasch schäumte verhalten in diesem Sonnentale, um welches vieltausendfußige Riesen schweigend ernste Wache hielten. Da kam er über uns, der Geist Zarathustras, und meine Lippen flüsterten mit seinen Worten:

„O Himmel über mir, du Reiner, Tiefer! Du Lichtabgrund! Dich schauend schaudere ich vor göttlichen Begierden!

In deine Höhe mich zu werfen, das ist meine Tiefe! In deine Reinheit mich zu bergen, das ist meine Unschuld!

Den Gott verhüllt seine Schönheit: so verbirgst du deine Sterne. Du redest nicht: so kündest du mir deine Weisheit.

Wir reden nicht zueinander, weil wir zu vieles wissen —: wir schweigen uns an; wir lächeln uns unser Wissen zu.

Bist du nicht das Licht zu meinem Feuer? Hast du nicht die Schwesterseele zu meiner Einsicht?“

In jener Stunde faßte ich den Entschluß, unser Erlebtes in einem Alpenbriefe niederzulegen; meinen alten Freunden zu raten, statt des roten Bädeker den goldenen Zarathustra als Begleiter zu wählen und mit anderen Augen und neuem Herzen in die größte Werkstatt Gottes zu wallfahrten, meinen jüngeren Brüdern aber vorzuschlagen, Wirtshaus und Zigarrenladen zu meiden und mit dem Ersparten den Pfaden des Allerhöchsten nachzugehen.

Vielleicht erscheint Ihnen, ehrwürdiger Herr, solche Andacht unchristlich und solch Vornehmen kirchenfeindlich. Sie würden Recht haben! Mit der Kirche hat das nichts zu tun. Aber mit Gott; denn der Gedanke an diese Fahrt ist mir noch heute wie ein Gebet!

Und nach des Reiches Hauptstadt zurückgekehrt, suchte ich den Erstandenen und Erhabenen, den Urewigen und Gewaltigen bei wolkenfreien Nächten in den Sternen. Der Mond wurde meine Kapelle. Am Fuß der mächtigen Krater Coppernicus und Archimedes wandelte meine weltabgeschiedene Seele über endlose Gletscherfelder, sah mit Staunen, welche Kraft der sterbende Himmelskörper angewandt hatte, den eisigen Gürtel zu sprengen, der alles Leben bannt, bis er beim millionsten Sturze in die Sonne dort alle Kräfte verjüngt und reiner zu neuem Entwicklungsgange im Kreislauf der Gestirne frei zurückerhält. Und im Gedanken hieran und in dem an mein eigenes Leben und Sterben und Wiederleben flog die leichtbeschwingte Körperlose über Hunderte von tiefen Eislöchern, in die der sterbende Vulkan droben glühende Steine geschleudert hatte, um seinen verzweifelten Sprengversuchen von außen nachzuhelfen.

So toben auch wir Menschlein hier unten noch, dachte mein schwebend Ich, wenn unser Stündlein längst geschlagen hat, und wollen nicht ruhen, wenn der Urschöpfer seinen Todesmantel längst über uns gebreitet hat.

Und als unsere sternkundigen Gottsucher das Aufleuchten und mähliche wieder-Verlöschen eines neuen Weltkörpers im Bilde des Perseus an der Gabelung der Milchstraße meldeten und darüber stritten, ob da zwei feindliche Brüder ohne Ordnungssinn aufeinandergefahren seien, oder ob nur einer durch einen dichten Weltnebel gesaust sei, der ihn durch Reibung zum Rotglühen brachte, und als ich dann bedachte, daß auch dort auf jenen Sternen Leben wie hier bei uns geboren wird und stirbt und vollkommener wieder aufersteht; als ich

erwog, wie wenig und winzig gegenüber diesen Gewaltigen da droben unser schwaches Aufleuchten ist, und wie es doch auch wieder in seinem himmelstürmenden Gedankenfluge und mit seinem selbst das Stäubchen durchdringenden Geiste die Tiefen der Gottheit ahnt und ergründet, da schauderte es mich, als der Modergeruch der Kirchen und Klöster an mir vorüberzog, als weltfeindliche Mönche eintönig ihr Tedeum (Herr Gott, dich loben wir) summten und fleischlose Lippen hagerer Jesuitenpater ihr Ave Maria (Gegrüßet seist du, Maria) leierten. Da war mir Gott in den Sternen so nahe, wie er mir in den Steintempeln der „Kirche Christi" immer so ferne schien.

Herr Pastor, so betet und so glaubt ein „Gegner der Kirche": Ihr

Wilhelm Schwaner.

✲

## V.

Herr Pastor!

Ich habe einen geistvollen Seelsorger, einen erleuchteten Prediger in der Wüste der heutigen Kultur kennen gelernt, einen Pastor, der diese Benennung eher verdiente als viele Tausende im Talar, einen Christen nach dem Sinne Christi. Da waren Abendpredigten, die auf viele Hunderte feinnerviger Großstadtmenschen wie ein frostlösender, keimtreibender warmer Frühlingsregen wirkten; da waren Gedanken, wie sie nicht bloß der Christ zu der Zeit in sich bewegt, wo man das große Osterfest der Versöhnung und Auferstehung in sinnreicher Feier begehen will. Hätte Berlin einige solcher Geistlichen in den vielen uns Neuformern verschlossenen Kirchen, Sie würden die meisten meiner Freunde an jedem Sonntag unter den Zuhörern und Verehrern finden, besonders, wenn passende Musik die Predigt vorbereitete und schlösse und wenn Bilder begnadeter Künstler in dem stimmungsvollen Gotteshause auch das Auge andächtig nach oben richteten.

Nur einmal habe ich widersprechen müssen: als Ihr — nicht „geweihter" — Amtsbruder über die Herrenmoral und das Mitleiden Friedrich Nietzsches sprach. Er ist Christ durch und durch, so klar, so rein und groß, wie ich außer Egidy selten einen sah und lieben durfte. Darum fand er auch für Nietzsches tieferes Wollen und vor allem für sein körperliches, seelisches und geistiges Leiden den rechten Ausdruck aufrichtigen mit-Leidens; er nannte ihn treffend den echten Christen der Tat, den ein furchtbares Verhängnis aus einer Krankheit in die andere und schließlich in die Nacht des Wahnsinns stürzte, auf welchem Wege er noch Werke schuf, die zu dem Höchsten gehören, was Menschen je empfanden und erdachten, aber auch zu dem Gefährlichsten, was je ein krankes Hirn gebar. Und trotzdem und deshalb bezeichnete er den Verfasser „Zarathustras" und des „Antichristen" den Philosophen für alle jungen und unreifen Köpfe.

Aber merkwürdig und mir unbegreiflich: derselbe Mann, der dort den Zerbrecher alter Werte einen echten Christen der Tat nannte und ihn hier als einen schlimmen Verführer kennzeichnete, er holte ihn herbei fast in allen seinen Vorträgen, und allemal gerade da im strahlenden Lichte, wenn seine Ausführungen in den tiefsten Fragen der Menschheit und des Christentums einen wunderbar klaren und reinen Grund schauen ließen. Und als er im letzten Abschnitt über die sittlichen Grundlagen der Erziehung und im vorletzten über Verbrechen und Gesellschaft sprach und hierbei sehr treffend das Wort vom roten Richter anführte, da widerlegte er seinen Vortrag über Nietzsches Herrenmoral und mit-Leiden in geradezu glänzender Weise; da wurde der Träger christlicher und egidyscher Ideen zum Apostel Zarathustras. Er braucht sich dessen wahrlich nicht zu schämen, nachdem schon der Superintendent Hans Gallwitz-Sigmaringen im Februarheft der „Preußischen Jahrbücher" von 1896 an einer Vergleichung von neutestamentlichen Bibelstellen und Worten aus Nietzsches Schriften nachgewiesen hat, daß beide mit ihren Grundanschauungen in keinem Punkte im wesentlichen Widerspruche stehen, nachdem neuerdings eine Reihe ernster Theologen und Philosophen dem „Antichristen" Nietzsche die Palme edelsten und höchsten Christentums zuerkannt haben.

Ich weiß es, mancher Ihrer Herren Amtsbrüder wissen von Nietzsche so viel wie die geistlichen Lehrerbildner und Schulaufseher vom Lebenswerk der Pädagogen Diesterweg und Dittes; nur einige Worte aus dem Zusammenhange haben sie aufgefangen und arbeiten damit wie ein sozialdemokratischer Eiferer mit den zehn Geboten der Bibel. Ein Verbrechen an der Wahrheit nenne ichs, wenn einer die Heilige Schrift nach dem Worte messen will: „Du sollst kein Aas essen; dem Fremdling, der in deinen Toren ist, sollst du es zu essen geben!" (5. Mose 14, 21) oder wenn er die Lehre Christi buchstäblich nach diesem Worte wertet: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen!" (Joh. 2, 4). Und genau dasselbe gilt von allen den bewußten und unbewußten Nachbetern, die es Nietzsche zum Vorwurf machten, daß er riet, man solle denen, die da fallen wollen, helfen, daß sie noch schneller fallen, oder daß er bedauerte, wie oft einem aus mit-Leiden das Herz mit dem Kopfe durchgehe. Allen diesen leichtfertigen und gewissenlosen Gegnern Nietzsches rate ich, einige Worte Christi in ihr Gedächtnis zurückzurufen:

„Laß die Toten ihre Toten begraben, und folge mir nach!" (Matth. 8, 22.)

„Wer sind meine Brüder und Schwestern? — Die den Willen tun meines Vaters im Himmel!" (Matth. 12, 48 ff.)

„Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht." (Joh. 4, 48.)

Und dann sollen sie den „Zarathustra" vornehmen und zwei Stücke daraus langsam und laut, ernst und mit Betonung vorlesen oder sich vorlesen lassen; denn darauf kommt es doch mindestens ebenso sehr an wie auf den künstlerisch-richtigen Vortrag einer Beethovenschen Symphonie. Zum einschläfernden Vorlesen vieler Predigten braucht man nichts als Buchstabenkenntnis; zum anregenden Sprechen der Bergpredigt bedarf es schon eines warmen Herzens; zum würdigen Vortrag eines Zarathustrakapitels jedoch gehört ein nicht geringes Maß Geist und Menschenkenntnis, die in dem Pastorensohn und Philosophen Friedrich Nietzsche einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreichte, daß er daran wissend und wollend zu Grunde ging. Aber wer von den vielen tausend „Nachfolgern Christi" hätte den Mut und den Willen, so wie Jesus oder so wie Nietzsche am Menschen zu sterben? Ich meine, der, der mit warmem Herzen und reinem Geiste diese Worte Nietzsches erfaßte und betätigte:

„Seit es Menschen gibt, hat der Mensch sich zu wenig gefreut. Das allein, meine Brüder, ist unsere Erbsünde.

Und lernen wir besser uns freuen, so verlernen wir am besten, anderen wehe zu tun und Wehes auszudenken.

Hast Du aber einen leidenden Freund, so sei seinem Leiden eine Ruhestätte, doch gleichsam ein hartes Bett, ein Feldbett: so wirst Du ihm am besten nützen!

Und tut Dir ein Freund Uebles, so sprich: „Ich vergebe dir, was Du mir tatest; daß Du es aber Dir tatest, — wie könnte ich das vergeben!“ —

Merkt aber auch dies Wort: Alle große Liebe ist noch über all ihrem Mitleiden; denn sie will das Geliebte noch — schaffen!

„Mich selber bringe ich meiner Liebe dar und meinen Nächsten gleich mir“ — so geht die Rede allen Schaffenden.“

Und wer das Bibelwort erfaßt und sich zu eigen gemacht hat: „Der Buchstabe tötet — der Geist macht lebendig“ (2. Kor. 3, 6), der greife hierauf zum Kapitel vom bleichen Verbrecher. Ist noch ein Funke Mensch und Christ in ihm, so wird er es vor Ergriffenheit kaum zu Ende lesen können, vor Tränen, die ihm der mit-fühlende und mit-leidende Nietzsche gab!

Herr Pastor, Ihresgleichen hat uns nun seit Jahrtausenden erzählt, was die Apostel der Juden und die Philosophen der Griechen gesagt und getan: werden Sie nicht endlich den Mut und das Pflichtgefühl haben, als Mensch von heute dem Menschen von heute zu predigen, was die Apostel der Germanen schrieben und sagten? Werden Sie es wagen, die Geisteswelt Kants, Goethes, Schillers, Jahns, Arndts, Lagardes, Wagners und Nietzsches von der Kanzel zu verkündigen?

In der Hoffnung solcher Tage Ihr

Wilhelm Schwaner.

✠

## VI.

Verehrter Herr Schulaufseher!

Abgangsprüfung, Einsegnung und Schulentlassung — was für Gedanken werden in uns wach bei der bloßen Erwähnung dieser Schulschlußtage! Wie große Sorgen haben Zehntausende braver Eltern in den Wochen um Ostern überstanden, welch Unbehagen nicht wenige Lehrer selber und was für Angst unsere Jungen und Mädchen in den mancherlei Bildungsanstalten! Wieviel einstmals wohlberechtigte Hoffnungen sind in den Tagen der Leidenszeit zu Grabe getragen worden! Hier und da hat sogar der Tod für den Schulgötzen ein Opfer gefordert. Fürwahr, wer all den Jammer, die Sorgen, die Angst und die Unruhe von den Kindern nehmen und sie auf die Schultern der maßgebenden Oberschulherren laden könnte, der wäre wert, als ein neuer Messias gefeiert zu werden! Der würde vielleicht die meist zu Maschinen und Schulhaltern gewordenen „Philologen“, „Theologen“ und „Pädagogen“ zu der Ueberzeugung bringen, daß man noch lange kein Erzieher ist, wenn man nach Art mancher Unteroffiziere die kleinen „Rekruten“ entgelten läßt, was man selber einst als Schüler und „Abiturient“ entbehrt und gelitten. Vielleicht würden sie unter dem Druck dieses Jammers empfinden, was jedem warmfühlenden Menschen längst zum Bewußtsein geworden ist, daß die meisten unserer Schulen Marter- und Drillanstalten, Kasernen und Gefängnisse sind, Häuser, in denen die Kinder mit zentnerschweren Lasten völlig überflüssigen Wissens bepackt und um Millionen geist- und gemütbildender Werte betrogen werden.

Mich selber, der ich doch nun seit einer Reihe von Jahren aus der Schule bin — ich habe ihr ununterbrochen 24 Jahre hindurch als Schüler und Lehrer angehört —, der ich ohne große Vorbereitungen meine Staatsprüfungen bestand, packt um die Osterzeit noch heute manchmal eine solche Unruhe, daß mich die Schreckensbilder der vielen Aufnahme- und Abgangsprüfungen in Volksschule, Konfirmandenunterricht, Gymnasium, Präparandenanstalt und Lehrerseminar noch im Traume verfolgen. Jedenfalls ein Beweis, wie tief in die Seele selbst der befähigteren Schüler diese hochnotpeinlichen Halsgerichte der Schule schneiden. Sie verfolgen uns, wie wir alle wissen, mit grausamer Wut bis an unser Ende, um dann — in unseren Kindern weiter zu wüsten.

Ein Pastor hat seinerzeit im „Volkserzieher“ erzählt, wie ihn während seiner Gast- und Lehrzeit am Seminar der Menschheit ganzer Jammer packte bei der Last der Stoffe, welche man den zukünftigen Volksschullehrern aufbürdet. Ihm, dem ehemaligen Gymnasiasten und arbeitsfreudigen Studenten der Theologie, standen bei diesen unvernünftigen Frachten mittelalterlichen und unverdauten Wissens „die Haare zu Berge!“ Aber er hätte zur Vervollständigung dieses Bildes noch sagen können, daß der Seminarist der Schulkaserne von morgens fünf Uhr bis abends zehn Uhr mit höchstens drei Stunden Unterbrechung auf der Schulbank und vor Büchern sitzt! Und nicht etwa träumend oder selbständig denkend! Dazu lassen ihm die verschiedenen Fachlehrer, die unabhängig voneinander lehren und aufgeben und abhören, keine Zeit. Hier gehts buchstäblich mit Dampf und Elektrizität gegen den jugendlich frischen Geist solange los, bis er entweder nach dreijähriger Qual gebrochen danieder liegt, oder bis aus ihm, der sich schließlich doch seiner höheren Bestimmung und Würde bewußt wurde, ein Gegner schärfster Richtung geworden ist.

Für diejenigen Leser, die das unermeßliche Glück hatten, nicht durch ein staatliches Schullehrerseminar gehen zu müssen, sollen hier nur andeutungsweise die Stoffe bezeichnet werden, die bis in die letzte Zeit hinein auf dem Lehrplan unserer amtlich bestätigten Volkserzieher standen:

Pädagogik: Geschichte derselben, Lebensbilder und Werke der bedeutenderen Pädagogen aller Zeiten und Kulturvölker, insbesondere das Leben und die Schriften Luthers, Comenius', Campes, Basedows, Salzmanns, Rousseaus, Pestalozzis, Diesterwegs u. a. Sehr eingehende Psychologie und Methodik. Umfang: eine ganze Bücherei von 30 bis 50 Bänden!

Religion: Die ganze Bibel nach Entstehung und Inhalt, meistens im strenggläubigen Sinne; auswendig: das erste Buch Mosis, der größte Teil des Buches Jesaia, mindestens 20 Psalmen, Matthäus, Ev. Johannis, Apostelgeschichte, Römerbrief, Brief an die Korinther u. a. Das Kirchenjahr mit seinen Evangelien und Episteln. Mindestens 20 Kirchenlieder mit biblischen Grundlagen und der Lebensgeschichte ihrer Dichter. Luthers Katechismus in Krügerscher Breite und Kahlescher „Tiefe“ mit mehreren hundert Sprüchen, vielen Geschichten und Lieder-

strophen. In diesem Fache allein das Wissen eines Theologen. Umfang: eine weitere Bücherei von mindestens 20—30 Bänden.

Deutsch: Grammatik aus dem ff nach dem großen und hölzernen Wetzel, wörtlich bis zum Stumpfsinn. In Literatur die Lebensgeschichte und Werke unserer hervorragenden Dichter. Die „Klassiker" und Freiheitsdichter eingehend. Von fremden und heutigen Meistern möglichst wenig oder nichts. Also um Gotteswillen kein Wort über Ibsen, Björnson, Gerhart Hauptmann oder gar über Nietzsche! Monatlich mindestens einen größeren Aufsatz! Daneben noch Schreibunterricht, hier und da sogar Rund- und Kurzschrift. Wieder eine Bücherei von mindestens 30—50 Bänden und einer Anzahl von Arbeitsheften.

Und so weiter in Mathematik, Geschichte, Geographie, Naturkunde und -lehre, Zeichnen, Turnen und Musik. In Musik allein: Singen, Geige, Klavier, Orgel, Harmonielehre — alles vorgeschrieben! In der Regel auch eine fremde Sprache.

Aber die zukünftigen Volksschullehrer hören in ihren „Bildungsanstalten" so gut wie nichts über die Kunst der Malerei, der Bildhauerei, nichts über die Baukunst, die Technik. Kaum, daß sie die Namen einiger Meister gelegentlich zu hören bekommen. Von hundert Seminaristen haben sicher auf vielen Lehranstalten, besonders auf den katholischen, noch keine zwanzig ein Meisterbild oder auch nur die Künstlernachbildung von Raffael, Tizian, Correggio, Leonardo da Vinci, Rubens, Rembrandt, van Dyk, Holbein, Dürer o. a. gesehen, noch keine fünf etwas von Böcklin, Stuck und Klinger gehört oder gesehen! Und wie wenige können ein Oelbild von einem Oeldruck unterscheiden! Denn da ihnen das Lesen von Zeitungen und Zeitschriften verboten war, so erfuhren sie höchstens durch Zufall von ihren ersten Lehrern aus der Volksschule, mit denen sie ja naturgemäß Fühlung behalten und in den Ferien zusammentreffen, daß es außer der Stuhlmannschen und Willigschen Diftelzeichnerei auch noch eine und zwar höherstehende Zeichen- und Malkunst gibt.

Gerade im letzten Jahrzehnt hat sich durch eine Anzahl „sozialpädagogischer" und kunstverbreitender Zeitschriften ein erfreulicher Wandel zum Bessern deutlich bemerkbar gemacht, ein Umschwung, der schließlich auch die morschen Kirchen und die toten Schulen neu beleben und verjüngen wird. Die letzteren ganz sicher, weil die Volksschullehrer dem Rufe der freien Künste gefolgt sind.

Diesen Pädagogen, die durch eifrige Selbstarbeit und durch strenge Selbsterziehung zu rechten Volkserziehern geworden sind oder noch werden, haben wir es also zu verdanken, wenn man heute schon aus fast allen Zeitungen und Bildungskreisen den Ruf hört: die Kunst dem Volke! Und jeder Schulmeister ein Künstler! Die Kunst vor allem der Schule! Diese Forderung wird auch nicht eher wieder von der Tagesordnung verschwinden, bis sie in der Form eines neuen Zeichen-, Naturkunde-, Kultur- und Religionsunterrichtes feste Gestalt gewonnen hat. Und dann wird sie — nichts wird diesen Gang mehr hemmen oder gar verhindern können — überhaupt unsere sogenannte Religion ersetzen, wie es zur Zeit der „Renaissance" in bestimmten Kreisen beinahe gekommen wäre.

Noch sperrt sich die Kirche gegen eine Neuform nach dieser Richtung hin, obgleich sie selber am meisten dadurch gewinnen würde. Denn was ist Kunst anders als Pflege des Gemüts, gerade der Seite des menschlichen Geistes, welche bisher am meisten vernachlässigt wurde, die heute nach dem Zeitalter öder Stoffhuberei und menschenfeindlicher Säbelherrschaft am lautesten nach Befreiung und Befriedigung lechzt!

Und kein Haus wäre geeigneter, diese Erlösung zu vermitteln, als die Kirche mit ihren schlanken hohen Säulenhallen, dem Orgelton und Glockenklang. Wir sehen es ja an der Macht der katholischen Kirche, welche Helferin die Kunst bei der Herrschaft über die Seelen ist. Und wie würde sie erst die Menschen veredeln und erheben, wenn sie um ihrer selbst willen und nicht der Päpste und Priester wegen gegeben würde!

Möchte es doch bald mit Frühlingsbrausen durch die staubigen Schulen fegen und recht viele biblische Geschichten, „Perikopen", Psalmen und Kirchenlieder, Sprüche, Erklärungen und Regeln, möchte es die vier Latein-Alphabete, die ganze Kriegsgeschichte, die öden Pflanzen- und Tierbeschreibungen nach der Schule Schilling und Leunis mitnehmen und uns mit warmem Mai deutsche Dichtung, deutsche Kunst und deutschen Geist in Schule, Kirche und Haus bringen! Solche Erziehung ist besserer Schutz gegen jedweden Umsturz als hundert neue Kirchen und Zuchthäuser! Meinen Sie nicht auch, Herr Schul—pfarrer? Helfen Sie, daß bald andere, daß deutsche Ostern in die Schulen ziehen!

Ihr

Wilhelm Schwaner.

✲

VII.

Herr Pastor!

Weltherrschaft — Weltwirtschaft: das sind die beiden Begriffe, auf denen zu Anfang des 20. Jahrhunderts neue Weltreiche aufgebaut, ältere befestigt oder vereinigt wurden. Kriegsfieber — Weltpriestertum: das sind die beiden Säulen, an denen zur selben Zeit alte Gesetzestafeln ehemals starker Staaten zertrümmert werden. Dort ein immer stärker werdendes in-die-Weite greifen, ein unwiderstehliches Streben nach dem Inneren verwandter Völker, wie wir es am ausgeprägtesten finden bei Romanen und Angelsachsen; hier ein Zerfallen und Auseinanderweichen auf allen Linien und Punkten, wie es bei den mitteleuropäischen Völkern und den Oststaaten Europas mit gemischten Nationalitäten deutlich hervortritt. Und genau dieselbe Bewegung auf dem Gebiete der Konfession und der Kunst. Man vergleiche, was für bedeutende Männer die Germanen und Angloamerikaner hervorgebracht haben, und wie wenige wirkliche Größen dagegen die Romanen und die Bastardstaaten erzeugen konnten. Der Unterschied ist in die Augen springend, und er fällt in seinem wesentlichen Teile auf das Vermögensblatt des im letzten Grunde politisch und religiös freisinnigen „Protestantismus".

Von diesem Gesichtspunkte aus hat man die „Los von Rom-Bewegung" in Oesterreich und in den romanischen Staaten zu betrachten, und es urteilen sowohl diejenigen falsch, welche den unaufhaltsamen Zerfall römisch-katholischer Gebilde auf rein religiöse Ausgangspunkte zurückführen, als auch diejenigen, welche nur von politischen Beweggründen wissen. Bei uns im Reiche stehen drüben mit ihrer Behauptung Ihre Herren Amtsbrüder, hüben die hoffnungsstarken Alldeutschen. Sie übersehen beide den wirtschaftlich-sozialen Einschlag, und wenn ich nicht sehr irre, auch die künstlerischen Beweggründe des Strebens nach uns hin. Oder sollte es ein Zufall sein,

daß man in den gebildeten Kreisen Oesterreichs den Staatskünstler Bismarck, in Italien den Farbendichter Böcklin, in Frankreich den Musikfürsten Richard Wagner so hoch verehrt? Die Deutsch-Oesterreicher sehen in dem Kunstschmied von 1864, 1866 und 1870 den Schöpfer eines starken und schönen Staatengebildes, die Italiener in Böcklin den Propheten einer reinen, unschuldigen und glücklicheren Zeit, die Franzosen in Wagner den Befreier von unzähligen Zöpfen und Vorurteilen. Aber sie alle — ich spreche natürlich nur von den gebildeten Kreisen — alle verehren unsere großen deutschen Meister. **Die Vorliebe der Völker für eine bestimmte Art von Menschen zeigt nur, was ihnen am meisten fehlt.**

*

An einem eiskalten Morgen standen unser Drei in flatterndem Nebel auf der Schneekoppe und begrüßten der Sonne heraufziehenden Feuerwagen mit Webers kräftigem Zigeunerliede: „Die Sonn erwacht." Mit diesem herrlichen Morgengebet bin ich einstmals als upländischer Dorfschulmeister übel angefahren. Denn als ich es öfter statt des Chorals zu Schulanfang singen ließ, da zeigte mich irgend ein Bauernmucker bei Ihrem Herrn Amtsbruder als Freimaurer und Heiden an, der weder bete, noch an Gott glaube. Ob die Frauen ähnlich dachten, die hier auf der Koppe mit zitternder Stimme erst zaghaft, dann immer fester und lauter ihr „Lobe den Herrn" zu Tal schickten? Fast mußte ichs annehmen, als wir an ihnen vorbeigingen und die scheuen Blicke auffingen, die sie uns nachschickten. Am Abend vorher hatten sie sich allerdings drüben in der österreichischen Baude am Spiel der Tanzorgel erbaut — das mußte jetzt wohl ausgeglichen werden. Wir aber stellten uns zwischen Wetterwarte und Rand des Abgrundes und sahen mit Teilnahme und Staunen, welch tolles Spiel der kalte Wind mit den lustigen Nebeln trieb. Bald hüllte er alles um uns her in Grau und Feucht; bald zerriß er und zeigte uns den breiten Rücken des Riesengebirges oder den engen, tiefen Einschnitt des Aupatales; bald fegte er hoch oben in den Lüften; bald wühlte er sich in leichteren oder schwereren Wolken tief hinab in den schauerlichen Riesengrund. Wunderbare Bilder wechselten von Minute zu Minute und zogen uns auf die preußische Seite mit dem weiten und lieblichen Hirschberger Tale. Und hier erinnerte ich mich erst wieder, warum ich eigentlich nach einer Sommerfahrt in der Mark noch eine Herbstwanderung über die Sudeten unternommen hatte. Ich wollte die Sehnsucht unserer österreichischen Stammesbrüder und -schwestern zu uns auf ihre Gründe und ihre Echtheit prüfen. Wäre ich schließlich auch nicht zu Tal gestiegen, hätte ich nicht den gewerbfleißigen Elbgrund und das morgenländisch anmutende „goldene" Prag durchwandert und kennen gelernt, so wären mir doch in den wenigen Abend- und Morgenstunden auf der Koppe einige Wahrheiten aufgegangen. Ich brauchte ja nur äußerlich die festgefügte deutsche Baude in ihrer Sauberkeit und straffen Ordnung mit dem windigen und löcherigen kalten österreichischen Wirtshause zu vergleichen — welch gewaltiger Abstand! Und dann die Menschen drüben und hüben, sowohl die dienenden, wie die bedienten! Das schreit ja nach Hilfe und Beistand von uns, das dadrüben unter dem schwarz-gelben Banner des doppelköpfigen Adlers! Schon die Landschaft erzählt von diesem sehnsüchtigen Ruf nach Ordnung und Festigkeit, nach Licht und Freiheit, nach Recht und Gerechtigkeit. Wenigstens deutete ich mir das hinein, und ich glaube, vielen anderen, die noch mit dem Herzen denken können, geht es ebenso . . .

*

Mein einsamer Weg führte mich über die Wiesenbaude, die armselige Geiersgucke hinab nach dem freundlichen Sankt Peter, dem aufgeputzten Spindelmühl und dem gewerkschaftlich überaus tätigen Hohenelbe. Im Gegensatz zu Tirol finde ich hier in jedem Orte ein schönes, großes, lichtes und luftiges Schulhaus. Auch in den tschechischen Ortschaften blieb die „scola" durchweg das vornehmste Gebäude. Aber diese Unterrichtsanstalten sind noch zu jung, und das Licht von draußen wird wieder durch Eingriffe von oben verdunkelt; oder aber die Jugend ist noch zu stark erblich belastet. Wenigstens begegneten mir viele Arbeiterkinder, unter denen ich vergeblich nach helläugigen und zukunftverheißenden suchte. Und nun gar die Frauen! Da wurde mir klar, warum die Kleinen nicht frei werden und nicht hell sein können, obgleich die Schule licht ist und der Vater täglich seinen Geist an der Maschine im Getriebe einer Industriegemeinschaft schärft. Wirkung und Gegenwirkung heben sich auf, glatt auf.

Ein schneidiger und doch gemütlicher Schutzmann wurde mein Wegweiser durch das buntscheckige Hohenelbe: vorbei an neuen Mietskasernen und altertümlichen Nestern unter niederm Dach, vorbei an „Ramschbasaren" und engen Schusterwerkstätten, vorüber an Deutschen, Juden und Tschechen. Im „Hotel zur Stadt Hamburg" empfiehlt er mir ein deutsches Heim, nachdem er mir vorher noch einiges über Beamtenmißwirtschaft erzählt hat, wie sie zwar anderswo auch hervortritt, worüber ich jedoch des wackern Ordnungswächters Sicherheit wegen lieber nichts sagen will. Jedenfalls sah man aber auch ohne großen Scharfsinn ihm an, daß hier wie überall die Kleinen die Arbeit tun und die Großen den Genuß davon haben.

Der freundliche Wirt führte mich in ein Zimmer, darin mir das Herz überquoll vor Liebe zu unseren Brüdern unter Franz Josefs altem und schwachem Zepter. Umrahmt von reichsdeutschen und burischen Flaggen prangten da die prächtigen Bilder von unserm gewaltigen Bismarck, den tapferen Buren Krüger, Botha, Delarey und Dewet, sowie den vielgehaßten Deutschnationalen Wolf und Schönerer. Und auf dem Tische lag eine Einladung zur Glockenweihe am nächsten Sonntage im neuen Betsaale der Protestanten von Hohenelbe und Umgegend. Während ich meinen Malztrank langsam schlürfte, mußte mir der Hausvater der deutschen Siedelung von dem Wachsen der dortigen Bewegung berichten. Was ich hörte, ist bezeichnend für ganz Deutschböhmen und findet vielleicht nur dort einigen Wechsel, wo eine aufgeklärte tschechische Stadtbevölkerung mit den Deutschen um die Vorherrschaft ringt.

Die katholische Kirchenbehörde hatte auch in diese rein deutsche Gegend tschechische Priester gesandt, aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie schon seit Jahren keine anderen mehr vorgebildet hat. Da einige von ihnen aber einen anstößigen Lebenswandel führten, so begehrte die empörte Bevölkerung auf und trat schließlich zum Protestantismus über, weil man sie mit Gewalt in die Kirche treiben und tschechisieren wollte.

Die Leute fanden mächtige Bundesgenossen und Förderer in den Fabrikbesitzern des böhmischen Ostens und in deren Beamten. Die wußten alle aus eigener Anschauung, daß der aufgeklärte protestantische Fabrikarbeiter schon durch seine größere geistige Beweglichkeit ein viel höheres Betriebskapital verkörpert als der kirchlich-gegängelte katholische Arbeiter.

Man sieht, außer dem religiösen Beweggrund, der den durch die Maschine weiter und tiefer blickend gewordenen Arbeiter zum reinen Evangelium Christi zurückführt, außer dem politischen, welcher den durch viele kleine Volksstämme zerrissenen und entkräfteten Oesterreicher zu dem stärkeren Bruder jenseits der Grenzpfähle führt, spricht noch der wirtschaftliche Beweggrund, welcher die Leute schließen läßt, daß der Protestantismus den Fortschritt auf allen Gebieten bedeute, also auch auf volkswirtschaftlichen. Und sie haben Recht, wie klar und deutlich die Jahresberichte nachweisen.

Ich persönlich wünsche, daß diese Bewegung mit derselben Entschiedenheit auch die katholischen Gegenden des Deutschen Reiches erfaßte; denn was da an Stumpfsinn, Heuchelei und Hochmut trotz des vorherrschenden Protestantismus heute noch geleistet wird, gehört in die Berichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Und ganz besonders wünschte ich, Deutsch-Oesterreich wäre 1866 reichsdeutsch geworden . . .

*

Wenn man als Deutscher nach Prag kommt, so mutet es einen an, als wäre man in einer morgenländischen Stadt. Straßenschilder: tschechisch. Schilde der elektrischen Straßenbahn: tschechisch. Umgangs- und Amtssprache: tschechisch. Ganz entschieden ist hier das deutsche Element von dem gebildeten tschechischen nicht bloß durch die zahlenmäßige Uebermacht aus dem Felde geschlagen. Jedenfalls schien es mir auch in geistiger Beziehung dem deutschen durchaus ebenbürtig. Da aber die Spitzen der reichsdeutsch denkenden Böhmen und die der tschechisch gebliebenen hier beisammen sitzen, so ist auch in Prag die Bewegung lebendiger und schärfer als draußen auf dem Lande, wo die Andersprachigen gar häufig ihre Kinder auf zwei bis drei Jahre in Tausch geben. Nicht etwa, als ob man gut österreichisch dächte; die Böhmen denken noch genau so böhmisch-national wie vor 600 Jahren, wo man auf dem Konzil zu Konstanz nicht den Religionsreformator, sondern den Staatsmann und Politiker Johann Huß verbrannte. Die Tschechen wollen eben solchen freien und unabhängigen „Musterstaat", wie ihn die Magyaren in Ungarn haben. Und wenn es die Menschen beglückt, warum sollte sich der König nicht auch auf dem Prager Hradschin krönen lassen? Aber die Prager Tschechen erheben sich zugleich gegen den Katholizismus; nur werden sie aus Angst vor Deutschland nicht Protestanten, sondern sie bekehren sich zum Altkatholizismus. Und der scheint auch mir für viele römisch-katholische Uebergetretene zur Zeit noch als das richtigere und beglückendere Bekenntnis.

Wenn der Protestantismus auf der Höhe der Zeit stünde, so könnte er aus dem Nationalitäten-, Religions- und Kulturstreit, der sich vor unseren Toren im befreundeten und verbündeten Oesterreich abspielt, manch anregende und wertvolle Lehre ziehen. Aber wann hätten je die Theologen und Staatsmänner etwas aus der Geschichte gelernt? Wilhelm Schwaner.

*

VIII.

Verehrter Herr Schulaufseher!

Gewiß, die sind die besten Volkserzieher, welche mit Unterricht und Erziehung bei sich anfangen. Die Selbsterzieher sind. Ein Lehrer, der sich nicht selbst erzieht und weiterbildet, mag gut in die Kirche passen, wo man seit einem Jahrtausend immer dasselbe predigt und betet, gleichviel, ob es dadurch besser wird oder nicht; oder auch an den Skattisch, wo einer ein Hohlkopf sein kann trotz scharfer Aufmerksamkeit und kluger Berechnung.

Volkserzieher sind aber weder Hinterweltler noch Hinterstübler. Das Kirchhaus ist ihnen zu kalt und zu leer, das Wirtshaus zu eng, zu niedrig und zu dumpfig. Und doch sind auch sie Geistliche. Auch sie sind gern im Gotteshause. Aber ebenso gern im Menschenhause. Heute, wo fast alles in Zahlen denkt, redet und handelt, heute, wo beinahe alles im Banne des Begriffes „Interesse" steht, der Anteilnahme in ihrer rohesten Auffassung, da wollen wir all demgegenüber das Evangelium des höherstrebenden und tieferforschenden, des allumfassenden Geistes aufs neue verkünden und leben. Es ist Zeit, hohe Zeit, daß der andere Balken der Weltwage sich wieder einmal senke. Die Menschen haben über ihre Kirchen und Götter das Gott- und Weltall vergessen. Sie wissen nichts mehr vom Geist des Bibelwortes, daß wir selber Tempel Gottes sein und nicht zu Jerusalem anbeten sollen, daß wir befähigt sein sollen, so vollkommen zu werden, wie es der Schöpfer aller Dinge und Werte ist. Das wollen wir ändern und wollens bessern.

Wir werden in uns und anderen Gottmenschen erziehen. Dann sind wir Geistliche und Wirte zugleich. Selbsterzieher-Volkserzieher. Dann wird jedes Haus unsere Kirche und unsere Schule. Dann werden Ostelbier und „Hausagrarier", Bauern und Handwerker, Fabrikbesitzer und Arbeiter, Gelehrte und „Laien", Bürger und Beamte, Männer und Frauen nur einen einzigen Stand bilden: den der Selbsterzieher, den der Volks- und Jugendbildner. Die werden buchstäblich, im besten, höchsten und edelsten Sinne des Wortes, Gottes und aller Welt Freunde sein.

Den ersten Schritt zum rechten Volkserzieher haben wir wohl alle getan, die wir uns als Freunde fanden. Wir wissen, daß uns in der Schule ungeheuer viel wertvolles Wissen vorenthalten wurde, und daß man uns statt dessen ganze Frachten auflud, die wir jetzt Mühe haben wieder loszuwerden. Um es kurz zu sagen: wir wissen, daß man uns betrogen hat um ein gründliches Naturwissen und -fühlen; daß man uns die Urgeschichte des eigenen Volkes vorenthalten und dafür die einer wesensfremden Rasse als die Religion vorgesetzt hat; daß man uns nichts gegeben hat vom Geist und Willen der Kunst, d. h. uns von der höchsten und tiefsten, der wahrsten und reinsten Religion ferngehalten hat. Wir sagen zur Entschuldigung unserer Erzieher: vielleicht hatten sie sie selber nicht. Dafür waren sie überladen von allerlei totem Gedächtniskram, von Lehrsätzen, von Geboten und Verboten. Aber nicht von weittragenden Erfindungen und Entdeckungen. Gerade diese leiten hinüber ins sonnige und schöne Land der Neuformer.

Wer fliegen will, darf nicht zuviel Last mitnehmen. Am allerwenigsten alte; denn die verdirbt uns die Freude am Größeren und Reineren. Da man uns zu sehr gedrillt hat, derart, daß auf eine bestimmte Frage jeder Zögling einer Klasse wörtlich genau dieselbe Antwort gibt, derart, daß ein Soldat schon weiß, was ein

Hauptmann befehlen will, wenn der nur den Mund auftut, derart, daß ganz „Kultur-Europa" nur noch aus wenigen kaum unterschiedenen Steinalleen besteht, Großstädte genannt: so müssen wir jetzt darauf sehen, daß jedermann zu seinem verbrieften, gottgewollten Recht komme.

Wir wollen aus uns hinauswerfen, was unserm Wesen fremd und feindlich ist, und wollen hineintragen, wonach Seele und Geist in gleicher Weise lange vergeblich geschmachtet haben.

Es ist eine Wahrheit vom Lehrstuhl, daß eine neue Wahrheit in den oberen Kreisen längst wieder alt und überholt sei, wenn sie anfange, in den unteren Wurzel zu fassen. Zugegeben, es ist so: was wären dann aber die 2000 und 4000 Jahre alten Wahrheiten und Weisheiten der Theologen wert? Jedenfalls doch genau 20 bis 80 mal so wenig als die von Lamarck und Goethe vorgeahnte Schöpfungslehre Darwins über die nach oben fortschreitende, stufenmäßige Entwicklung! Wer den Grundsatz vom Fortschritt im Werden der Welten zugibt — und wer wollte das bestreiten! — der darf auch nicht Halt machen vor der Naturforschung, der Philosophie, der Theologie und selbst nicht vor der Religion.

Gewiß gibt es überall einen kleinen eisernen Bestand ewiger Wahrheiten. Wir nennen aus dem Gebiete der Religion diese drei:

Liebe (d. h. achte) dich selbst!
Liebe deinen Nächsten! (jeden Menschen!)
Liebe GOTT! (alles Seiende!)

Aber man vergleiche, welche Fassung dieses dreifache Gebot bei Buddha, bei Moses, bei Christus und bei Muhamed hatte, und welche Deutung wir dem Worte heute geben, im Gegensatz zur Kirche Christi, die das höchste Gebot Christi zur verlogensten Phrase herabgewürdigt hat!

Wir wollen andere Wahrheiten! Unsere Wahrheiten! Wahrheiten ohne Redensarten und Ausnahmen. Entweder sind wir Christen, und dann tragen wir unter keinen Umständen eine Waffe, haben auch keine Gemeinschaft mit Menschen, die den Einzel- oder Massenmord betreiben oder begünstigen; oder aber, wir sind Germanen, und dann „hauen wir feste um uns". Es wäre lehrreich zu erfahren, wie viele Prediger der christlichen Liebe bei diesem Entweder-oder sich zu dem Meister von Nazareth bekännten. Wir fürchten, von tausend kaum einer; denn das ist das Merkwürdige, vielleicht der Witz der Weltgeschichte: hier reden sie vom Recht der Entwicklung!

Wenn es wahr ist, daß die Bibel mit ihrem „Werde!" in der Schöpfungsgeschichte die Entwicklung nach oben andeuten wollte und dieselbe am sechsten Tage krönte mit der Erschaffung des Gott-ähnlichen und -gleichen Menschen, wenn etwas Wahres ist an Christi Wort: „Ihr sollt vollkommen sein wie euer Vater im Himmel" (Matth. 5, 48), so ist das ganze Sünden- und Gnadengebäude der Kirchen Unwahrheit, ist ein Verbrechen an den „göttlichen" Wahrheiten. An ihren Früchten erkennt man die Kirchen als lebensentwicklungs-, kultur- und gottfeindlich. Mögen sie auch noch soviel von Gott Vater, Gott Mutter und Gott Sohn reden — ihr Herz ist ferne von GOTT, und ihr Tun ist nicht einmal echt menschlich.

Darum haben sich auch die besten und tiefsten Menschen aller Zeiten von der Kirche abgewandt; daher erklärt sich das Vorhandensein der vielen Freimaurer- und Oddfellowhütten, denen die hellsten Köpfe und feurigsten Herzen ihr ganzes Denken, Fühlen und Wollen gewidmet haben: darum die stille Gegnerschaft zwischen Kirche und Schule, in welch letzterer Unwahrheit, Pharisäismus und Jesuitismus keine Heimat finden können, weil die Jugend mit hellem Auge solche Gewebe durchschaut und sie kindlich-mutig zerreißt; daher die wachsende Feindschaft und Gleichgültigkeit der durch den Fortschritt unserer Kultur aufgeklärten Angehörigen aller Stände; daher die wachsende Anteilnahme an Fragen der Erziehung durch Schule, Kunst und Zeitung, um die sich die altersschwache Kirche bis heute überhaupt nur soweit kümmert, soweit es den Priestern zunutze ist.

Wir wollens ändern und wollens bessern. Wir wollen fleißig Hand und Geist an und in alles legen, was den Menschen fördert auf der Bahn nach oben. Wir wollen unserer Herkunft nachforschen, nicht mit der Enge des ewig fertigen, abgeschlossenen Glaubens, sondern mit der Weite, Tiefe und Höhe forschenden, drängenden Wissens. Aus der Vergangenheit und Gegenwart lesen wir unsere Zukunft. Wir schlagen Brücken in die Tiefen vergangener Jahrmillionen und überspannen mit unserm unendlichen, ungebundenen Geiste die Milliardenweiten des Weltalls. Gewiß weiß der Mensch von heute noch nicht alles; aber der der Zukunft, der aus uns geboren wird, der Mensch, in welchem wir weiter leben, soll alles wissen und alles können. Das ist unser „Bibelglaube", unsere feste Zuversicht, in der uns kein Herrscher des Staates und der Kirche wankend machen kann.

Gerade die Volkserzieher in allerlei Stand und Beruf werden ihre ganze Kraft daran setzen, der neuen Weltanschauung, wie sie Goethe vorgeahnt, um der Wahrheit willen, um des Glückes der Menschen willen zum endgültigen Durchbruch zu verhelfen.

Daß auf diese Stufe des Werdens wieder einmal eine höhere kommt, ist gewiß. Aber gerade diese Erkenntnis zwingt uns, zunächst die der Entwicklungslehre*) zu erklimmen. Im Werden der Welt gibts keine Sprünge, ebenso wenig wie es Stillstand oder unbedingten Tod gibt. Wir jedenfalls wollen uns frei weiter entwickeln! Mögen die Diener der Staaten und Kirchen einstweilen noch stillstehen und so oder so „glauben"! Aber es wird die Zeit kommen, da auch sie mit müssen . . .

Wilhelm Schwaner.

*

## IX.

Hochverehrter Herr Pfarrer!

Ob ich mich getraue, eine Sternenpredigt vor allem Volk, vor „Gebildeten" und „Ungebildeten" zu halten? Hier ist sie!

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir . . . Germanenbibel II, S. 75. Kant 52.

*) Da es für mich keinen Anfang und kein Ende gibt, sondern nur Ewigkeit und ewige Wiederkehr, so kann die Entwicklungslehre selbstverständlich nur — „Theorie", nur Frage sein.

Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen;
Sie können nachtverirrt die Heimat nicht erlangen.
Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im weglos dunklen Raum.
Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
Als ob der Erde Weg er wollt am Himmel lernen —
Die Felsen blieben stumm; die Bäume sagten nichts;
Die Sterne leuchteten mit einem Streifen Lichts:
Zur Heimat deuten sie — wohl dem, der traut den Sternen!
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

Rückert, Weisheit des Brahmanen I, S. 29.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Germanenbibel I, 1918. S. 139. Goethe 49.

Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die bessre Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.
Ihr stürzt nieder Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen!

Germanenbibel I, 1918. S. 184. Schiller 3.

Immer habe ich den Menschen mißtraut, die ihr ganzes Denken, Reden und Handeln vorzugsweise auf die Dinge „dieser Erden-Welt" gerichtet halten. Sie glauben zwar, dadurch in höherem Grade als die Sternendeuter und „Spoikenkieker" Herren der Dinge zu werden; aber ihr Wesen und Leben beweist, daß ihr „klarer Wirklichkeitssinn" nichts ist als eine Unterwerfung des Geistes und der Seele unter die Herrschaft des Irdischen und — Allzuirdischen. Sie sind die Sklaven der Dinge und Sachen geworden, bilden sich aber ein, in ihrer Sachlichkeit und „Nüchternheit" eine Art höheren Menschentums vorzustellen. Belustigend und traurig zugleich stimmt es, wenn diese „Praktiker des Tages" gegenseitig einander „Materialisten" schimpfen: wenn der Antisemit den reichen Juden seines Besitzes wegen verketzert, der Zeitungsjude unseren Blutsvölkischen als nordischen „Kollegen" verhöhnt — sie haben in der Tat beide Recht und haben beide Unrecht. Sie sind beide nur Stoffmenschen, Alltagsmenschen, Eintagsfliegen. Vom Geist und von der Seele haben sie beide nichts ergriffen und beide nichts begriffen. Vom Sternenglauben unserer Höchsten und Weisesten sind sie — sternenweit entfernt. Sie sind wie die Blume auf dem Felde, die heute blüht und morgen schon welk ist, von der man nach einigen Tagen kaum noch etwas sieht; die selber ebenfalls nichts weiß und nichts bewirkt als bestenfalls das eine: Nachkommen zu hinterlassen, Nachkommen mit „neuem" Eintagsleben . . .

Manchmal, wenn ich in der Berliner Philharmonie den Tondichtungen des großen Himmelspredigers Beethoven lauschte — „fromm geneigt, mit glüh'nden Wangen" — packte mich dieses Wort GOTTes so tief, daß ich alle die herbeiwünschte, deren Beruf es ist, auf die breiten Menschenmassen regierend, beratend und erziehend einzuwirken, damit doch auch sie eine Ahnung bekämen von jenem Unaussprechlichen, das uns hinwegreißt vom Alltäglichen und „Gemeinen", hinauf in die Ebenen des Lichts und der Liebe, der Klarheit und der Wahrheit . . .

Oder wenn ich droben in sternenheller Nacht auf meinem lieben Hermannsberge stand und den uhrenmäßig langsamen und stillen Gang der Planeten vorbei an den blitzenden Sonnen der Millionenferne beobachtete, dann wünschte ich mir als Schulstube und Kirchgemeinde das Dorf drunten um mich versammelt zu einer Predigt über die Lämmerherde des Himmels. Mit dem Finger würde ich meinen großen Kindern das ABC und das Einmaleins der Sternenkarte schon vorher klargemacht haben; ich würde sie darauf hingewiesen haben, was es bedeutet, wenn ich meinen Finger in gewisser Entfernung gegen das Fenster halte und ihn nun bald allein mit dem rechten, bald mit dem linken Augen betrachte — er verändert seine Stellung gegen den Hintergrund in geradezu auffälliger Weise: bald steht der Finger auf der Scheibe des linken, bald auf der des rechten Fensterflügels, obgleich ich meine Körperstellung nicht im geringsten verändert habe. Je nach der geraden Entfernung des Hintergrundes von Auge und Finger rücken aber auch die seitlichen Entfernungen. Und mit Hilfe dieses Winkels, der entsteht, wenn man die Mittelpunkte beider Augen mit dem entfernt gehaltenen Finger verbindet, kann man die Entfernung des Fingers — oder irgend eines anderen Punktes draußen berechnen. Man nennt die scheinbare Verschiebung eines Gegenstandes gegen seinen Hintergrund bei Standwechsel des Beobachters (des Auges) die Parall-Axe. Solche Verschiebungen bilden bei jeder Eisenbahnfahrt das reine Hasenjagen in der Landschaft — obgleich in Wirklichkeit Baum und Strauch und Dorf und Berg genau da bleiben, wo sie waren. Nur der Beobachter verändert seinen Standpunkt. Nun ist aber auch die Erde solch ein „Eisenbahnzug", noch dazu einer, der in einer einzigen Sekunde 30 Kilometer, d. h. rund 10 000 Kilometer in der Stunde während seines Laufes um die Sonne zurücklegt. Und während unser Erdzug um die Sonne rast, eilt die Sonne selber mit einer ähnlichen Geschwindigkeit — 29 Kilometer in der Sekunde — im All der Milchstraße dahin, einer anderen Sonne zu, die als Deneb im Sternbilde des Schwan im nördlichen Himmel leuchtet und Hunderte von Lichtjahren weit von uns entfernt ist. Was das bedeutet, ermißt man, wenn man weiß, daß die Lichtwelle in einer Sekunde 300 000 Kilometer zurücklegt, in der Minute also 60 mal 300 000 Kilometer, in der Stunde 60 mal 18 Millionen Kilometer, also 1,08 Milliarden Kilometer! 1 Kilometer verhält sich demnach zu einem Lichtjahr wie eine Sekunde zu 60 000 Jahren! Und die Entfernungen der Sterne voneinander, die man mit Hilfe des Besselschen Parallaxen-Heliometers (Sonnenmesser) genau abschätzen kann, beträgt das Zehn-, das Hundert- und Tausendfache dieser an und für sich schon märchenhaften Zahlen. Da kommt einem ganz unwillkürlich der Vers des alten Gesangbuchliedes ins Gedächtnis:

„Wenn ich dies Wunder fassen will,
So steht mein Geist vor Ehrfurcht still —
Er betet an, und er ermißt:
Daß Gottes Lieb unendlich ist."

Wir wissen zwar alle, daß Sonne und Mond an entgegengesetzten Punkten des Himmels auf- und untergehen, daß der Tagesbogen der Sonne im Sommer größer ist als im Winter, obgleich auch das fast alle unsere Großstädter niemals selber örtlich festgestellt haben; sie „erleben" nur, daß im Winter die Tage kürzer sind als im Sommer, haben aber nie beobachtet, daß die Sonne am 22. Brachmonds den nördlichsten, am 22. Julmonds den südlichsten Schnittpunkt des Horizontes erreichte und dementsprechend den höchsten oder tiefsten Mittagspunkt am

Tage durchschnitt. Die „kleinen" Sterne haben kaum Bauersleute, die doch auf die Himmelsbeobachtung eingestellt sind, aneinander vorbeiziehen sehen. Hier und da hat wohl ein aufmerksames sinniges Kind in durchwachter Abendstunde vom Bette aus durchs Fenster einen unserer leuchtenden Planeten auf der Himmelswanderschaft gefunden. Aber auch das waren für den jungen Menschen in der Regel nur Augenblicksbilder. Denn niemand war da, der dem kleinen Beobachter tiefergehende Fragen hätte klar und sicher beantworten können, etwa, ob die Sterne alle wandern, warum der eine schneller, der andere langsamer; warum der dritte gar rückläufig sich zu bewegen scheint; keiner konnte ihm sagen, warum der eine Stern bläulich, der andere weiß, der dritte rötlich „blitzt"; was die Milchstraße mit ihrer Gabelung und dem Sackloch vor der Teilung bedeutet; keiner hat je darüber nachgedacht, daß das Sternbild des „Großen Bären" vor Jahrhunderttausenden ganz anders aussah wie heute, und daß der „Wagen" in Jahrmillionen wieder ganz auseinandergerissen oder ineinandergeschoben aussehen wird; keiner konnte dem Kinde bedeuten, daß die Himmelshohlkugel wie die „Erdkugel" einen „hin- und herpendelnden" Nord- und Südpol hat und daß unser Polarstern nicht mehr derselbe ist, oder daß er anderswo steht, als ihn die Himmelsbeobachter zur Zeit der Erbauung der Cheopspyramide sahen. Und alle diese Tatsachen und die Wege, auf denen man das fand, die Instrumente, mit denen man das bis auf Sekunde, Kilometer und Gewichtsteil genau feststellte, alles das ist doch hundert- und tausendmal wichtiger als die Tagesnachricht, ob Lloyd George oder „Prof." Wilson oder „Rechtsanwalt" Poincaré eine neue Welt-Sittenpredigt gehalten hat. Denn das ist sicher: wenn der Lichtstrahl unserer Sonne von heute das Auge eines Planetenfahrers in der Sterngemeinde der Sonne Deneb im Schwan erreicht, dann leuchtet von der höllischen Weisheit dieser drei irdischen Menschen-Eintagsfliegen nicht das kleinste Fünkchen mehr. Vielleicht ist bis dahin unsere leuchtende Sonne samt all ihren Kindern und Enkeln mit einer dunklen Sonne zusammengerannt und ist — wie wir vor einigen Jahren im Sternbilde des Perseus nahe der Milchstraßengabelung beobachten konnten — über Nacht — zu leuchtendem, wirbelndem Weltnebel geworden, aus dem sich in Jahrmillionen eine ganz neue Sonnen- und Planetenfamilie bildet mit ganz anderen und höheren Daseinsformen. „Dunkle Sonnen?" Gibts denn auch dunkle Sonnen? Woher weiß man das? Und wie hat man das gefunden? Das weiß man ebenso genau, wie man die bewegende Annäherung oder Entfernung eines Sternes, wie man seine Stoffzusammensetzung und seine Dichtigkeit, d. h. seinen gasförmigen, feurigflüssigen oder festen „Aggregatzustand" berechnen kann. Mit dem Weltwärmemesser, dem „thermoelektrischen" „Bolometer" des Amerikaners Langley, kann man Strahlen aus dem dunklen Reiche des Lichts bis auf ein Zehnmillionstel Grad Celsius nachweisen und messen, kann also feststellen, ob ein unbekannter dunkler kalter Weltenkörper auf uns zukommt oder sich entfernt . . . Und mit Prisma (Brechglas) und Beugungsgitter „spektrographiert", bringt man auf die Photographenplatte des Spektrums den Nachweis selbst der winzigen Mengen der verschiedenen Urstoffe (Elemente) von den Welten da draußen . . .

Mit Hilfe aller jener feinen Werkzeuge unserer Sternwarten stellten unsere Forscher fest, daß jener Zusammenstoß zweier „Himmels-Eisenbahnzüge" im Bilde des Perseus vor ungefähr 200 Lichtjahren, d. h. ums Jahr 1700, zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges — des wilden Schwedenkarl und des eitlen ersten Preußenkönigs Friedrich, — stattgefunden hat und daß die Strahlen dieses neuen Weltennebels aus unserem Jahre 1710 (etwa) nur darum so rasch wieder verblaßt und verschwunden sind, weil dieses Durcheinander ja auch nicht stille steht, sondern in rasender Geschwindigkeit durch die Milchstraßenwelt saust, vielleicht in entgegengesetzter Richtung seitwärts, als in der wir laufen. Ständig ereignen sich, wie die Photographenplatte der Sternwarte (d. h. die Lichtbildaufnahme der Sternwarte) nachweist, da „droben" solche „Unglücksfälle", die aber trotzdem weiter nichts bedeuten als ein Krieg auf Erden, ein Wechsel der Jahreszeiten oder der Tod einer — Pflanze. Denn in dem Heer der Milchstraßen wird mit anderen als mit Erzberger- und Scheidemann-Maßen gemessen. „Heer der Milchstraßen?" Gibt es denn viele Milchstraßen? Ungezählte! Auf der Lichtplatte des Forschers findet man an jenen Stellen, an denen das größte und beste Fernrohr der Welt blasse Lichtnebel andeutet, ungeheure Sternenschwärme in Spiralenform, bald „stehend", bald „liegend", bald rechts, bald links geneigt, bald von der „platten" Seite, bald auf die „Kante" gesehen. Und damit war auch das Rätsel „unserer" Milchstraße enthüllt, in deren innerer Windung wir mit unserer Sonnenfamilie die dritte Bewegung durch den Weltenraum machen — auch die Milchstraßen „kreisen" und „marschieren" — wir wissen nun, warum ein Teil der Sterne „links", ein anderer „rechts" an uns vorüberzieht: das hängt davon ab, in welcher Windung der Spirale sie laufen.

Und dann stelle man sich vor, daß in jedem Wasser- und Blutströpfchen, genau wie da droben, Millionen „Welten" als „Jonen" und „Elektronen" umeinander sausen, und daß Millionen und Abermillionen der Großwelten unserer Kleinsten im eigenen Körper leben, daß sie selbst dann nicht stille stehen, wenn „dieser Leib in Nichts zerfällt", wenn er im größeren „All der Erde" sich wieder auflöst, wie die Sonnen und Planeten des Perseusnebels im Weltenstaube der Milchstraße „vergangen" sind, in einer Entfernung von 2 Trillionen Kilometer!!!

Ist es nicht lächerlich, mindestens aber kurzsichtig und dumm, wenn wir uns um ein Rassewitzchen, um ein Parteiprogramm-Sätzchen oder um ein Bißchen Afrika und Asien aufregen und — totschlagen? Wir müssen heraus aus der Straßenenge der Weltstadt, die uns die Welt des Himmels da droben verhängt und damit um die Welt der Seele und des Geistes betrogen hat. Wir müssen auch den durch den Weltsinn und die Eintagspolitik der Großstadt-Zeitungsmacher verführten und verdorbenen Landmann wieder in sternenheller Nacht auf den Berg führen und ihn mit der lieben alten Bibel fragen: „Siehe gen Himmel und zähle die Sterne! Kannst Du sie zählen? Also soll Dein Same werden!" (1. Mose 15, 5.) In den Sternen stehts geschrieben, woher wir kamen, wohin wir gehen, was wir sind und warum wir sind. Kannst Du es fassen? Oder doch ahnen?

Wanderer zwischen all diesen Welten, will das allzukleine und allzuerbärmliche Bißchen Diesseits der Stunde und des Ortes Dich wieder einmal von der großen und ewigen Welt da droben, von Gott wegreißen, so nimm Deine Germanenbibel vor, schlage auf den ersten Band, und bete mit gefalteten Händen den 1. Psalm aus Schiller:

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug —
Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
Bis am Strande ihrer Wogen ich lande,
Anker werf, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.
Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen nach den lockenden Zielen;
Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon — sternenleer . . .
Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts
Nebliat trüber Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.
Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen: „Halt an, Waller! Was suchst Du hier?"
„„Zum Gestade seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht!""
„Sieh, Du segelst umsonst! Vor Dir — Unendlichkeit!"
„„Steh, Du segelst umsonst: Pilger auch hinter mir!
Adlergedank dein Gefieder!
Kühne Seglerin Phantasie,
Wirf ein mutloses Anker hie!""

Bedeutet das nicht schon Himmelsmacht, so etwas überhaupt nur denken zu können? Kommen wir mit solchen Gedanken nicht schneller und sicherer los vom Staube der Parlamente, Konzilien, Volksversammlungen und Zeitungsartikel, hin zu dem allgegenwärtigen, allmächtigen, allwissenden, allweisen und allgütigen GOTT, dem Herrn und Meister aller himmlischen Heerscharen, als durch das Aufsammeln von Goldschätzen und Landbezirken? Gewiß bleibt das Wort: „Halte, was Du hast, daß niemand Deine Krone nehme!" Aber die Krone ist eben mehr, als was die Hand „hält": sie ist unser himmlisches Gut; denn sie schmückt unser Haupt, als den Träger der Gedanken, die im Herzen geläutert worden. Vor wie hinter Dir Unendlichkeit und Ewigkeit in Raum und Zeit — lohnt es wirklich, diese winzige Sekunde des Lebens auf Erden mit Maulwurfs- und Hamstergedanken auszufüllen? Nimm Flügel der Morgenröte und schwebe in Siriusfernen, wenn sie Dir nach dem Bißchen Leben trachten! Laß ihnen den Rock, und hüte hinter nackter Brust die Stelle des Herzens — da wohnt die Ewigkeit, da wohnt die unendliche und unbegrenzte Liebe, da wohnt GOTT! In Dir! In Deinem Innern ist ein Universum auch!

✲

## X.

Nach dem Zusammenbruch am 9. Nebelungs 1918 hat ein großes Reinmachen in allen Staatsämtern und Gesetzesschränken begonnen. Die ältesten und heimlichsten wie die neuesten und längst bekannten Akten werden hervorgeholt, vor allem Volke ausgebreitet und als Beweisstücke gegen die „verbrecherische" alte Regierung gehandhabt. Auf diese Weise glaubte man die eigene Stellung unantastbar zu machen, nach innen wie nach außen. Diese Richter übersahen, daß man nicht unfehlbar wird, indem man den anderen die Köpfe abschlägt und sie dadurch mundtot macht. Auch der einfachste Mensch weiß heute, daß am lautesten die Sünder nach Sündenböcken rufen (wie die Diebe nach Dieben). Es gibt kein Gebiet mehr, auf dem die neue Regierung in der kurzen Zeit ihres Seins nicht ebenso widerspruchsvoll, einseitig parteipolitisch und standesfeindlich gehandelt hätte wie die voraufgegangene in ganzen Jahren und Jahrzehnten. Das mag naturnotwendiger Ausgleich sein; aber es ist noch lange keine Gerechtigkeit. Es ist sogar unvernünftig, weil es als Rache erscheint. Und Rache erzeugt Gegenrache, wie Blut nach Blut schreit. Wodurch also der Krieg von den „Kriegsgegnern" selber in den Dauerzustand übergeführt wird, nach innen wie nach außen. Und woran weder das welsche Hochgericht in Paris, noch die angelsächsische Wasserpolizei auf dem Meere etwas geändert hat. Denn es fehlte ihnen allen die Liebe. Nur die Liebe verbürgt den Frieden. Es ist freilich oft genug gesagt worden, welche äußeren Umstände einer dauernden Herrschaft der Liebe entgegenwirken. Aber die Regierenden und Wissenden — die doch bei den sogen. Westvölkern sämtlich zum Christentum sich bekennen — sollten wenigstens den Versuch gemacht haben, in der Zeit der blutenden Leiber und wunden Herzen den Balsam des Christentums in der Weltkrankenstube anzuwenden. Weil sie das nicht taten, werden sie vor dem Weltgericht trotz aller Pastorenmätzchen als genau dieselben Sünder dastehen, wie die, über die sie zu Gericht saßen. Auch sie sind nicht gerecht geworden durch den Zufallstitel der weltlichen Macht.

Im „neuen" Preußen wurde am eifrigsten gearbeitet unter dem Regiment des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Auch dort nach dem eben erwähnten Naturgesetz. Nirgends ist so furchtbar gesündigt worden wie in dem alten Ministerium der geistlichen und Medizinal-Angelegenheiten, dem sogenannten Kultusministerium (gegen die Kultur). Wo blieb während der vier Kriegsjahre der flammende Einspruch der Kirchen gegen den teuflischen Kriegswucher, gegen die verbrecherische Hamsterei der Besitzenden und Herrschenden? Wo das laute und fordernde Wort für die leiblich, geistig und seelisch Notleidenden in Schützengräben und Armenhaus? Gewiß, es gab hier und da einen Geistlichen, der den Rock des „Gemeinen" anzog und mit den Landsern aus der „Goulaschkanone" aß — aber das waren weiße Raben. Darum kam die große Trübsal über die Kirche — sie war ja längst nicht mehr dessen, der nicht hatte, wohin Er sein Haupt legen konnte . . .

Der neue Herr hatte alsbald die geistliche Schulaufsicht mit einem Federstrich beseitigt und hatte damit nichts weiter getan, als was die Lehrer mit Recht schon seit 70 Jahren forderten, was die Herren Pastoren auch für sich verlangten — indem sie die Juristen als Konsistorialherrscher ablehnten — was selbst die Bauern, Handwerker, Arbeiter und Soldaten in ihren Sach- und Fachräten durchgesetzt haben. Es steht nirgends als Ewigkeitsgesetz geschrieben, daß die Gemeinde- und Staatseinrichtung der Schule ein Ableger oder gar ein Handwerkszeug der Kirche wäre. Mag die Kirche sich auf alte geschichtliche und Gewohnheitsrechte stützen — kein vernünftig denkender Mensch wird ihr diese wohlerworbenen Rechte streitig machen — aber die Schule ist ihr im Gange der Entwicklung mindestens ebenbürtig geworden. Ja, sie erscheint vielen unabhängig und gerecht denkenden Menschen wichtiger für den Staatsbetrieb als die Kirche. Denn in ihrer Hand ist die Jugend und damit die Zukunft des Volkes (und Staates). Also hat der Staat darauf zu sehen, daß er allein Herr der Schule ist, um so mehr, als in nicht wenigen überaus wichtigen Fragen priesterliche und

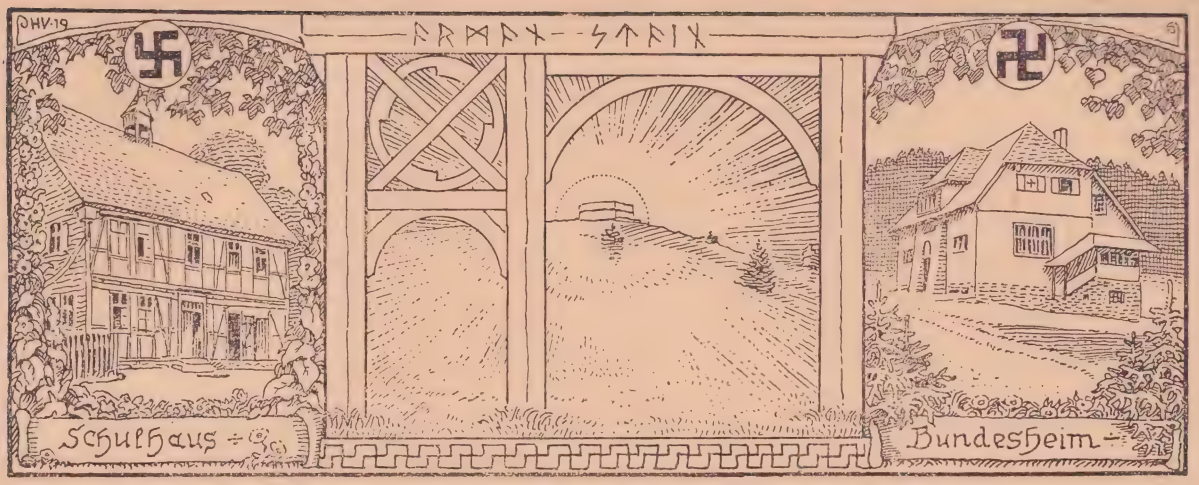
staatliche Ansprüche schnurstracks widereinanderlaufen. Worunter immer am meisten die Volksschullehrer zu leiden hatten . . .

Nach dem Willen der neuen Herren sollte der Religionsunterricht vom Lehrplan der Schulen verschwinden — es solle dem Ermessen der Eltern anheimgestellt werden, ob sie ihre Kinder an einem kirchlichen Unterricht der Geistlichen außerhalb des Schulbetriebes teilnehmen lassen. Auch religiöse und wahrhaft fromme Lehrer haben längst diese Forderung erhoben, einmal, weil ein echter Schulunterricht an sich in allen Fächern religiös bildend ist; zum anderen, weil wir bisher gezwungen waren, die Geschichte eines uns wesensfremden Hirtenvolkes schlechtweg als die alleinseligmachende Religion zu betrachten, während die Geschichte unseres eigenen, des germanisch-deutschen Volkes, als heidnisch und barbarisch im Nebenfach beinahe verächtlich behandelt wurde; zum dritten, weil selbst in der sogen. Simultanschule der Unterschied zwischen evangelisch und katholisch, zwischen „dissidentisch" und jüdisch nicht verwischt, sondern eher nach verschärft wurde. Man erinnert sich, daß in manchen „gut" katholischen Schulen nicht gesagt werden durfte, warum nicht bloß den Protestanten, sondern allen Deutschen Wittenberg eine „heilige" Stadt ist . . . Sorgt also das Ministerium für Volksbildung dafür, daß der gesamte Unterricht: Geschichte der Deutschen, Geschichte der Menschheit, Geschichte der Welt, Beschreibung der Natur, Lehre vom All, Singen, Wandern und selbst — Tanzen (man denke an Moses' Schwester Mirjam!) Religion wird; verfügen die Herren dieses Amtes gar ein besonderes Fach für Kultur- und Religionsgeschichte mit ergänzendem Gesetzes- und Sittenunterricht, gipfelnd im Leben und in der Lehre Jesu Christi, so ist nicht einzusehen, warum nicht dieselben frommen und gewissenhaften Lehrer mindestens dieselben Erziehungsergebnisse erzielen sollen wie unter der alten Herrschaft. Auch das steht nirgends geschrieben, daß die Kirchenschulen Deutschlands — die zu Unrecht Volksschulen hießen — für die Ewigkeit vom Jordan her ihren wichtigsten Stoff beziehen müßten. Eckehart, Luther, Kant und Goethe haben mit ihrem Leben und Wirken (in richtiger Fassung) unserer Jugend und unserem Volke mindestens dasselbe an Wert, wenn nicht mehr, zu geben als Abraham, Isaak und Jakob oder David und Salomo . . .

Noch ein Wort über die Trennung von Kirche und Staat! Daß ein kirchenfreies Volk weder innerlich noch äußerlich schwächer zu sein braucht als ein kirchlich regiertes, bewies die Erhebung Frankreichs und die Kraft Nordamerikas. Denn diese beiden haben uns „kirchenfromme" Deutschen auf der ganzen Linie geschlagen. Hätten wir ein Freies Reichsamt der Seele und eine wahrhaft deutsche Volksschule gehabt, wären wir wirklich ein religiöses Volk gewesen, so hätten uns die Feinde daheim und draußen nimmermehr übermocht. Aber noch sind wir nicht vernichtet. Noch stehen die Kirchen — sie werden auch stehen bleiben und werden gewiß stärker und gläubiger denn je besucht werden, wenn die Pastoren nicht mehr Pfarrherrn, Geistliche und Staatsdiener, sondern lediglich Seelsorger, Nachfolger Christi im Geist und in der Wahrheit sind. Wenn sies begreifen, daß nicht das Volk ihret- und der Kirche wegen da ist, sondern umgekehrt sie um des Volkes willen (das der geistigen Leitung und des seelischen Zuspruchs auch in Zukunft bedarf): dann wird die Kirche Christi wie ein Fels im Meer allen Stürmen und Brandungen widerstehen. Die bei uns in Deutschland mit dem Gedanken eines Religionskrieges spielen — weil Staat und Kirche getrennt werden sollen — vergessen, daß auch hinter diesem „Schachzug" die feindlichen Westmächte, ja, noch höhere Mächte standen und daß nichts bestehen kann, was nicht von innen seine beste Kraft bezieht. Kann die Kirche nur vom Staate leben, so ist sie nichts weiter und nichts mehr als die — Sozialdemokratie oder irgend eine andere politische Partei. Denn dann lebt sie wie diese von den Fehlern und von der Vergewaltigung der anderen. Jesus Christus aber, den doch die Kirche als ihren Stifter und ewigen Herrn und Meister ausgibt, lehnte jede Anlehnung an den Staat, jede Gehaltsannahme vom Staate, jede Abstempelung und Sicherung durch irdische Gewalten für sich und seine Jünger ab. Haben die Männer der Kirche ein Recht, mehr zu verlangen als der Sohn GOTTes? Oder gelten heute andere Bestimmungen als vor 2000 Jahren? Wenn ja, so wundert Euch nicht über den Wandel der Dinge auch in Schule und Kirche!

Luther hat in seiner Predigt vom Schulehalten gesagt: „Und ich, wenn ich vom Predigtamt und anderen Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein." (Br. Ausg. 5, S. 563). Dieses Wort mögen sich die lieben Pastoren und Pfarrherrn gesagt sein lassen. Sie sollen Schulmeister werden. Waren sie bisher Schulaufseher, so mögen sie nun im freien „Staate" der Schulen und Kirchen zeigen, ob sie ein inneres Recht dazu hatten, die fachmännisch gebildeten Lehrer und Lehrerinnen zu beaufsichtigen und zurechtzuweisen. Und wenn sie dann zehn oder zwanzig Jahre lang Knaben und Mädchen getreulich erzogen und gelehrt haben, und wenn sie bei diesem Volks- und Gottesdienst schließlich auch die Lehrer und Berater, die Geistlichen und Seelsorger aller geworden sind, dann wird sich auch äußerlich an ihnen bewahrheiten, was Luther in derselben Predigt einige Sätze vorher gesagt hat: „Man kann sie nimmermehr genug belohnen und mit keinem Gelde bezahlen." Warum sollte nicht in Deutschland möglich und gesegnet sein, was im kerndeutschen und frommen Siebenbürgen jahrhundertelang Brauch war: daß man die Seelsorger aus den älteren und erprobten Volksschullehrern wählt? Auch das steht nirgends im Neuen Testament geschrieben, daß Jesus oder seine Jünger Theologie studiert hätten oder daß von den Aposteln und ihren ersten Nachfolgern der staatlich abgestempelte Wissenschaftsbeweis gefordert worden wäre. Religion ist Herzenssache, nicht Verstandesschulung und Bücherangelegenheit. Und ich — um mit Luther zu sprechen — wenn ich vom Volkserzieheramt und anderen Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Geistlicher oder Seelsorger sein.

Sie waren schon immer vom selben „Handwerk" GOTTes, die Sorger der Seele und die Schärfer des Geistes: mögen sie endlich Amtsgenossen und Amtsbrüder der Freien Kirche Jesu Christi werden, zur Vertiefung und Verlebendigung der Religion, zum Segen unseres gekreuzigten deutschen Volkes und zur Ehre GOTTes! Amen.




# Zur Geschichte des Volkserzieherwerkes.

Der kleine Kreis, der Mitte Brachets 1897 über die an anderer Stelle dieses Buches im Bilde der ersten Volkserzieher-Nummer gedruckten Leitsätze beriet, setzte sich zusammen aus Freunden der „Kieler Neuesten Nachrichten" 1894—96 und der mit ihrem Begründer Martin Glünicke 1897 schlafen gegangenen „Berliner Reform". Da war Philipp Recknagel, den die Leser des „Volkserziehers" unter P. Nordheim kennen und schätzen gelernt haben; da war der sonnige Karl Schönebeck; da war der feine Kunstkritiker Willy Lentrodt; war der christlich-soziale „Friedwart" Prof. Dr. Karl Jordan; war der geistige Führer der deutschen Postassistenten Friedrich Schubert und andere.

Besonders lebhaft wurde damals durchgesprochen die Frage um den Titel des zu gründenden Blattes. Moritz von Egidy, der wenige Tage vor der entscheidenden Sitzung um die Patenschaft gebeten war, hatte zustimmend geantwortet: „Ich halte es für meine Bewegung durchaus förderlich, wenn jetzt mehr Egidy-Blätter entstehen, insbesondere, wenn eins kommt, das sich vorzugsweise an die Lehrer wendet!" — Egidy riet, für den Fall, daß in absehbarer Zeit eine Tageszeitung auf unserer Wochenschrift sich aufbauen könne, zu dem Titel „Der Unabhängige" oder „Der Selbständige". Aber er betrachte diesen Titel als sein geistiges Eigentum, das er nicht hergeben könne, wenn ihm nicht ein bestimmter persönlicher Einfluß, ein Einspruchsrecht, eingeräumt werde. Da eine solche Bindung und Festlegung unmöglich war — gerade des Namens und Inhalts der Zeitung wegen — so handelte es sich um drei andere Titel: 1. „Der Volkserzieher". Egidy meinte, das Wort verpflichte derart, daß man es anfangs kaum werde ertragen können. Immerhin liege es am leitenden Manne und an seinen Mitarbeitern, ein wirkliches Volkserziehungsblatt daraus zu machen. Und dazu seien nicht einmal sogenannte große Namen nötig. Ihm scheine die Frische, die „Jungfräulichkeit" im ernsten schriftstellerischen Wollen selbst bisher unbekannter Männer und Frauen viel mehr versprechend. 2. „Der Tag", für den Fall, daß gleich eine große Berliner Tageszeitung werde; 3. „Die Woche", für den dritten, daß wir beim achttägigen Erscheinen bleiben. (Die beiden letzten Köpfe hat bald darauf der ehemalige Zeitungskönig August Scherl zweien seiner Unternehmungen aufgesetzt.)

Bei uns sollte gleich von Anfang an deutlich zum Ausdruck gebracht werden, daß der Volkserzieher ein Blatt für Volkserzieher in Schule, Familie und öffentlichem Leben sei. Durch Umstellung der Worte in richtige Folge erhielten wir den bis heute fast unverändert gebliebenen „Kopf". Er soll auch bleiben, trotz der Anfechtungen, die er noch jetzt selbst von durchaus wohlgesinnter Seite erfährt; aber es sollte mehr beachtet werden, was wir bei jedem Volkserzieher voraussetzen: daß er Selbsterzieher sei. Selbsterzieher sind Volkserzieher. Wenn wir es als unsere heiligste Pflicht ansehen, uns selbst zu erziehen, gemäß dem alten Worte: „Achte Dich selbst!" und da wir doch auch zum Volke gehören, so dürfen wir uns mit Fug und Recht Volkserzieher nennen. Und unsere Zeitschrift wollen wir also bezeichnen als „der Volkserzieher Blatt für Familie, Schule und öffentliches Leben".

Von den Mitarbeitern des ersten Jahrganges seien außer den Gründern genannt der belesene, poetische Friedr. Binde (der inzwischen in den Schoß einer seligmachenden christlichen Kirche zurückgekehrt ist); Prof. Lehmann-Hohenberg in Kiel, der später den „Volksanwalt" gründete; der Volksschullehrer Johannes Langermann, der die grundlegende Schrift „Probleme der Erziehung" herausgab; der Heilpädagoge Richard Engel in Bonn, der Köpenicker Stadtrat Hugo Schüßler; die Schriftstellerin und Dichterin Anna Plothow; der Philosoph Dr. J. Unold in München; die Deutsch-Russin Ludmilla von Rehren; der Graf Carl Reina; der pädagogische Schriftsteller und Lehrer Robert Gramse, der Landwirtschaftslehrer Friedrich Rupp-Oranienburg. Außerdem hatten wir von Anfang an das Recht, aus Egidys, Nietzsches und Roseggers Schriften beliebig abzudrucken und haben es später erhalten für die Schriften Houston Stewart Chamberlains, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fr. Delitzschs, Univers.-Prof. Dr. Kurt Breysigs, Univers.-Prof. Dr. Ludwig Wahrmunds, Univers.-Prof. Dr. Walter Kinkels u. a.

Alle diese Männer und Frauen, die es durch den selbstlosen Verzicht auf jegliches Entgelt ermöglichten, daß wir „unsere Sache auf nichts“ stellen konnten, sind also zu den Mitbegründern des „Volkserziehers“ zu rechnen. Aber es fehlt noch einer, dessen Namen zu verschweigen undankbar wäre: der Inhaber der Firma Anton Bertinetti, Albert Satow. Obgleich politisch und sozial andersgläubig, obgleich durch und durch Geschäftsmann und unbedingt Wirklichkeitsmensch, vertraute er doch unserer Sache, nachdem er an einem warmen Frühlingsabend des Jahres 1897 die Leitsätze der neuen Zeitschrift mit eingesehen hatte.

Wir gaben das erste Vierteljahr, in welchem der „Volkserzieher“ halbmonatlich erschien, umsonst und ließen uns nur für Versand und Verpackung 30 Pfg. zahlen. Es gingen Auflagen von 5000—15 000 hinaus: Berlin, Pommern, die Rheinlande, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau mit Waldeck wurden planmäßig umworben. Wir gewannen damals rund 1700 zahlende Bezieher, die aber auf etwa 1000 fielen, als wir beim ersten Vierteljahrswechsel mit dem wöchentlichen Erscheinen den Preis auf 1 Mark festsetzten.

Die erste große Sorge kam über den „Volkserzieher“, als im zweiten Jahre seines Bestehens der damalige Regierungspräsident von Rheinbaben — später Innen- und dann Finanzminister — auf Grund einer Anklage gegen unsere Mitarbeiter Friedrich Binde, Christian Ommerborn und Willy Schlüter, und auf Grund der Tatsache, daß Egidy im Vordergrund unseres Wirkens stand, das Lesen „dieses verkappten Sozialisten- und Anarchistenblattes“ den Lehrern des Bezirks Düsseldorf bei Strafe der Amtsentsetzung verbot. Zwar blieben einige mutige Wuppertaler treu; aber die Mehrzahl ging ab und kam teilweise erst nach Jahren ganz verschüchtert wieder.

Alle Versuche, das durchaus ungerechtfertigte und harte Verbot aufzuheben — es liefen eingeschriebene Briefe mit beiliegendem „Volkserzieher“ an die Düsseldorfer Regierung, an den Präsidenten, ja, selbst an den Kultusminister — blieben unberücksichtigt; erst als der schneidige Rheinbaben ins Ministerium berufen wurde, da hat man in Düsseldorf sein Russen-Verbot stillschweigend aufgehoben. Es war noch so ein echtes Stückchen aus der Schnüffelzeit des Sozialistengesetzes, den gut deutschen, wenn auch unabhängigen „Volkserzieher“ zum Anarchistenblatt behördlich zu stempeln und seinen Schriftleiter unter polizeiliche Geheimaufsicht zu stellen. Man hatte ihn inzwischen auch bei der Berliner Polizei politisch verdächtigt, und so fand er sich von da ab in der Pferdebahn, in Versammlungen und selbst bei Spaziergängen und in der Familie monatelang unter „kriminalistischer Kontrolle“. Die Spitzel sind ihm bis in die Druckerei nachgestiegen; sie versuchten sich sogar unter fremden Namen in die Freundesabende einzuschmuggeln und in der Unterhaltung unverfänglich auf den Kaiser zu hetzen. Aber den Kerlen gelang alles vorbei, und schließlich wurde einer ihrer Unverschämtesten, der sich recht auffällig und dumm mit rotem Vorhemd, roten Manschetten und Kragen gezeichnet hatte, hinausgeworfen, indem er für seinen „hohen“ Auftraggeber eine mündliche Einladung zu den offenen Mittwochabenden mitbekam. Von da ab haben diese Elenden und Ehrlosen den „V.-E.“ gemieden. Aber ein wohlgesinnter Polizeileutnant, der bald darauf um Rat gegen solche unerträgliche Spitzelei gefragt wurde, meinte: „Lassen Sie doch die Silbe „Volk“ von Ihrem Erzieher! Dann klingts nicht mehr so demokratisch und macht Sie unverdächtig!“

Es ist wohl möglich, daß der Titel unseres Blattes einer weiteren Verbreitung zunächst hinderlich war. Einmal aus dem Grunde, weil die erste Silbe „polizeiwidrig“ erschien, zum andern, weil sich niemand erziehen lassen will; denn dann gäbe er ja zu, daß er „unerzogen“ sei. Heute scheint man diese Bedenken nirgends mehr zu hegen: dort hat man sich an die ewige „Gefahr“ gewöhnt — — selbst die „feudalen“ Konservativen sind wie die päpstlichen Zentrumsleute und die bürgerlich satten Liberalen noch vor Jahresschluß 1918 „Volkspartei“ geworden! — hier hat man endlich eingesehen, daß uns trotz der Schulmeisterei nichts ferner liegt, als unsere Leser schulmeistern zu wollen.

Eine neue und nicht minder schwere Gefahr wie die Rheinbabensche drohte uns, als Anton Bertinetti nach 1½ Jahren des Zuschusses — derselbe belief sich am 1. Gilbhartz 1898 auf rund 7000 Mk! — erklärte, er könne nun nicht weiter mittun, wenn nicht unsere Lage wirtschaftlich anders geregelt werde. Wohl waren hin und wieder nennenswerte Beisteuern in unsere Kasse geflossen, so aus Böhmen, aus Görlitz, aus Berlin u. a. O.; aber sie hatten nicht gereicht, die Ausgaben zu decken, vor allem die Druckkosten, die sich für die blanke „Volkserzieher“-Nummer auf weit über 200 Mk. stellten. Von den anderen Ausgaben, dem Schriftleitergehalt und den Geldern für die Mitarbeiter gar nicht zu reden.

Der Drucker war anfangs geneigt, dem Schriftleiter den „Volkserzieher“ zu schenken; aber solche Gabe, von der bestimmt anzunehmen war, daß sie noch einmal sehr wertvoll werden würde, konnte man ohne entsprechende Gegenleistung nicht annehmen. So wurde denn in Gemeinschaft mit Recknagel-Nordheim, Ernst Eberhardt und Karl Schönebeck im Herbst 1898 der Zeitschriftverlag „Der Volkserzieher“, eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht, ins Leben gerufen, der gleich im ersten Jahre seines Bestehens ein Barvermögen von rund 10 000 Mark durch Ausgabe von Anteilen zu je 50 Mark flüssig machte und dem Drucker die Zeitschrift auf rechtlich unverbindlichen Schuldenabtrag abkaufte.

Trotz einer gleichzeitig rege aufgenommenen und ununterbrochen fortgesetzten Werbearbeit — sämtliche 100 Genossen erhielten im ersten Jahre des neuen Betriebes von jeder Nummer fünf Stück zu Werbezwecken — kamen wir doch in den ersten Jahren nur wenig vorwärts: wir hatten um Scheiding 1900 bei einer Auflage von 2000 kaum 1500 selbstzahlende Leser. Zur Erläuterung und Nachahmung: einige von unseren vermögenden Freunden stifteten von Zeit zu Zeit freiwillige Beiträge zu Schenkstücken an weniger bemittelte Volkserzieher.

Die wirtschaftliche Lage änderte sich in geradezu auffälliger Weise, als um diese Zeit einer wieder drohenden Auflösung der Gedanke gefaßt wurde, unentgeltliche Probebezüge auszugeben. Da stieg die Zahl der festen Besteller allmählich auf 2000, 2500, 3000, 3300, und Ende Scheiding 1902 zeichneten wir in der Auflage 4500.

Am 1. Gilbhartz 1901 und am selben 1902 konnten aus dem Reingewinn der voraufgegangenen Geschäftsjahre an die Genossen des ersten Jahres, deren Anteil auf je 10 Pfg. gesunken war, die ersten Rückzahlungen stattfinden; ja, wir durften nunmehr auch daran denken, hin und wieder Ehrensold an die Mitarbeiter zu zahlen, das Einkommen des Schriftleiter-Verlegers zu erhöhen und schließlich eine bezahlte Hilfskraft dauernd einzustellen.

Eine unbezahlte andere Kraft, die aus reiner Hingabe sich ganz und treu in unseren Dienst stellte zu selbstloser Mitarbeit in der Verlags- und Versandabteilung, fanden wir in Siegmund Blanckertz (einem Sohne des Begründers des den meisten Lehrern bekannten Stahlfeder-Werkes Heintze und Blanckertz), der nach Egidys Tode von der „Versöhnung" zu uns herüberkam.

Zu dem wirtschaftlichen Aufschwung und der geldlichen Sicherstellung des Volkserzieher-Verlages hat allerdings auch jener schmerzhafte Schnitt mit beigetragen, den wir um die Zeit der zweiten großen Störung vornahmen: die Umwandlung der Wochenschrift in ein 14 Tage-Blatt zum selben Preise. Aber wir verloren damals nicht allein keine Leser, wenigstens nicht in der Zahl, sondern stiegen sogar — dank der Hilfe unserer vielen Freunde — um mehrere Hundert.

Jedenfalls hat auch die durch das seltenere Erscheinen gewährleistete Vertiefung des Inhalts, der innere Ausbau des Blattes zu diesem Aufschwung beigetragen. Der Schriftleiter muß wie der Lehrer immerfort lernen, und stets soll er inbezug auf die neuesten wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen, pädagogischen, sozialpolitischen und literarischen Ereignisse im Bilde sein. Das ist aber unmöglich, wenn er Verleger, Besteller, Genossenschaftsleiter, Schriftwart, Schriftsteller und „Fahnenleser" in einer Person ist. Die Leser des „Volkserziehers" von 1900 und 1901 werdens gemerkt haben, als hier ein Wandel eintrat.

Inzwischen wurde das vierzehntägige Erscheinen wieder durchbrochen durch den im Ostermond 1902 gegründeten „Bücherfreund" (s. u.), der eigentlich an den Zwischensonntagen herauskommen sollte und nur der Gelderſparnis wegen dem „Volkserzieher" beigelegt wurde. Auch als „Beilage" mußte der „Bücherfreund" wieder aufgegeben werden, da inzwischen andere Ansprüche und Aufgaben mehr drängten. Dafür kam eine neue Erweiterung unseres Unternehmens durch ein religiöses Blatt germanisch-deutscher Richtung (erscheint seit 1912 unter dem Titel „Upland" vierteljährlich), so daß in absehbarer Zeit der „Volkserzieher" wieder in alter Weise an jedem Sonntag erscheinen könnte; aber alles das war und ist nur möglich, wenn die lieben Volkserzieher werbend und gebend wacker helfen.

Die Leser dieses Buches als Zugehörige der Volkserzieher-Gemeinde werden gern wissen wollen, wie sich der Kreis unserer engeren Freunde um 1903 zusammensetzte. Unter 100 Mitgliedern unserer E. G. m. b. H. befanden sich 46 Lehrer, 24 Kaufleute und Fabrikbesitzer, 10 Schriftsteller und Künstler, 8 Post- und Bahnbeamte, wenige Aerzte, Studenten, Rechtsgelehrte und selbständige Frauen. Dieses Bild änderte sich bei den Berliner Lesern, wo von etwa 500 Beziehern des „Volkserziehers" 100 Lehrer und Lehrerinnen waren, 200 Kaufleute und Fabrikbesitzer, etwa 50 Rentner, und der Rest anderen Ständen angehörte. In der Provinz dürften heute noch mehr als vier Fünftel unserer Leser Volksschullehrer sein.

So sehr es nun zu begrüßen ist, wenn zunächst Lehrer und Mütter sich um die Sache der Volkserziehung kümmern — es gehören ihr in unseren Reihen mit Freuden trotz der Pastoren- und Schulmeisterbriefe eine ganze Anzahl Pastoren, Rektoren, auch einige freier gesinnte Schulräte und Minister an; trotz unserer Vorliebe für eine vorbeugende Gesundheitspflege nicht wenige Aerzte — so ist diese Zusammensetzung doch nicht zu beklagen. Es ist sicher, daß in allen Ständen einige führende Neuformer vorhanden sind; aber auch ihre Arbeit vergeht im Sande oder kann kaum merklich vorwärts kommen, wenn wir nicht die Gärtner Jungdeutschlands, die Lehrer und Erzieher des heranwachsenden Geschlechts, für uns gewinnen. Die größte Hochachtung vor jedem Volkserzieher; aber am wertvollsten für die Zukunft unseres Werkes erscheinen die, welche täglich in Hunderte von Kinderherzen die Keime unseres ernsten Wollens legen.

Jeder Mitarbeiter am „Volkserzieher" gehört zu diesem Führerbunde, da seine Gedanken von Tausenden denkender Lehrer gelesen, geprüft und weitergegeben werden.

Von anderen Mitarbeitern am „Volkserzieher" aus den letzten Jahren seien nur noch genannt der kurz vor dem Kriege in Marburg gestorbene und beigesetzte Lehrer und Dichter Karl Engelhard-Hanau, der im Jahre 1909 verstorbene Lehrer Ernst Eberhardt Humanus in Berlin, die Schriftstellerin Anna Pappritz-Berlin, der Oberlehrer Mirus-Dortmund, der Schuldirektor Meyer-Wellentrup in Uetersen †, der Pädagoge Dr. K. Oppel in Frankfurt a. M. †, die praktischen Aerzte Dr. med. Quehl-Mühlheim a. Ruhr, Sanitätsrat Dr. med. Th. Schüler-Charlottenburg †, Dr. med. S. Apfel in Unter-Barmen, Dr. med. Paul Kruschewsky in Sellin †, Dr. med. Wilhelm Winsch-Halensee, Dr. med. F. Siebert-München, Prof. Dr. G. Ruhland in Steglitz †, Prof. Ottomar Enking-Dresden, Prof. Ferdinand Gregori-Berlin, der Landgerichtsdirektor Karl Maurer-München †, der Major Hermann Weiße-Strausberg †, der Dichter des „Wacholderbaumes" Bruno Wille-Friedrichshagen, unsere alten Freunde Georg Reinhardt in Hann. Münden †, Arthur Rößler-Wien, Franz Kückenhöner-Bochum, George P. Sylvester Cabanis in Berlin; die Lehrer Ernst Wolf-Harnier, Georg Herter, Rektor Adolf Kimmich-Schwenningen, Fachlehrer Ludwig Praehauser-Salzburg, Lehrer und Pfarrer Friedrich Reimesch-Kronstadt (Siebenbürgen), Sebastian Fischer, Reinhold Ramthun in Groß-Berlin, Robert Theuermeister in Weißenfels, Adolf Rehse in Hannover, Maler Fidus (Höppener) in Schönblick-Erkner, Maler Ludwig Fahrenkrog in Barmen, Maler Hans Volkert in München, Maler Carl Weinhold in München, Prof. Dr. Kraeger in Düsseldorf, Otto Corbach in Südende, Generalmajor A. Keim in Berlin, Generalleutnant v. Mülmann, Dr. Kuno v. d. Schalk †, Arthur Moldenhauer-Stettin, Rektor Hans Valentin-Osnabrück, Geh. Reg.-Rat Boesche-Potsdam u. a. m.

In den Winter des Jahres 1901/02 fällt die Gründung der „Freien Hochschule Berlin", deren Plan gleichzeitig von dem Schriftsteller Theodor Kappstein-Berlin und mir erdacht und dann in Gemeinschaft mit Wilhelm Bölsche und Bruno Wille-Friedrichshagen weiter ausgebaut wurde. Da unsere Genossenschaft den ersten Beitrag zur Deckung der vorläufigen Kosten zeichnete und bald darauf ein größeres Darlehen dazu gab, so darf die „Freie Hochschule Berlin", an deren Sicherung eine ganze Anzahl unserer Freunde mit Wertscheinen beteiligt waren, wirtschaftlich als ein Kind des „Volkserziehers" bezeichnet werden.

Die Eröffnungsfeier fand statt am 12. Hartungs 1902 im Bürgersaal des Rathauses. Es war eine Versammlung, wie ihrer nach Zahl und Auswahl das Rote Haus sonst nicht viele sieht. Den von Anna Behnisch-Kappstein gedichteten „Prolog" sprach der Schauspieler Otto Sommerstorf; die Festrede hielt Bruno Wille. Die Nr. 2 des „Volkserziehers" von 1902 hat das Festgedicht abgedruckt und einen Auszug aus der Eröffnungsrede gebracht.

Im ersten Vierteljahr, in welchem rund 1000 Hörerkarten ausgegeben wurden, sprachen Wilhelm Bölsche über „das Wort Natur im Wechsel der Anschauungen", Otto Feld über „moderne Malerei", Leo Gilbert über „moderne Technik im Verkehrswesen", Theodor Kappstein über „Friedrich Nietzsche" und über „den deutschen Roman in der Gegenwart", Dr. Franz Oppenheimer (Janus) über „einige Fragen der Nationalökonomie", Dr. med. Theodor Schüler über „Gesundheitswesen", Dr. med. Jenny Springer † über „Physiologie", Dr. Bruno Wille über „den Künstler als Erzieher" und über „den Erkenntnisweg zur Seligkeit".

Dem Ehrenrat der Freien Hochschule gehörten damals an die Dichter und Schriftsteller Dr. Carl Hauptmann, Gerhart Hauptmann, Julius Hart, Viktor Blüthgen, Wilhelm von Polenz †, Fritz Mauthner †, Emma Vely †, die Universitätsprofessoren Dr. A. Dodel † und Ernst Haeckel; die Schauspieler Prof. Ferdinand Gregori, Otto Sommerstorf, Teresina Geßner; der Geh. Hofrat Dr. Johannes Fastenrat †. Als ich aus der Leitung ausschied, da hatte man auch mich als den Mitbegründer der Hochschule in den Ehrenrat gewählt. Inzwischen ist das Verhältnis zu diesem unserem „Kinde" gelöst worden: es wandelt andere Wege als die deutschen Volkserzieher. (Im Jahre 1918 hat sichs mit der Humboldt-Akademie vereinigt.)

Inzwischen war eine andere Frage brennend geworden: die Versorgung unserer von den geistigen Nährquellen abgeschnittenen Freunde auf dem Lande mit den neuesten und wertvollsten Errungenschaften der Wissenschaft und den Erzeugnissen des zeitgemäßen Schrifttums und der Kunst. Für Buchbesprechungen, auch wenn sie noch so knapp gehalten wurden, konnte der „Volkserzieher" nur selten seine Spalten öffnen. Dem hatten wir abzuhelfen gedacht mit dem Beiblatt zum Hauptblatt, dem „Bücherfreund", welcher an der Spitze in der Regel wichtige Stücke aus den besten Werken neuerer oder auch früherer Schriftsteller bringen sollte, damit jeder Leser selber Gelegenheit habe, wenigstens an einem Bruchstück zu prüfen, ob ihm ein neues Buch anschaffenswert erscheint. Dann sollten längere Artikel folgen über hervorragende Werke, kürzere Buchbesprechungen und von Zeit zu Zeit ein Verzeichnis derjenigen Bücher und Zeitschriften, die wir in jeder Volkserzieher-Bücherei sehen möchten. Der erste „Bücherfreund" kam am 1. Ostermonds 1902 heraus. Obgleich er wie der „Volkserzieher" allein bezogen werden konnte, hatte er nach dem ersten Vierteljahr schon 3000 feste Leser, ein Beweis, daß er einem wirklichen Mangel abhalf. Es wurde schon gesagt, warum er trotzdem aufgegeben werden mußte.

*

Die wichtigsten Erscheinungen im Leben des „Volkserziehers" sind diese:

1. die alljährlichen Pfingstwanderungen, die uns, vom äußersten Osten, Westen und Süden abgesehen, durch fast alle Gaue Deutschlands geführt und uns schließlich im waldeckischen Uplande heimatberechtigt gemacht haben;
2. die Gründung des Bundes Deutscher Volkserzieher zu Pfingsten 1905, seine Neubesinnung zu Anfang 1910 und seine vereinsrechtliche Sicherung im selben Jahre;
3. die Herausgabe der „Germanenbibel" um Weihnachten 1904, die in rascher Folge mehrere Neuauflagen forderte, eine der Dichter, eine der Philosophen, Künstler und Staatsmänner;
4. die Gründung von Upland mit Opferstein und Runentor, als Siedelung mit eigenem Bundesheim (1912/1913);
5. die Gründung des Deutschmeister-Ordens, des DOM, mit der Festschrift „Upland" (1912 und 1917.)

1. Die erste Pfingstfahrt führte uns von Schwarzburg nach Eisenach durch das Thüringerland. Nür 25 zählten wir, und nur einer davon ging uns nichts an. Auf der zweiten durch den Harz waren es schon 80, und auf der dritten nach der Waterkant gar 140. Damit hatten die Fahrten der Zahl nach ihre Höhe erreicht; denn von da ab setzten die Enthaltsamkeits- und Bundesstreitigkeiten ein, so daß nur diejenigen noch kamen, die unbekümmert um die Art von Speise und Trank und unbekümmert um das politische Bekenntnis durchs Leben mit uns wandern wollten. Denn darum sollte sichs bei all unseren Fahrten handeln: um eine gleichnisweise Wanderung im Rahmen der Landschaft. Immerhin zählten wir bei der Weserfahrt (1907) noch über 80 und auf Rügen über 60. Das politisch unruhige Jahr 1909 führte uns übers Fichtelgebirge hinein nach Deutschböhmen und hatte in seinem Gefolge den Auseinanderfall des am Ilsestein 1905 gegründeten Bundes. Aber schon die nächste Nordlandfahrt über Helgoland, Amrum und Föhr zählte wieder über 70 Teilnehmer, die ins Elbsandsteingebirge (1911) fast ebenso viel, und 1912 waren wir mit den Gast-Wanderern wieder auf über 90 angelangt. Denn da gaben wir den Volkserziehern, die im Bunde ihre persönliche, in der „Germanenbibel" die geistige Heimat hatten finden sollen, die örtliche und die religiöse Heimat wieder. Mancher, auf dessen lautes Wort wir in jugendlicher Zuversicht glaubten Häuser bauen zu können, ist bei diesen Wanderungen durch Land, Bund und Leben auf der Strecke geblieben; ein kleines Grüppchen verletzter Eitelkeit ist sogar zum Verräter und Verleumder geworden; aber im Hinblick aufs Ganze und seine innere Zusammensetzung darf man ruhig sagen: es war nicht vergebens, was wir 1897 geplant, 1904 und 1905 angefangen hatten zu bauen, was wir 1910 und 12 mit neuer gereinigter Kraft wiederaufgenommen und 1913 errichtet haben. Das Volkserzieher-Werk blüht und gedeiht! Und ohne uns dem Verdacht der Rechtsabschwenkung auszusetzen, dürfen wir weiterhin mit einer gewissen Befriedigung berichten, daß jenes hemmende Mißtrauen von seiten der Regierenden gegen uns mehr und mehr geschwunden war. Man hatte wohl endlich eingesehen, daß wir nicht den Umsturz, sondern den Aufbau bereiten; daß wir nicht vaterlandslos und religionsfeindlich sind, sondern volkstreu und seelisch rein; daß wir Volkserzieher durch Selbsterziehung sein wollen. Wir betteln nicht um Herrengunst; aber wir freuen uns des Volkes wegen, wenn auch in den maßgebenden Kreisen mehr und mehr die Erkenntnis aufdämmert, daß man alle Bestrebungen freudig gern unterstützen muß, die es sich zur Aufgabe machen, den Deutschen auch seelisch und geistig, ihn auch religiös dort wieder heimisch zu machen, wo er geboren und erzogen ist und wo seine Väter und Ahnen große Taten getan.

2. Der Bund Deutscher Volkserzieher bezweckt den Zusammenschluß deutscher Männer und Frauen, die klar erkannt haben, daß die wirtschaftlichen, politischen, kulturellen und religiösen Verhältnisse unseres Vaterlandes neuformbedürftig sind. Er vereinigt die Gesinnungs-

freunde, die jederzeit bereit sind, tatkräftig an der Gesundung dieser Verhältnisse mitzuwirken, indem sie gegen Unwahrheit, Heuchelei und Knechtung des Geistes entschieden Widerstand leisten.

Als Mitkämpfer suchen wir für unseren Bund nur überzeugungstreue und mutige Männer und Frauen, die fest entschlossen sind, mit uns in gemeinsamer Arbeit den höchsten Zielen zuzustreben.

Unser Ziel: Einheit der Wesens- und Lebensart als Grundlage des gesunden Volkskörpers.

Unsere Arbeit im allgemeinen: Einspruch gegen alles, was im Streben nach diesem Ziele hemmt, und Förderung alles dessen, was ihm näherführt; Entwicklung des Deutsch-Völkischen zum Allgemein-Menschlichen; im besonderen ernstes Durchleben der Gedankenwelt unserer Propheten: Schiller, Luther (1. Stufe); Richard Wagner, Hebbel, Lagarde, Bismarck (2. Stufe); Goethe, Herder, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Fechner; Shakespeare, Emerson, Thoreau, Walt Whitmann (3. Stufe).

Als Mittel zu einer innigeren geistigen Verbindung der einzelnen Bundesbrüder untereinander dient persönliche Gemeinschaftspflege. Zu dem Zwecke wurde 1906 das Freundesbuch angelegt, welches die Namen bewährter Gesinnungsgenossen enthält. Durch dasselbe sollte uns ein reger mündlicher und schriftlicher Gedankenaustausch ermöglicht werden, indem bei jedem einzelnen Namen das geistige Rüstzeug und der engere Wirkungskreis, der Kampfplatz angegeben sind.

Diejenigen, die durch Unterschrift der Bundessatzung unsere Ziele anerkannten, und dadurch sich zu ernster Mitarbeit verpflichteten, wurden, wenn ihre innere Zugehörigkeit zu uns durch einen Vertrauensmann des Bundes verbürgt war, in das „Freundesbuch" eingetragen. Sie erhielten nach der Aufnahme gegen Erstattung der Selbstkosten die Bundeskarte, Freundesbuch und Bundeszeichen zugestellt, die bei Versammlungen und Wanderfahrten, sowie auf anderen Reisen als Ausweis bei gleichgesinnten Freunden dienten. (Das Freundesbuch ist seit 1908 nicht mehr herausgegeben, nachdem sich herausgestellt hat, daß es von ehr- und gewissenlosen Eindringlingen lediglich im geschäftlichen Sinne ausgebeutet wurde.)

„Vereinsblatt" des Bundes ist noch heute die Zeitschrift: „Der Volkserzieher", das „DOM-Blatt", die Vierteljahrsschrift „Upland", Hausbuch die „Germanen-Bibel".

Als Bundesrat zeichneten 1907:
Wilhelm Schwaner (Bundesobmann), Ernst Eberhardt (Vertreter), Franz Kückenhöner (Geschäftsführer);

als Ehrenmitglieder:
Karl Eckhard, Frankfurt a. M.; Fidus-Höppener, Zürich; Prof. Ferdinand Gregori, Wien; Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Steglitz; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ernst Haeckel, Jena; Georg Herter, Berlin; Prof. Dr. Walter Kinkel, Gießen; Philipp Recknagel, Charlottenburg; Arthur von Wallpach auf Schwanenfeld, Burg Anger b. Klausen i. T.;

als Obmänner:
für Ost- und Westpreußen: K. Salitter, Heydekrug; Posen: Max Andler, Posen; Schlesien: Fr. Pangratz, Seifersdorf; Königreich Sachsen: Joh. Engst, Dresden-A.; Provinz Sachsen und Thüringen: Karl Bergfeld, Eisenach; Hessen-Nassau: K. Engelhard, Hanau; Süddeutschland: Jakob Himmele, Mannheim; Gr. Hessen: A. Staubach, Hungen, O.-H.; Rheinland: Alwin Ehricke, Essen a. Ruhr; Westfalen: W. Herring, Erle b. Buer; Nordwestmark: W. Jacobs, Dangast in O.; Nordmark: Karl Grünau, Lübeck; Hannover: A. Rehse, Hannover; Brandenburg: Oskar Michel, Weißagk b. Luckau; Pommern: H. Krüger, Stettin; Oesterreich: L. Praehauser, Salzburg.

*

3. Die Germanen-Bibel (aus heiligen Schriften germanischer Völker) umfaßt im 1. Band: Luther, Klopstock, Lessing, Herder, Goethe (Eckermann), Schiller, Schlegel, Novalis, Jean Paul, Hölderlin, Kleist, Uhland, Rückert, Grillparzer, Eichendorff, Hebbel, Mörike, Hermann von Gilm, G. Keller, Rosegger; im 2. Band: Eckehart, Paracelsus, Böhme, Silesius, Leibniz, Winkelmann, Gellert, Hamann, Kant, Lichtenberg, Fichte, Schleiermacher, Hegel, Schelling, Schopenhauer, W. v. Humboldt, Goltz, Stirner, Fechner Feuerbach, Wagner, Nietzsche, Dühring, E. v. Hartmann; Hutten, Friedrich der Große, Pestalozzi, Stein, Arndt, Jahn, J. von Bunsen, Lagarde, Bismarck. Sie wurde bildgeschmückt von Hans Volkert-München, im Ergänzungsteile zum ersten Vollbande 1918 durch Fidus. (Der Ergänzungsband enthält: Germania, Edda, Nibelungenlied, Heliand, Märchen und Sagen, Walther v. d. Vogelweide, Wolfram v. Eschenbach, Hans Sachs; Matthias Claudius, Leopold Schefer, Annette v. Droste-Hülshoff, Emanuel Geibel, Wilhelm Raabe).

Was sie will und was sie erfüllt hat, darüber haben anerkannte große Zeitungen und Zeitschriften viel Beachtenswertes und Gutes gesagt.

4. Upland als germanisch-deutscher Naturtempel am Hermannstein im alten Cheruskerlande, Upland als erste Siedelung der Volkserzieher, Upland als Bundesheim, „Upland" als Festschrift des DOM ist schließlich die Krönung des ganzen Volkserzieherwerkes. Nach einem Vortrage in Berlin-Nikolassee ging der „Klingelbeutel" herum (Prof. Dr. Ruhland gab die Anregung dazu), und im Handumdrehen waren 100 Mark zusammen als Grundstock zur Erwerbung der Osterklippe. Aber daneben lag ein Scheck über 1500 Mark eines alten inzwischen verstorbenen Volksschullehrers, des Namen wir an den Fuß des Hermannsteins eingegraben haben — Heinrich Tamke hieß der Wackere — und diese Summe reichte, nicht bloß 3 Morgen Waldheide um den Opferstein zu erwerben, sondern auch einen festen Zaun mit hohem Runentor herumzusetzen und mitten ins Gelände den Feueraltar mit Eisenband und Thorhammer zu bauen. Pfingsten 1912 weihten wir die Schenkung in Gegenwart von Volkserziehern, Wanderbögeln und Deutschbündlern aus allen Gegenden Deutschlands; auch die Bewohner der Uplanddörfer nahmen teil und legten ihr Scheit mit Feuerspruch in die Flamme.

Vorher war schon drüben „am Scheeten", gegenüber dem Hermannsberge, ein anderthalb Morgen großes Buchenwald- und Wiesenstück als „Hof" für das „Bundesheim" erworben worden, wozu die ersten 500 Mk. vom „Volkserzieher", über 4000 Mk. aus Erbschaft Fellinger, abermals 300 Mk. vom „Volkserzieher" und viele kleinere Beträge aus Bundes- und Freundeskreisen aufgebracht waren. 1917 und 1918 sind weitere zweieinhalb Morgen Wiese hinzugekommen, so daß wir nunmehr sieben Morgen Wald, Wiese und Heide als Eigenbesitz im Upland haben.

5. Den planmäßig geistig-seelischen Ausbau des gesamten Volkserzieherwerkes hat Hand in Hand mit „Volkserzieher" und „Upland" der DOM (Deutschmeister-Orden) mit dem Vorbereitungsgrade des Uplandbundes übernommen. Auch der Uplandbund fordert als Nachweis mindestens einjährige Zugehörigkeit zur Leserschaft. Und während der „Prüfungszeit" ist das „Lichtsucher-

buch" (Hakenkreuzbuch) durchzuarbeiten und das Bekenntnis auf Fichtes „Grundsätze" (Germanenbibel, Band II, Seite 109) durch die Tat zu erbringen. Der Uplandbund arbeitet in der Stille, jeder für sich — nur dort, wo DOM-Gruppen bestehen, dürfen die Upländer an den Abenden teilnehmen.

Der DOM bedeutet die Krönung des ganzen Werkes. Obgleich er wie der Freimaurer-Orden in drei steigenden Gemeinschaftsgraden arbeitet, hält er doch daran fest, daß jeder DM (Deutschmeister) schon für sich den ganzen DOM amtsgemäß und würdevoll zu vertreten und also an sich selber die heiligste DOM-Arbeit zu vollenden hat. Denn bei unserer Vertretung über das gesamte Gebiet der deutschen Zunge ist es unmöglich, überall DOM-Burgen zu gründen — wenigstens vorläufig. Die Menschen, die an ein bewußtes, innerlich starkes und religiöses Deutschtum glauben, und die gewillt sind, mit ganzer Seele und allen Kräften dafür zu arbeiten, sind dünn gesät . . .

Der DOM arbeitet in den drei Gemeinschaftsgraden (Gemeinschaft immer mehr geistig als örtlich und „ordentlich" gemeint) des Junker-, des Ritter- und Meisterringes (JR, RR, MR), dem auch Frauen und Jungfrauen angehören. Und zwar soll der JR sich auf Grund der „Germania" und der „Edda" samt dem, was an Schriften aus jener Zeit daherum liegt, mit der Geschichte und dem Weistum unserer germanischen Vorfahren vertraut machen. Die Junkerzeit umfaßt in der Regel die Jahre zwischen 20 und 25. Sie findet ihren Abschluß durch eine an den OR (Ordensrat) abgelieferte selbständige Arbeit über die germanische Vorzeit, an deren Stelle im Notfalle eine selbständige Inhaltsangabe der „Germania" zu treten hat.

Der Ritter (in der Regel 25—35 Jahre alt) wandert die Wege nach und von Weimar; d. h. er sucht in dem Jahrzehnt seiner Ritterschaft das Deutschwunder Goethes in all seinen Wurzelungen, Verästelungen und Ausstrahlungen zu ergründen. Wir erwarten, daß der Nachweis dafür (wie im JR) durch eine eigene Arbeit erbracht wird — an deren Stelle gegebenenfalls die selbstständige Inhaltsangabe vom ersten Teil des „Faust" zu treten hätte.

Der Meister, der also „Thule" und „Weimar" in 15 Jahren der Junker- und Ritterschaft durchwandert hat, beschreitet nunmehr den ebenso langen Menschheitsweg gen „Golgatha", dorthin, wo alle Pfade und Stiege gipfeln. Den M beschäftigt das Weistum aller Zeiten und Völker, insbesondere aber das des Neuen Testaments der Christen und der Upanishaden Alt-Indiens. Höheres als das gibt es nicht — es bedeutet gleichzeitig die völlige Aufgabe, das „Sterben" in GOTT. Der M erbringt den Nachweis seiner Gradreife durch die Führung eines selbstgegründeten DOM-Gartens, einer DOM-Schule oder DOM-Gruppe. (Der „Garten" beherbergt Kinder bis zum 17. Jahre; die Schule ist eine Arbeitsgemeinschaft der Einzelgrade selbst). Eines „schriftlichen Nachweises" bedarf der Meister nicht bei seinem Uebergang in den Rat der Alten (jenseits der JR). Den DOM leiten die drei HM: Wilhelm Schwaner, Adolf Richter-Rudolstadt und Karl Eckhard-Frankfurt a. M.

Die DM gleicher Ringe nennen einander „Du". Die DM der höheren Grade sagen ebenfalls „Du" zu den heranwachsenden Ringen, während diese den älteren gegenüber nach altdeutschem Väterrecht das „Ihr" anwenden. Dasselbe gilt innerhalb der gleichen höheren Grade den älteren Frauen gegenüber — so wollte es deutsche Ritterpflicht; so gedenken auch wir es zu üben im deutschen DOM. Das „Sie" ist in unserem Verkehr vollständig verschwunden: unser „Du" und „Ihr" enthält mehr der Achtung als das „Sie"; aber es spricht gleichzeitig von brüderlich-schwesterlicher Kameradschaft und Liebe. Sollte je ein Glied aus ernstem Grunde ausgeschieden werden müssen, so tritt an Stelle des verbindlichen „Du" und „Ihr" wie früher das gesellschaftlich schichtende „Sie".

Die DM verpflichten sich (wie schon vorher die „Upländer") immer und überall ein möglichst reines Deutsch zu sprechen und zu schreiben. Welschworte sollten nur da gebraucht werden, wo es sich um wirkliche Welschlinge und Fremdlinge handelt — man sollte sie als solche mit lateinischen Buchstaben kennzeichnen. Und dem deutschen Sprechen und Schreiben hat zu jeder Zeit und an jedem Orte das mutige deutsche Handeln zu entsprechen.

Wie zu unseren Pfingstwanderfahrten und -festen verwandte Jugendgruppen der Wandervögel sich einfanden, so beteiligen sich seit 1917 eifrig an den wöchentlichen Arbeits-Sonnabenden der Volkserzieher in Potsdam Großberliner Altwandervögel, Frei- und Jungdeutsche, völkische und e. V.-Wandervögel. Um aber den Verdacht abzuwenden, als betrieben wir Volkserzieher an diesen Gemeinschaftsabenden „Bauernfang", bezeichnen wir unsere Potsdamer Gruppe als „Vaterländische Freischar", in der Hoffnung, daß sich recht bald nach ihrem schönen Vorbilde überall in deutschen Landen Freischaren im Zeichen des Hakenkreuzes bilden.

Nur raten wir dringend — ebenfalls nach dem Potsdamer Beispiel, entgegen dem Beispiel in den deutschen Umsturz-Regierungen — überall vorzugsweise dem erfahrenen innerlich jung und warmherzig gebliebenen Alter die Führung in die Hand zu geben: die Jugend ist gut zum Kundschaften und Stürmen, zum Singen, Tanzen und weiten Landwandern; aber das Raten, das Bauen, Richten und Einrichten, das innere, das geistige Wandern muß nach dem Wort aller Weisen der Vergangenheit das reifere Alter „besorgen" . . .

Das alte Deutsche Reich ist unter dem Haß- und Freudengeschrei aller Völker der Welt zusammengebrochen, nicht, weil unsere Fürsten und ihre Regierungen irgendwie besondere Schuld am Großen Kriege gehabt hätten — die trägt vor der Geschichte einzig und allein das zwischenstaatliche Großkapital und die gesinnungslose Lügenpresse. Aber wir sind sofern mitbelastet, als unsere deutsche Regierung so gut wie nichts getan hat für die deutsche Seele, als sie im Gegenteil zielbewußt in Wettbewerb getreten ist um die äußere Weltherrschaft der Wirtschaftsmächte. Und in diesem Kampfe um die äußere Vormachtsstelle auf Erden haben unsere damals Regierenden sogar das eigene Volk in seinen mittleren und unteren Schichten vergewaltigt oder doch vernachlässigt. Es fehlte eben das Freie Reichsamt der Seele. Und so hatten wir schon nach zwei, drei Jahren Krieg draußen auch den inneren Krieg. Aber geschlagen sind wir von den inneren Feinden, von den Unzufriedenen, Verbitterten und Gesinnungslumpen, die die alte Stände-, Günstlings- und feige Rücksichtsregierung der Nichtmänner erst gezüchtet und geschaffen hat. Und also können wir auch nur von innen heraus wieder gesund, stark, groß und achtungswürdig werden. Das ists, was die vaterländischen Freischaren, die Volkserzieher, die Wandervögel aller Art, die Jung- und Freideutschen wollen.

Das neue Deutsche Reich kommt nicht mit äußeren Geberden. Also nicht mit den parteipolitischen parlamentarischen Fechterkunststücken der alten Schule, nicht mit wirtschaftspolitischen Sonderansprüchen dieses oder jenes Standes, nicht mit militärischen, staats- oder kirchenbeamtlichem Drill und Zwang, sondern es wird aus dem freien Entschluß und Willen der Geistes- und Seelenadligen unseres Volkes. Noch kann man nicht sagen: „Hier oder da ist es schon ganz"; wohl aber sind da und dort Pflanzungen echtdeutscher Art in erfreulichem Wachstum sichtbar. Und das Freie Reichsamt der Seele will diese „Schonungen" des deutschen Waldes mit heiligem Willen hüten. Denn aus ihnen soll kommen der neue Herzog, der heimliche Kaiser und König, der über unser Volk Herr sei nach göttlichem Plane.

Es ist möglich, daß wir nach biblischem Muster 40 Jahre lang in die „Wüste" geführt werden, daß wir schließlich das Goldene Kalb des Mammonismus zu Staub zermahlen in uns trinken müssen, damit das äußere Gold verinnerlicht wird; aber zugrunde gehen kann Deutschland nicht, solange ein Tropfen Bluts noch glüht für deutsche Art und deutsches Wesen, solange Namen wie Eckehart, Goethe und Bach am deutschen Geisteshimmel strahlen.

✻

### Schlußpredigt.

Mit Fingern soll man auf uns weisen: „Ein Volkserzieher!" Nicht etwa, weil wir das goldene Hakenkreuz, den Feuerquirl, auf Himmelblau tragen, nicht, weil wir uns rühmen dürfen, die. Besten dieser Zeit wohlwollend und mitarbeitend auf unserer Seite zu haben, vom Minister bis hin zum Fabrik- und Landarbeiter, nein, weil wir ehrlich wollen, weil wir mutig reden und frei handeln. Weil wir denken, sprechen und zugreifen, wie es deutschen Männern und Frauen geziemt.

Die 8000—10 000 Menschen umfassende Volkserziehergemeinde und insbesondere der über ein Zehntel dieser Zahl begreifende „Bund Deutscher Volkserzieher", der Uplandbund und DDM scharen sich vorzugsweise aus den Reihen der deutschen Volksschullehrer. So, wie es die Begründer unseres Blattes von Anfang an gewünscht haben und heute noch für richtig und glücklich halten, da sie sich keinerlei durchdringende Neuform ohne die Schule denken können: die Jugend erst wird in der Tat vollenden, was wir geahnt, in Plänen niedergelegt und geprüft, was wir handelnd und kämpfend gegen eine ganze Welt begonnen haben.

Und was wir wollen, das begreift beinahe alles in sich, was die verschiedenen Neutönergruppen unserer Tage als ihre Sonderaufgabe betrachten. Anders als die Freimaurer wollen wir die Bruderkette schmieden, die schließlich die ganze Menschheit umspannt: Alles, was mit uns nach Weisheit, Schönheit und Stärke strebt, soll uns unauflöslich verbunden sein!

Mit den „Vegetariern", den Pflanzenkostlern wollen wir den übermäßigen Genuß des Fleisches und damit dem unsinnigen Gebrauch des Rauschtranks und des Tabaks entgegenarbeiten. Wollen mit ihnen wieder mehr auch auf unseren Leib, diesen heiligen Tempel der Seele und des Geistes, achten lernen. Wollen uns wehren mit ihnen gegen die lebensfeindliche Lehre der Kirche, daß alles Fleisch sündig, daß die Erde ein Jammertal und das heitere Genießen ohne Jenseitshoffnung ein Schlammbad oder ein Vulkantanz sei. Wollen uns mit bewußter Unschuld und Reinheit baden im Licht der Sonne, im Kristall des Wassers und im Gemenge der irdischen Luft.

In den Fußstapfen des leider zu früh dahingegangenen Moritz von Egidy predigen und üben wir die Versöhnung aller ernst-, wenn auch anders-Wollenden. In seinem Geiste pflegen wir das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit derselben Entschiedenheit wie das Bewußtsein von der Würde und Hoheit der eigenen Persönlichkeit. Wir haben mit ihm nicht bloß Ernste Gedanken und Ernstes Wollen, sondern leisten auch Ernste Taten!

Freilich, gerade daran zweifeln manche, merkwürdigerweise in der Regel solche, die nie selber eine ernste und große Tat getan. Aber wer in unseren Familien verkehrt und Pfingsten mit uns wanderte, wer in unsere Briefe gesehen hat und vor allem in unser Haus, in unsere Schule, in unsere Werkstatt, der ahnt, daß hier etwas Leben, daß hier Tat wurde, was Christus, was Walt Whitman und Moritz von Egidy auf ihre weiße Fahne geschrieben hatten: Liebe, die Kraft ist! Liebe, Freundschaft und Kameradschaft: das sind die Zauberworte, die uns verbinden mit jedem, der sich zu uns gehörig fühlt. Das sind die Zeichen des Bundes, auf dessen Wappen das Feuer der Liebe weltenzeugend kreist!

Was wir wollen, das liegt auf dem Nachbarwege, den die Freunde von der Ethischen Kultur ziehen. Penzig, den Kinderfreund, finden wir hier schaffend, den Mann, der so ernste Antworten auf unschuldige Fragen zu geben weiß. Der allerdings von keiner kirchenmuffigen, wohl aber mit uns von einer weltfreudigen Erziehung etwas wissen will und üben will, und der darum von einem preußischen Minister des Geistes, dem „berühmten" Studt, für unfähig erklärt wurde, in Sachen der Schule einer deutschen Großstadt als Wahlvertreter mitzureden. Mit diesem Manne und allen, die ähnlich gerichtet sind, fühlen wir uns als ein Herz und eine Seele!

Wir wissen uns im geistig-Seelischen eins auch mit den Jung- und Alldeutschen, trotz allen Gespöttes der großkapitalistischen und vaterlandslosen gelben und roten Linken. Ja, wir haben sogar Berührungspunkte mit eben den „Roten" — wo es sich um den Kampf gegen die Unduldsamkeit orthodoxer Kirchen und anmaßender Blutsauger handelt — mit den Schwarzen, Blauen und Grünen — soweit sie ihr Vaterland und den Mutterboden heiligen. Drum kann auch ein Pastor im „Volkserzieher" unbedenklich mitarbeiten . . .

Aber bei allem Stolz, der durch diese Zeilen klingen mag, bekennen wir auch freimütig und offen: wir sind Suchende, Werdende, Unvollkommene. Wir wissen, daß wir über das letzte große Rätsel des Seins so gut wie nichts wissen; wir wissen, daß wir, selber lehrend, immer noch und bis an unser Ende lernen müssen; wir wissen sogar, daß wir nicht auf einem einzigen Gebiete des Wissens alles wissen werden. Daß auch der gelehrteste und hochmütigste Professor unserer Zeit letzten Endes nicht mehr weiß, als was der „Seher" alter Kulturvölker vor Jahrtausenden schon ahnte und mit heiligen Schauern im Schrein seiner Seele bewahrte, weil die Menge da draußen es doch niemals faßt.

Wir suchen in allen Schriften, ob sichs also verhält, wie unsere Priester in Kirche, Schule und Staat lehren. Wir versenken uns ins Leben der Tiere und Pflanzen, verfolgen den Gang der Gestirne, lauschen dem Hochge-

sang der ganzen Natur und erleben Offenbarungen, die — bei aller Achtung vor der strengen Wissenschaft! — uns tausendmal mehr sind als alle Pergamentrollen und Bücherbände der Welt zusammengenommen!

Wir erleben im Bewußtsein der irdischen Unzulänglichkeit doch gefühlsweise das große Geheimnis der Natur, ihr Tiefinnerstes, in das nie selbst der erhabenste Geist mit „Mikroskop" und Zirkel prüfend dringen wird. Und da wissen wir, die wir die Berge und das Meer wunderbare Farben wechseln sehen, die wir die Luft leben und tanzen sehen, die wir Pflanzen und Tiere als unsere Vorfahren und Geschwister begrüßen, da wissen wir Dinge, die auch der gewiegteste Forscher noch nicht wissenschaftlich festlegen konnte.

Dabei sind wir weit entfernt von dem kirchlichen und politischen blinden Ja des Nichtwissens. Denn das „Glauben" der sogenannten Religionsgemeinschaften bedeutet den Stumpfsinn des Satt- und Fertigseins, den Hochmut der Gedankenfaulheit. Wir nehmen nichts auf „Treu und Glauben", prüfen alles selber und behalten nur, was wir für unser Bestes halten. Und gerade damit glauben wir uns und der Menschheit im allgemeinen am meisten zu nützen: nur das Selbsterworbene hat Glückswert. Das erleben im umgekehrten Sinne alle Millionärskinder, die in geistiger und seelischer Armut elend zugrunde gehen, weil es für sie keine Welten mehr zu entdecken und zu erobern gibt. Das erleben vor allem unsere Kirchen . . .

Ich sage, daß auch wir Volkserzieher Millionäre und Milliardäre sind. Allerdings nicht solche dieser Welt. Denn wer „dorten leuchtet", braucht hier unten um so weniger. Also bleiben wir Arme des Beutels, wir Schulmeister und Sternenträumer. Aber dafür sind wir ja die Reichen der Liebe, der Freundschaft, des Vertrauens, des ernsten Wollens, der Kameradschaft mit dem Unnennbaren und Unbegrenzten. Und damit die Mächtigsten dieser Welt; denn von diesem Throne, wenn wir ihn selbst gegründet haben, kann kein Fürst und kein Gewalthaber uns stoßen.

Doch das ist nicht alles, was ich meinen Freunden sagen wollte. Diese Schlußpredigt soll auch eine Mahnung enthalten. Ein Mahnwort an die, die da glauben, mit der bloßen Zugehörigkeit zu uns seien sie in sich fertig, seien sie Anwärter auf den Reichtum unseres Vertrauens, insbesondere auch auf jede irdische Hilfe. Einen Zuspruch an die, die schon einen achtbaren Grund in sich und um sich gelegt haben, doch ja immer weiter strebend sich zu mühen und die Schwachen durch die Kraft des guten und starken Beispiels mit empor zu reißen.

Nr. 1. 1. Juli 1897. I. Jahrgang.

# Der Volkserzieher.

## Organ für Familie, Schule und öffentliches Leben.

Abonnementspreis vierteljährlich 30 Pfg. Erscheint halbmonatlich.

Herausgeber: Wilh. Schwaner

Inserate kosten die 3 gespalt. Petitzeile 30 Pfg., Reklamen 1 Mark.

**Redaktion und Verlag: Berlin N. 54, Brunnen-Straße 10.**

Sprechstunde: 11—12 Uhr vorm.

Geldsendungen sind zu richten an Anton Bertinetti, Berlin N. 54, Brunnenstr. 10.

Postzeitungsnummer: 7382. — Fernsprecher: Amt III, 1316.

Inhalts-Verzeichnis.

1. Unsere Ziele. Von Wilh. Schwaner. — 2. Vision. Von Friedrich Nietzsche. — 3. Liebe oder Gerechtigkeit. Von P. Nordheim. — 4. Die Schule als sozialer Faktor. Von Friedwart. — 5. Zwei Wohltäterinnen. Von Peter Rosegger.

## Unsere Ziele.

Der Volkserzieher glaubt der Gesamtheit zu dienen, indem er, geleitet von ernstem, bestem Wollen, die Richtlinien nach menschenwürdiger Gestaltung des leiblichen und geistigen Lebens bezeichnet und verfolgt.

Der Volkserzieher bekennt sich zu keinem Dogma irgend welcher Art. Er sieht in jedem, der ernst vorwärts strebt, einen gleichwertigen und gleichberechtigten Menschen. Der Volkserzieher verkündigt die Evangelien des reinen Gedankens, des ernsten Wortes und der freudigen Tat. Ihm ist Leben und Handeln Religion. Heilig ist ihm die Vorstellung des Einzelnen über die geistigen und höheren Dinge. Nur diese „Konfession" erkennt er an und würdigt er.

Der Volkserzieher verwirft jedes parteipolitische Glaubensbekenntnis. Parteidogmen und -disziplin erziehen zur Unduldsamkeit und Feindseligkeit und vernichten die Individualität des Einzelnen.

Der Volkserzieher ist Bodenbesitz- und Steuerreformer. Er lehrt: Niemand soll mehr Grund und Boden besitzen, als er rationell bewirtschaften kann und wirklich bewirtschaftet; wer aber den Nachweis erbringt, daß er Grund und Boden einträglich bebauen kann, dem soll auch Gelegenheit dazu gegeben werden.

Der Volkserzieher würde von jedem Bodenbesitzer — Eigentümerin ist die Gesamtheit! — eine Abgabe fordern, die im Verhältnis steht zu dem Werte der von ihm bebauten Bodenfläche. Diese einzige Steuer hebt alle anderen direkten und indirekten Abgaben auf und wird verwandt zur Bestreitung der gemeinschaftlichen Kosten für den Bau von Verkehrswegen, Bildungsanstalten, Vergnügungsstätten und zur Gewährung freier ärztlicher Behandlung.

Der Volkserzieher verkündet den Bauern, Handwerkern und Arbeitern die genossenschaftliche Selbsthilfe.

Der Volkserzieher wendet sich insbesondere und mit ernstem Wort an Priester und Priesterinnen der Familie und der Schule; er spricht nicht weniger eindringlich zu den Vertretern der Presse und zu den Jüngern der Kunst. Sie alle sollen mit erziehen helfen: die Familienvorstände, indem sie eine gesunde, eine vernünftige Ehe führen, in welcher der reine Wille nach Zeugung über sich hinaus herrscht; die Schulvorstände, indem sie entwicklungsfähige, harmonische Menschen erziehen; die Journalisten, indem sie die spitze Feder zur Flugschar machen; die Maler, Bildhauer und Dichter, indem sie nicht mehr streiten über Erziehungszweck und Erziehungswert der Kunst, sondern gemeinschaftlich mit Eltern, Lehrern und Journalisten arbeiten am Erziehungswerk.

Der Volkserzieher wendet sich gegen die Orthodoxen der Hygiene. Er ist Freund einer naturgemäßen Lebensweise und individuellen Heilpraxis.

Der Volkserzieher ist entschiedener Gegner des Militarismus. Er verlangt, daß die Heere, solange sie als ein notwendiges Uebel nicht abgeschafft werden können, auch im Frieden dem Volke dienen.

Wilhelm Schwaner.

## Eine Vision.

Von Friedrich Nietzsche.

Lehr- und Betrachtungsstunden für Erwachsene, Reife und Reifste, täglich, ohne Zwang, aber nach dem Gebot der Sitte, von jedermann besucht, — die Kirchen als die würdigsten und erinnerungsreichsten Stätten dafür — gleichsam alltägliche Festfeiern der erreichten und erreichbaren menschlichen Vernunftwürde, ein neueres und volleres Auf- und Ausblühen des Lehrer-Ideals, in welches der Geistliche, der Künstler und Arzt, der Wissende und der Weise hineinverschmelzen (wie deren Einzeltugenden als Gesamttugend auch in der Lehre selber, in ihrem Vortrag, ihrer Methode zum Vorschein kommen müßten): — dies ist meine Vision, die mir immer wiederkehrt, und von der ich fest glaube, daß sie einen Zipfel des Zukunfts-Schleiers gehoben hat.

## Liebe oder Gerechtigkeit?

Von P. Nordheim.

Wenn ich mit Menschen- oder Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. — Wieviele Hymnen der Liebe sind nicht dem ergreifenden paulinischen Lobgesang gefolgt, vom inbrünstigen Aufschrei des Naturvolkes bis zum einschmeichelnden Wohllaut kunstvoll perlender Verse! Wie im Frühling mit linden Händen die engenden Fesseln des Winters gelöst werden, wenn die Wonnezeit mit den Fanfaren der befiederten Sänger den Einzug hält, so dehnt sich das Herz in schwellendem Drange und jubelt auf, wenn die Natur zum Opferaltar der lieblichsten aller Gottheiten ladet. Ein neues Leben wird im Menschen wach: das Leben im anderen. Wer je an ihrem Busen lag, in süßem Hoffen und glücklichen Schmerzen, aus ihrem Quell den Zauber trank, der die Augen den Wundern der Welt öffnet und im gesteigertsten Empfinden die Seele zu himmlischen Höhen hinan zu führen scheint, wer da wahrnimmt, wie alles irdische Leben um ihren Pol kreist, wie ohne ihren Sonnenblick das Dasein in trostloser Oede verstummert, Friede und Glück aus ihrem Füllhorn strömen, der vermeint begeistert, in der Liebe das ewige Grundgesetz des Weltenbaumeisters in seiner Wurzel ergründet zu haben. Er empfindet ihr Weben von End zu Ende des Erdenrundes und läßt sie fromm ihre Wellen schlagen bis zum ungezählten Sternenheer, der pfadlosen Unendlichkeit, läßt Gottes- und Menschenliebe zusammenfließen in ein Meer von Wonne und Wohllaut und vernimmt in Sphärenklängen die beseligende Botschaft: die Liebe höret nimmer auf; sie trägt auch nach dem Zerfall des Körpers in den Schoß der göttlichen Liebe ohne Ende, zu ihrem Urquell zurück.

Der primitivste und raffinierteste Vollgenuß, die körperlichste durch alle Nervenfasern rasende und die reinste geistige Freude sind gleichzeitig ihre Früchte: sollte sie nicht der Natur Allmutter sein?

Das Schicksal spielt uns übel mit. Es baut uns Paläste, und wenn wir uns wohnlich darin eingerichtet haben, legt es sie sachte wieder ein. Wie manches Heiligtum des frömmsten Glaubens ist schon vor dem ehernen Tritt der Zeit zusammengesunken; wieviele Hoffnungen erwiesen sich nicht als trügerisch im Leben der Völker! Sitzen nicht auch die Kinder Israels an der zerschlagenen Mauer ihres Tempels und klagen:

Wegen des Tempels, der zerstört ist —
sitzen wir einsam und weinen,
Wegen des Palastes, der wüst liegt —
sitzen wir einsam und weinen,
Wegen der Mauern, die zerrissen sind
sitzen wir einsam und weinen!

Die Liebe ist in allen ihren Abstufungen eine zweigeschlechtige Empfindung. In jeder Form ist sie auf das Verhältnis zwischen Mann und Weib zurückzuführen. Auch die Liebe der Männer unter sich und der Frauen unter sich ist nur eine Ausstrahlung jenes irdischen Hochgefühls. Freundesliebe und die große Menschenliebe sind die zuckenden Spitzen des heiligen Feuers, welches die Natur im reifenden Menschen entfacht, um ihn seiner Bestimmung entgegenzuführen. Wäre sie nicht kraftgewaltig genug, ihre Absichten auch ohne den Gegensatz zwischen einem gebenden und einem empfangenden Teil zu verwirklichen? In den untersten Stufen der organischen Welt fehlt die Zweigeschlechtigkeit; die Vermehrung vollzieht sich durch Spaltung oder Sprossung. In den höheren Formen erwies sich die Sonderung in Geschlechter als zweckdienlich; doch wäre die Möglichkeit nicht undenkbar, daß in einem noch vollkommneren Zustande der Geschlechtsunterschied sich als überflüssig erwiese. Alsdann wäre die Liebe nicht mehr notwendig, wie sie schon für die Anfänge des Lebens entbehrlich erscheint. Sie kann deshalb nicht der bestimmende Grundgedanke des Universums sein, nicht die treibende Kraft für das Wachsen der ganzen Welt und für die unsichtbaren, aber festgeknoteten Wechselbeziehungen zwischen den kosmischen Größen.

Ist sie auch die Gebärerin alles Lebens im Leben, alles Seienden Wonne und alles irdischen Glücks tiefinnerster Kern: die alle Welten der uferlosen Unendlichkeit durchflutende Liebe ist doch nur ein poetisches Bild; denn die Natur, die hehre, gewaltige, kennt in ihren Grenzen, in ihrem Prinzip weder Liebe noch Haß, darf sie nicht kennen; sie kennt nur die Notwendigkeit. Sie bedarf der Liebe zur Fortentwicklung ihrer Keime, für einen Teil des Ganzen zum Umbilden ihrer organischen Formen, um ewig die Vollkommenheit des Weltalls im Gleichgewicht zu erhalten. Die Liebe ist ihr ein dynamisches Mittel, jedoch keine ethische Grundidee.

Aus der Vogelperspektive betrachtet, vollzieht sich alles Leben unter dem unverkennbaren Gesetz, daß die Interessen des Einzelwesens hinter denen der Sippe, die der Sippe hinter denen der Art, die der Art hinter denen des Ganzen zurückstehen. Das ist das Todesurteil für die Allgemeinherrschaft der Liebe; denn diese widerstreitet solchem Grundgesetz. Sie ist auf Erhaltung der untergeordneten Organe gerichtet.

Dem Wohl des Ganzen dient die Gerechtigkeit.

Das Eichhornbuch.

Nr. 4. 28. Januar 1900. IV. Jahrgang.

# Der Volkserzieher.

## Blatt für Familie, Schule und öffentliches Leben.

Erscheint am Sonntag.

Abonnementspreis: vierteljährlich 75 Mark mit Bestellgeld. Buchhandelspreis: fürs Inland 1,40 Mk., fürs Ausland 1,40 Mk. Einzel-Nummer: 10 Pfg. Postzeitungsliste: Nr. 7501.

Begründet: Wilhelm Schwaner.

Redaktion und Verlag: Berlin N. 54, Brunnen-Straße 10.

Sprechstunden: Montag und Donnerstag von 11—12 Uhr vorm., Freitag von 4—5 Uhr nachm. Fernsprecher: Amt III, Nr. 1316.

Anzeigenpreis: die 3 gespaltene Petitzeile 30 Pfg. Reklamen: die Zeile 60 Pfg. Beilagen: für 1000 Stck. 7 Mark. Geldsendungen: an Wilh. Schwaner, Berlin N. 54, Brunnenstr. 10.

„Der Volkserzieher" wird am bequemsten direkt von uns bezogen.

Inhaltsverzeichnis: 1. Mein Glaube. Von Joh. Heinr. Mädler. — 2. Mein Glaube. Von Ignaz Heinr. Karl Freiherr von Wessenberg. — 3. Der Bekenntniszwang. Von A. Cesar. — 4. Zwei Weltanschauungen. Von Georg Reinhardt. — 5. Dem unbekannten Gotte. Von Luise Meyer. — 6. Die Kirche der Kunst. Von Wilhelm Schwaner. — 7. An unsere Freunde im Reich. Von Peter Rosegger. — 8. Evangelische Glaubensgenossen, deutsche Protestanten! — 9. Lesefrüchte. — 10. Streiflichter. Von Wilhelm Schwaner. — 11. Schriftenschau. — 12. Sprechstunde. — 13. Anzeigen.

### Mein Glaube. Von Joh. Heinr. Mädler.

Auf dieser Wahlstatt blutger Meinungskriege,
Wo Wahrheit und Vernunft begraben liegt,
Auf dieser Kugel, wo von Sieg zum Siege
Das Ungeheuer der Verfolgung fliegt.
In diesem Reich der Finsternis und Lüge,
Wo man die Menschheit in den Traum gewiegt:
Hier will ich meinen Glauben treu bekennen;
Mags auch die Welt dann, wie sie Lust hat, nennen.

Nicht jenen Gott, den man Jehova nannte,
Der heute schafft und morgen schon bereut,
Des roher Blutdurst kein Erbarmen kannte,
Den Feind des Mitleids wie der Menschlichkeit;
Der wilde Löwen in die Hütte sandte,
Weil man ihm keine Tempel noch geweiht,
Der nicht errötet, Diebstahl zu befehlen,
Und hinterher gebeut: Du sollst nicht stehlen.

Auch das Phantom nicht, das dem kranken Hirne
Des Mönchleins Athanasius entsprang,
Und dem ein Pontifex mit frecher Stirne
Von blinden Irrenden Respekt erzwang;
Wie der gesunde Menschensinn auch zürne,
Das ungeheure Wagestück gelang.
Das Schwert muß die Vernunft darniederhalten,
Bis man den Gott, den einigen, gespalten.

Ach! Tausende von Scheiterhaufen brannten
Dem Zerrbild, das aus solcher Quelle stammt,
Für alle, die sich nicht zu ihm bekannten,
In denen noch ein Gottesfunke flammt.
Und nicht genug, daß sie den Leib verbrannten;
Die Seele ward zur Höllenglut verdammt,
Von jenem Pfäfflein, das die Welt verblendet
Das heiligste der Rechte ihr entwendet.

Nur dich, der ewig über Welten thronet,
Und den kein sterblich Auge je erkannt;
Dich, der in jedem reinen Herzen wohnet,
Den jeder, der dich ernstlich suchte, fand.
Dich, der die Wahrheit lebt, den Irrtum schonet,
Und den kein Tempel schließt, kein heilig Land:
Dich will ich glauben, deinen Lohn erwerben,
Dein will ich sein im Leben und im Sterben.

Dich wollten jene alten Forscher finden;
In ihren Hallen hat dein Licht gewohnt;
Dich wollt uns einst Mariens Sohn verkünden;
Die Mit- und Nachwelt hat es ihm gelohnt.
Wo Priesterwut und Irrtum sich verbinden,
Wird keiner, der dich laut bekennt, verschont.
Zu allen Zeiten kannten dich die Weisen;
Doch ehrten sie dich still in ihren Kreisen.

Da waren sie vereint, dein Buch zu lesen,
Dein großes Buch, die herrliche Natur.
Es predigt dich, du Wesen aller Wesen,
Auf jedem Blatte deines Waltens Spur.
Was je zu schauen uns vergönnt gewesen,
Es fand sich stets in diesem Buche nur —
Dem einzigen, das du allein geschrieben,
Dem einzigen, das unverfälscht geblieben.

Auch mir hast du gewährt, hineinzublicken,
Wie du den Sonnen zeigtest ihre Bahn,
Mit ihrem Glanz die Erden zu erquicken,
Im unermessnen Himmelsozean;
Und Monde sah ich um Planeten rücken
Nach deinem ewig unverrückten Plan;
Ein Band umschlingt das mächtige Getriebe:
Das große allgemeine Band der Liebe.

Doch nicht allein in sonnenfernen Sphären,
Im Gange deiner großen Weltenuhr
Darf dich der Mensch, der Erde Sohn verehren;
Denn rings umher ist deiner Güte Spur.
Und jede Blume, jeder Wurm kann lehren,
Wie herrlich du bist, Schöpfer der Natur.
Uns gönntest du mit Einsicht, dich zu lieben,
— O wäre doch der Mensch dir treu geblieben!

Der du die rollenden Planeten lenkest,
Der du die Haare meines Haupts gezählt,
Der du des niedrigsten Geschöpfs gedenkest:
Dich, einzig Vater, hab ich mir erwählt.
Dank dir für alles Gute, was du schenkest!
Du sorgst, daß nichts an meiner Wohlfahrt fehlt;
Wie, wann und wo mein Erdenleben ende —
Ich gebe meinen Geist in deine Hände.

### Mein Glaube.

Von Ignaz Heinrich Karl Freiherr v. Wessenberg.

Ich glaube, daß die schöne Welt regiere
Ein hoher, weiser, nie begriffner Geist;
Ich glaube, daß Anbetung ihm gebühre,
Doch weiß ich nicht, wie man ihn würdig preist.

Nicht glaub ich, daß der Dogmen blinder Glaube
Dem Höchsten würdige Verehrung sei;
Er bildet uns ja, das Geschöpf im Staube,
Vom Irrtum nicht und nicht von Fehlern frei.

Drum glaub ich nicht, daß vor dem Gott der Welten
Des Talmud und des Alkoran
Bekenner weniger als Christen gelten;
Verschieden zwar, doch alle beten an.

Ich glaube nicht, wenn wir von Irrwahn hören,
Der Christenglaube mache nur allein
Uns selig; wenn die Finsterlinge lehren:
„Verbannt muß jeder Andersdenker sein."

Das hat der Weise, der einst seine Lehre
Mit seinem Tod besiegelt, nie gelehrt:
Das hat fürwahr — dem Heiligen sei Ehre —
Kein Jünger je aus seinem Mund gehört.

Er lehrte Schonung, Sanftmut, Duldung üben;
Verfolgung war der hohen Lehre fern;
Er lehrt ohn Unterschied die Menschen lieben,
Verzieh dem Schwachen und dem Feinde gern.

Ich glaube an des Geistes Auferstehen,
Daß, wenn dereinst das matte Auge bricht,
Geläuterter wir uns dorten wiedersehen;
Ich glaub und hoff es — doch ich weiß es nicht.

Dort, glaube ich, werd ich die Sehnsucht stillen,
Die hier das Herz oft foltert und verzehrt.
Die Wahrheit, glaub ich, wird sich dort enthüllen
Dem Geiste klar, dem hier ein Schleier wehrt.

Ich glaube, daß für dieses Erdenleben, —
Glaubs zuversichtlich, trotz der Deutlerzunft, —
Zwei schöne Hüter mir der Herr gegeben:
Das eine Herz, das andere heißt Vernunft.

Die letzte lehrt mich prüfen und entscheiden,
Was ich für Recht, für Pflicht erkennen soll.
Laut schlägt das erste bei des Bruders Freuden,
Nicht minder, wenn er leidet, warm und voll.

So will ich denn mit regem Eifer üben,
Was ich für Wahrheit und für Recht erkannt:
Will brüderlich die Menschen alle lieben,
Am Belt, am Hudson und am Gangesstrand.

Ihr Leid zu mindern und ihr Wohl zu mehren,
Sei jederzeit mein herrlicher Beruf.
Durch Taten glaub ich würdig zu verehren
Den hohen Geist, der mich und sie erschuf.

Und tret ich dann einst aus des Grabes Tiefen
Hin vor des Weltenrichters Angesicht,
So wird er meine Taten strenge prüfen,
Doch meinen Glauben, nein, das glaub ich nicht.

---

### Gott.

Von Friedrich Bischer.

Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir im Reinen!
Man muß aushalten im Weltgetümmel
Auch ohne das.
Was ich alles las
Bei gläubigen Philosophen,
Lockt keinen Hund vom Ofen.

Wär einer droben in Wolkenhöhn
Und würde das Schauspiel mit ansehn,
Wie mitleidslos und teuflisch wild
Tier gegen Tier und Menschenbild,
Mensch gegen Tier und Menschenbild
Wütet mit Zahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgesonnener Folterqual:
Sein Vaterherz würd es nicht ertragen,
Mit Donnerkeilen würd er drein schlagen;
Mit tausend heiligen Donnerwettern
Würd er die Henkersknechte zerschmettern.

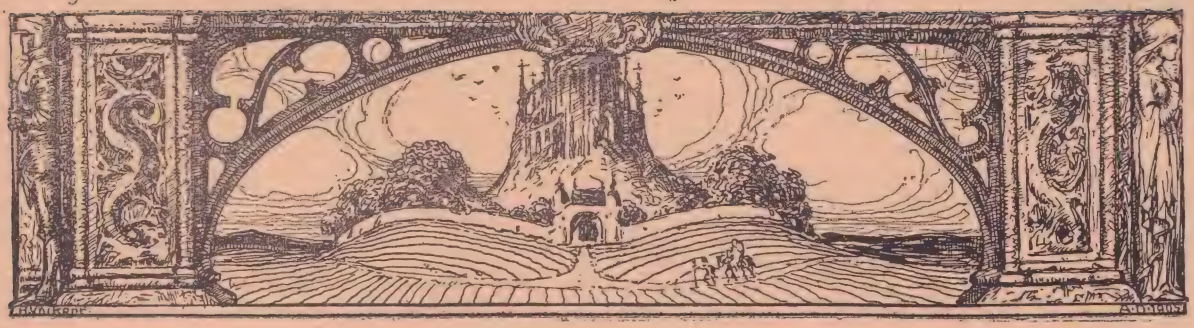
Meint ihr, er werde in andern Welten
Hintennach Bös und Gut vergelten,
Ein grausam hingemordetes Leben
Zur Vergütigung in seinen Himmel heben?
O wenn sie erwachten in andern Fluren,
Die zu Tod gemarterten Kreaturen:
„Ich dankel" würden sie sagen,
„Möcht es nicht noch einmal wagen;
Es ist überstanden; es ist geschehen;
Schließ mir die Augen, mag nichts mehr sehen.
Leben ist Leben. Wo irgend Leben,
Wird es auch eine Natur wieder geben,
Und in der Natur ist kein Erbarmen;
Da werden auch wieder Menschen sein,
Die könnten, wie dazumal, mich umarmen.
O leg ins Grab mich wieder hinein!"

Wer aber lebt, muß es klar sich sagen:
Durch dies Leben sich durchzuschlagen,
Das will ein Stück Roheit.
Wohl dir, wenn du es hast erfahren
Und kannst dies dennoch retten und wahren:
Der Seele Hoheit.

In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menschlich walten,
Mit vereinten Waffen
Wirken und schaffen,
Trotz Hohn und Spott:
Da ist Gott!

---

Drei Fürsten gibts in dieser Welt: politische — Staatsfürsten, wirtschaftliche — Geld- und Gutfürsten, habelose — Geistesfürsten. Und innerhalb dieser drei Gruppen spaltet sichs weiter in Kaiser und Könige, Herzoge und Durchlauchte; in Trust- und Bankdirektoren, Großgrundbesitzer und Oekonomen; in Persönlichkeiten und Päpste . . .



# Unser Ehrenfriedhof.

**Moritz von Egidy.**

Es waren furchtbare Tage, die hinter uns liegen. Schon der Morgen jenes unglückseligen 29. Julmonds machte uns erschauern. Sturm und Regenwetter schienen uns aus dem Schlafe rütteln zu wollen, weil wir wachen sollen, wenn ein Gerechter stirbt. Trübe schlich der Donnerstag hin. Ein schwerer Druck lastete auf uns allen. Am Nachmittag erfuhren wir die Schreckenskunde. Wir glaubten, unser Herz müsse stille stehen, als es dumpf und hohl durch den Fernsprecher klang: „Er — ist — tot!“

Er starb trotz unseres heißen Flehens und ward getragen von den Engeln der Liebe und Verehrung in den göttlichen Schoß des himmlischen Alls.

Aber am anderen Tage lachte die Sonne. O, dachte ich betend, scheine doch recht warm in das große und gute, nun so tief verwundete Herz der Frau, der wir es als der verständnisvollen und innigen Freundin und Gefährtin ihres Gatten zu verdanken haben, daß der Meister auch unter den härtesten Schicksalsschlägen immer wieder sofort die volle Ruhe zurückgewann.

Ein harter Tag stand uns freilich noch bevor: der mit der Stunde seiner Beisetzung. Wieder weinte der Himmel, als die schwarzen Gestalten seinen Körper hinausbegleiteten nach dem stillen Friedhof nahe bei Potsdam. Und wir weinten mit, als des Kaisers Hofprediger tiefergriffen warme Worte der Anerkennung und Verehrung dem Nathanael, diesem Israeliter, in dem kein Falsch gewesen, nachrief. Wir meinten, die Nacht, die inzwischen hereingebrochen, müsse nun auf immer die Welt umfangen, als man den Sarg hinabgesenkt in die kühle, sandige Gruft, als die blonden Kinder Egidys dem Vater Totenkranze als letzten Gruß hinabgeworfen. Gesenkten Hauptes, lautlos, beinahe stumpf gingen wir wieder den Wohnungen zu: Nacht um uns, Nacht in uns . . . Das war Sylvester, der letzte Tag, an welchem sein Körper unter uns weilte. In tieferem Schmerz haben die Anhänger Egidys gewiß niemals den letzten Tag eines Jahres beschlossen.

Am anderen Morgen aber kam es wie ein Strahl von oben über uns: es behielt ihn nicht — er lebt, lebt mitten unter uns, lebt in uns! Nein, was an ihm sterblich war, das wollen wir gern der Mutter Erde wiedergeben, besonders, da sie ihn nicht als einen Siechen und Gebrochenen, sondern als einen Starken wieder in die Arme nahm. Wie ein rechter Soldat ist er ja gestorben, pflichtgetreu bis zum letzten Augenblick, mutig, bis die Todesschatten ihn umfingen. Und so steht sein Bild vor unserm Geiste: urkräftig, furchtlos, tapfer, pflichtbewußt, deutsch durch und durch und doch allmenschlich, treu, versöhnlich, gerecht. Noch nie fanden wir soviele herrlichen Eigenschaften in einem einzigen Menschen stimmend nebeneinander. Und noch nie hat ein Mensch innerhalb eines unvollendeten Jahrzehnts so die Köpfe erleuchtet und die Herzen erwärmt als Moritz von Egidy. Er war in des Wortes vollster und schönster Bedeutung Vollmensch, Edelmensch, Gottmensch.

Und wenn wir uns so sein Bild der Wirklichkeit entsprechend malen, dann kommt über uns eine solche Ruhe, ein so himmlischer Friede, als wäre er mitten unter uns. Jetzt wohnt er nicht mehr in Potsdam, jetzt redet er nicht mehr im Konzerthause der Leipzigerstraße oder in Kühnes Festsälen; jetzt tritt er keine Vortragsreisen mehr an; jetzt brauchen wir uns auch nicht mehr zu ängstigen um sein himmlisch blaues Augenlicht: wo wir gehen, wo wir stehen, da ist sein Geist mit uns, um uns, in uns. Er lebt!

Nicht bloß lebt er weiter im Andenken seiner großen Familie, nicht bloß lebt er weiter in den vielen Egidy-Vereinigungen der größeren Städte Deutschlands, nicht bloß in der dankbaren und unauslöschlichen Erinnerung der Freunde des „Volkserziehers“, die ihm als „ihrem unvergeßlichen Meister“ einen Lorbeerkranz als letztes Liebeszeichen am Grabe niederlegen ließen, nicht bloß besitzen ihn seine nächsten Freunde und Jünger: nein, Egidy gehört a l l e n, allen Deutschen, allen Europäern, allen Menschen überhaupt.

Und bei jedem ernsten Schritt, den wir vornehmen, jedem Briefe, den wir schreiben, jedem Artikel, den wir aufsetzen, immer wollen wir uns fragen: Was würde hier der Meister tun? Und wohl uns, wenn wir befriedigt nach geschehener Tat sagen können: So war es recht — der Meister hats gesagt!

Mein verstorbener Freund Georg Reinhardt nannte Moritz von Egidy den „modernen Jesus“. O, das Wort lag mir ebenfalls längst im Gefühl. Aber es war mir so süß,

so geheimnisvoll, so heilig, daß ich es nicht auszusprechen wagte. Ich befürchtete auch, daß man ihn darum schmähen würde, wenn seine Jünger ihn göttlich verehren. Nun aber trübt ihm kein Unverstand und keine Bosheit mehr den lichten Geist mit dem kristallenen Gemüt, und so soll es auch von mir wiederholt werden: er war und ist ein Heilbringer! Und er selber hat es ja gesagt: „Wir sollen alle Jesusse werden!" So lebt er in uns — so wird er noch in manchem leben . . .

Sie stoßen sich daran, daß er Soldat war. O, meine Freunde, jede Zeit bringt die Männer hervor, deren sie gerade bedarf. Zur Zeit des großen Augustus wars ein Zimmermannssohn, den sie als Werkzeug auserkor. Fast zwei Jahrtausende hat das Werk des armen Bethlehemiten Millionen von Menschen glücklich gemacht. Eine militärische Zeit aber bedurfte eines Soldaten, der das Evangelium predigte. Und schon in diesem Geiste schrieb die Tochter eines Hofpredigers einen Aufsatz über den Krieg, die Tochter des Oberstleutnants aber über den Frieden. Ja, es geschahen und geschehen noch Zeichen und Wunder. Wer Augen hat zu sehen, der sehe, und Ohren zu hören, der höre! Der sehe auf ihn, den Messias von heute, und höre seinen Schwanengesang, der also lautet:

„Sie streiten, ob dies oder jenes das höhere Glück sei; sie streiten sich auch darüber, was mit uns und wie es mit uns nach dem Entschlafen (Tode) wird, statt jedem die Vorstellung zu lassen, die ihm seine Ueberzeugung aufzwingt, oder in der er seine Beseligung findet und sich dabei demütig zu getrösten: es wird so sein und so werden, wie es uns gut ist. Die junge Tanne begnügt sich damit, in der Erinnerung guter Menschen fortzuleben; andere (zu denen gehöre auch ich) erhoffen, und erwarten sogar, nach dem Entschlafen ein — wenigstens anfangs noch — bewußtes Weiterleben des Ichs. Ist die junge Tanne glücklicher, oder sind es die anderen? Die junge Tanne stirbt freudig, ja beseligt; anderen wäre das Entschlafen ein Schrecknis, wenn sie nicht an ein Erwachen im Jenseits glauben dürften. Wer hat Recht? Wir wissen es nicht . . . " „B.-E." 1899, Bl. 2.

✲

### Major Hermann Weiße.

Nun liegt er draußen auf dem stillen Friedhofe der wald- und seeumgrenzten Stadt Strausberg. Und der hochwürdige Oberpfarrer, der ihn oft während seines schweren Leidens besucht und mit seiner Seele um die Formeln der Kirche gerungen hatte, sicherte uns zu, daß seines edlen Geistes „Sprödigkeit" in Sachen des Glaubens kein Hindernis sei für den Aufstieg zu vollendeter Seligkeit. Die Trommel wirbelte zum letzten Male vor ihm her, diesmal dumpf und schmerzvertiefend, und die knatternden Gewehre schrieen in drei schrecklichen Schüssen hinaus, daß hier der zähe Tod nach jahrelangem Kampfe einen Helden ins Gras gestreckt habe. Und darüber lächelte freundlich die Sonne, und nebenan blühten auf dem Grabe der voraufgegangenen bräutlichen Tochter in sanfter Röte mit geisterhaftem Dufte die Rosen! Rosen im Schneemond, Edelblumen im Winter, wie er selber eine gewesen . . .

Zehn Jahre lang hat uns treue Freundschaft verbunden, und kaum hat jemand außer dem engen Kreise seiner Familie alle Züge seiner reinen Seele so genau kennen gelernt wie ich, mit dem er brüderlich Leid und Freud geteilt. Um so schwerer wird es mir, über sein Leben, sein Wollen und Wirken vor dem weiteren Freundeskreise der Volkserzieher einiges zu sagen. Nicht immer geht der Mund über, wenn das Herz voll ist. Hier möchte es im tiefen Schmerze ganz schweigen, stumm seine Klage den anderen mitteilen durch die einfache Todesnachricht . . .

Wir traten uns persönlich nahe bei unserem gemeinsamen Wirken an den damals Lehmann-Hohenbergschen „Kieler Neuesten Nachrichten", deren eingetragener Direktor, Geldgeber und — wirtschaftliches Opfer Hermann Weiße war. Aber wie sein Freund Moritz von Egidy um die schwersten wirtschaftlichen Verluste nicht mit der Wimper zuckte, so hat auch er nicht verzagt, sondern hat jugendfrisch und tapfer weitergekämpft gegen die Pfaffen der Religion, der Schule, des Rechts und der Hygiene. Gegen die letzteren allerdings vorzugsweise mit gelegentlichen Hieben. Desto schärfer aber gegen alle Rechthaberei und Unduldsamkeit sogen. christlicher Priester, deren Todfeind er war und geblieben ist bis in seine letzten Züge. Schon sterbend hat er sein religiöses Testament niederschreiben lassen mit dem ausdrücklichen Wunsche, dasselbe allen Volkserziehern als seine letzten Gedanken, als sein Vermächtnis weiterzugeben. Hier ist es:

„Du stehst mit den Deinigen und wenigen anderen vorn im Kampfe um die heiligsten Güter der Religion: um Wahrheit und Freiheit des Wissens und Hoffens. Ich brauche dich nicht zu bitten auszuharren und nie müde zu werden; denn du kannst ja nicht anders, weil es der Grundzug deines Wesens ist. Kampf pulst durch deine Adern; Kampf ist deutsche Art; Kampf will auch unsere, die deutsche Religion; Kampf, welcher Fortschritt, nicht Vernichtung ist, will die Religion der Menschheit. Also nicht ewigen Frieden, nicht müdes Ruhen des nicht- und nichts-mehr-Könnens . . .

Religion haben die Völker aller Welten und aller Zeiten gehabt und werden sie haben bis in Ewigkeit. Denn ein Ende gibts nicht, wie es keinen Anfang gab. Alles ist Entwicklung, auch die Religion, Gott selbst. Das haben allerdings die Priester aller Bekenntnisse nie begriffen, wenigstens nie zugeben wollen. Denn ihnen ist Religion eben Konfession, feste Form, „ewig" unabänderlicher Glaubenssatz. Was für uns den geistigen Tod bedeuten würde . . .

Man kann es verstehen und sogar billigen, daß sich verwandte Seelen und Geister im Drange, dem Höheren näher zu kommen, für ihre inneren und äußeren Bedürfnisse einen Brauch, einen bestimmten „Kultus", ein „anerkanntes" Bekenntnis, ein „Dogma" schufen. Denn das gab Kraft und Freude zu gemeinsamem Wirken. Es verband Menschen der verschiedensten Völker, Stände und Zeiten . . .

Aber jedes Bekenntnis wird zur unerträglichen Fessel, wenn es sich überlebt hat, wenn eine neue Zeit mit neuer und reiferer Erkenntnis eine neue Form ihres Geistes- und Seelenlebens verlangt. Und überlebt hat sich nicht bloß die Lehre von der „Eingebung" der heiligen Schrift, der ebenbürtig der Satz von der Unfehlbarkeit des Papstes gegenübersteht, sondern überlebt hat sich vor allem der kindische Glaube, als habe ein Gott im Himmel für jeden sündigen Erdenkloß einen besonderen Erlöser aus sich geboren . . .

Der Mensch kann sich nur selbst erlösen, ich meine: der ernst suchende und erkennende Mensch. Er bedarf keines Mittlers und keines Sühners. Denn „Mittler" sind allemal Fälscher im guten oder bösen Sinne. Und Sühner sind Hochmutsnarren, weil wir als Menschen „allzumal sündigen" und demnach jeder mit sich selbst genug zu tun hat. Vielleicht die Priester am meisten, weil sie seit Jahrhunderten und Jahrtausenden am schwersten gegen die Vernunft, diesen Funken aus Gott zu Gott, gesündigt und gewütet haben.

Von den Volkserziehern erwarte ich, daß sie niemals die Priester in diesem Sinne ablösen werden. Sie sollen ein stolzes, starkes und freies Geschlecht heranbilden, ein Geschlecht, das sich nach gut deutscher Art auf sich selbst verläßt. Wer seinen Gott und Erlöser nicht in sich hat, der wird ihn draußen und droben vergeblich suchen. Wer ihn aber da trägt, der ist der Held, den nichts niederwirft, auch Krankheit, Not und Tod nicht, mit denen ich jetzt einen jahrelangen erbitterten Kampf geführt habe . . .

Nach wenigen Tagen werde ich erlöst sein von äußeren Leiden. Mein Leben war schwer; aber ich habe nichts zu bereuen und nichts zu widerrufen. Jetzt will ich nur noch schlafen: denn ich bin müde vom Kämpfen: Ihr werdet ja das Werk fortführen! Nur die Germanenbibel möchte ich noch sehen . . . "

Er hat sie noch gesehen, hat sie gestreichelt, an seine Brust legen lassen: „Lieber — Schwaner — wo ist — dein Buch?" und ist drei Tage darauf in den Armen seiner Tochter und seiner treuen Gattin hinübergeschlummert in eine andere Welt, in der es allerdings, wie der Herr Oberpfarrer am Sarge den Toten belehrend meinte, keine Binde vor den Augen mehr und kein Stückwerk mehr gibt, sondern ein einzig selig Schauen von Angesicht zu Angesicht. Dieser Sicherheit lebte nämlich der Verstorbene ohnedies; dieser Gewißheit lebe auch ich, der ich keine Auferstehung *im Sinne der Kirche* glaube. Unser Schauen und Weiterleben ist geistiger Art, hat mit Augen und Ohren und jeder anderen körperlichen Vorstellung nichts zu tun. Ich war, ehe ich war: also werde ich auch sein, wenn ich nicht mehr bin. Denn ich kann nicht aus nichts gekommen sein, ebenso wenig, wie je aus dem Etwas ein Nichts wird. Nur diese Erscheinung, diese Form wechselt, und auch das nicht mal mit der Geburt oder mit dem Tode . . . allmählich . . . dem Gange der Weltentwicklung gemäß . . . „V.-E." 1905, Bl. 1.

*

### Ernst Eberhardt-Humanus.

Unser gemeinsamer Freund Major Hermann Weiße-Strausberg, der ihm längst vorausgegangen ist in den ewigen Osten, hatte Ernst Eberhardt im Jahre 1898 bei Gelegenheit eines Vortrags mit mir zusammengeführt. Es dauerte nicht lange, da stand der eigenpersönliche und stolze Denker, dem seine „Bauhütte" — er war Br Frmr in einer der drei altpreußischen Großlogen — keinen geeigneten Platz für eine wissenschaftlich-künstlerische Lehrtätigkeit schaffen konnte, da stand Ernst Eberhardt in der vordersten Reihe der Mitarbeiter am „Volkserzieher", und ein Jahr später war er mit P. Nordheim, seinem geistigen Gegenfüßler, und Karl Schoenebeck, unserem Ausgleicher, zum geistigen Träger unseres Blattes geworden. Gleich sein erster Artikel „Merkwürdig" in Nr. 13 vom 27. 3. 1898 erregte trotz der damals noch geringen Verbreitung des „Volkserziehers" solches Aufsehen, daß ihm von verschiedenen Seiten Angebote gemacht wurden, „auch drüben" Mitarbeiter zu werden.

In jenem Artikel Nr. 13 vom 2. Jahrgang wandte er sich in aller Schärfe gegen den bekannten Berliner Universitätsprofessor Adolf Wagner, der in einem Rundschau-Artikel über „Sozialismus, Sozialdemokratie und Sozialreform" von der „Unwandelbarkeit der menschlichen Natur" gesprochen hatte. Den bedeutete der schlichte Berliner Gemeindeschullehrer — der jeder Universität als Lehrer zur Zierde gereicht hätte — daß es einfältig sei, von der Unwandelbarkeit der menschlichen Natur zu sprechen. Habe es den Anschein, als bleiben die Menschen, wie sie immer waren, so sei Schuld daran die Untätigkeit und Feindseligkeit der Unterrichtsverwaltung, die die wichtigste aller „Abteilungen", die Volksschule, mit Absicht und Gewalt zur Aschenbrödelstellung verurteile. Nehme man aber die Jugend in die rechte Pflege, und zwar, wie sie es verdiene, mit noch weit größerer Sorgfalt und Liebe, als man den Pflanzen und Tieren zuwendet, dann werde auch die Menschheit den ganzen Reichtum entfalten, der noch in ihr schlummere, und dann werde die Menschheit nicht erst in „Aeonen" eine Kulturhöhe gewinnen, gegen welche alles Bisherige bloßes Kindertum war. Die menschliche Natur könne sich eben nach zwei entgegengesetzten Richtungen umwandeln: sie vermöge sich zu steigern; aber sie könne auch entarten, je nachdem sie richtig oder falsch geleitet und gepflegt werde. An der vorbildlichen Pflanzennatur solle man die Menschen lehren, daß sie zum Höchsten berufen sind und daß sie das Höchste erreichen werden, wenn sie des Dichters Wort im Auge behalten: „Was die Menschen sind, das hängt ganz davon ab, für was sie sich halten!"

Während der folgenden Jahre finden wir dann unseren Freund fast in jeder zweiten Nummer des „V.-E." mit einem ebenso wissenschaftlich gut begründeten als formvollendet packenden Artikel über Politik, Sozialpolitik, Kunst, Religion, Philosophie, Pädagogik, Gesundheitslehre, Naturwissenschaft, Literatur. Es gibt kaum ein Gebiet, auf dem er nicht tätig gewesen wäre; denn er war mit seinem vorbildlichen Fleiß, Forschungs- und Mitteilungsdrang überall zu Hause. Dem „Volkserzieher" gab er seinerzeit geradezu das Gepräge durch eine Reihe von Artikeln über „Die Kunst als Erziehungsmittel" (Jahrg. 3, Nr. 39—53) und über „Entwicklungsfaktoren und Entwicklungsgesetz" (Jahrg. 4, Nr. 3—23). Da enthüllte er uns zum ersten Male das Gesetz der „Polarität", das acht Jahre später im Heft 1 der „Bundesschule" seine Auslegung fand. In den dort niedergelegten Gedanken ist er trotz mancher Anfechtung von freundlicher und feindlicher Seite nicht wankend geworden bis auf seine letzten Lebensstunden.

Es gab eine Zeit, in der ich mit ihm, den ich von Anfang an rückhaltlos achtete und liebte, in schwere Meinungsverschiedenheiten geriet um eben dieses Entwicklungsgesetz. Ihm wurde damals zuviel von Friedrich Nietzsche im „Volkserzieher" gesprochen, was ich mit voller Absicht eben im Sinne Ernst Eberhardts tat, weil ich in Nietzsches Philosophie den Gegenpol sah zu der im Seminar gepredigten Armeleuts- und Entsagungsreligion des Kirchenchristentums. Dieser Streit hätte uns nicht monatelang äußerlich trennen können — innerlich blieben wir verbunden durch gemeinschaftliche prächtige Freunde —

wenn Eberhardt sich nicht einem Dritten gegenüber verpflichtet gefühlt hätte, Stellung gegen Nietzsche zu nehmen. Als wir uns nach Jahresfrist wieder gefunden hatten, da wurde das Band fester, als es vorher je gewesen. Ich beobachtete sogar, daß er von da ab Nietzsche öfter lobend nannte, wohl, um mir persönlich eine Liebe zu erweisen. Jedenfalls hatte er den Dichterphilosophen inzwischen eingehend aus seinen eigenen Werken kennen gelernt und manches gefunden, was auch ihn in seiner Lehre vom Satz und Gegensatz bestärken mußte.

Als der „Volkserzieher" seine schwerste Zeit durchlebte, stand Eberhardt wie ein Fels auf unserer Seite. Da hat er mit gesammelt, gerechnet und geplant wie ein guter Haus- und Buchhalter. Denn er war als Vorstandsmitglied einer Berliner Spar- und Darlehnskasse auch auf diesem Gebiete bewandert. Schleppte die schweren Bücher mit nach Hause, führte die Mitgliederliste und nahm mir außerdem einen Teil der Briefführung ab. Bei besonders schwierigen Fällen trat er für mich bereitwillig in der Erfüllung solcher Pflichten ein bis zu den letzten Monaten hin. An Stelle der wirtschaftlichen Genossenschaft, in der er als zweiter Direktor tätig gewesen, war nämlich bald nachher der „Bund Deutscher Volkserzieher" als geistige Arbeitsgemeinschaft getreten, und diesem hatte er die Richtlinie angedeutet in den Sätzen des Zieles. Er war mit mir der Ueberzeugung, daß man die Lehrer gewinnen müsse, wenn man die Zukunft haben wolle, und daß dies wieder nur möglich sei durch planmäßige Befreiung der Lehrer aus den geistigen Fesseln des Kirchenchristentums und durch stufenmäßigen Aufbau einer germanisch-deutschen Religion auf dem Grunde wahrer Menschlichkeit. In dieser Richtung ging all sein Wirken während eines zehnjährigen gemeinsamen Schaffens mit P. Nordheim und mir am „Volkserzieher": hier würde er uns gewiß noch manches Jahr ratend, tatend und segnend zur Seite gestanden haben, wenn die Zertrümmerung des Bundes nicht auch ihn bis in den Lebensnerv getroffen hätte. Nun liegt es an uns, seinen Nächsten, das reiche Testament Ernst Eberhardts zu vollstrecken: ein für die Volkserzieher geschriebener Vortrag über den „reifen Goethe" als Fortsetzung zu dem wunderbar fesselnden Vortrag Hans Löschers über „den jungen Goethe" liegt druckfertig vor. Außerdem eine Reihe anderer Handschriften von hohem Werte. Auch Musikstücke sind dabei: denn Eberhardt war auch da „zu Hause"; zwar ließ er sich nur selten in engerem Kreise hören; dann aber mit einer Innigkeit und Sauberkeit, die eben nur den geadelten Menschen auszeichnet.

Obgleich er auf dem Papiere die Demokratie vertrat, war er im Verkehr mit Freund und Feind doch der vollendete Aristokrat. Und wars mit Bewußtsein und Stolz. Als ich ihm wenige Stunden vor dem Tode das Kopfkissen zurechtrückte und sein wärmendes, purpurrotes Halstuch ordnete, sagte ich lächelnd: „Sieh da, ein König bist du im Purpur!" „Aber ein kleiner!" antwortete er schlagfertig und bescheiden. „Immerhin einer!" erwiderte ich, was er nicht mehr abwehrte. Und er war wirklich ein König, was die Berliner Volkserzieher wissen, was auch die gefühlt haben werden, die ihn an den Obmanntagen leiten ließen. Eine zarte, doch turnerisch straffe Gestalt im vollen Haupthaar und wallendem Barte, der sein Gesicht künstlerisch fein und edel einrahmte. Und diesen seinen äußeren Menschen pflegte er mit Absicht ebenso gewissenhaft wie den inneren: „Schmutz, auch das kleinste Fleckchen, ist mir immer ein Greuel gewesen. Bitte, wischts ab" — noch so eins seiner letzten Worte. Und was dazu gehört: „Legt mich wieder in mein Bett; ich liebe die Ordnung." Als wir hatten umbetten müssen, weil die Krankheit seinen Körper ganz zerrissen hatte.

Vorher noch, zu mir gewendet: „Sag den Volkserziehern, daß ich gestorben bin und daß ich stolz auf sie bin als auf meine Freunde. Und sag ein Wort der Liebe über mich im „V.-E."." Dann, seine Hände nach Mutter (so nannte er seine Gefährtin stets) und Tochter ausstreckend: „Es dauert nun nicht lange mehr", von seinem Neffen und Freunde, dem Bildhauer Karl Bracht, und mir emporgerichtet, ist er im Dämmerschein der Lampe, die er noch wenige Minuten vorher gefordert hatte — „Heller!" — in unseren Armen sanft hinübergeschlummert. „Schlafen" war sein letztes Wort . . .

„V.-E." 1909, Bl. 4.

✲

### Professor Gustav Ruhland.

Am ersten Hartung-Sonntage des Jahres 1914 ist droben in Bad Tölz ein Mann im besten Alter nach monatelangem Todesringen hinweggerafft worden, der unserer Zeit noch viel zu sagen gehabt hätte: der ordentliche Professor der Nationalökonomie an der Universität Freiburg (Schweiz) Dr. Gustav Ruhland. Wer das Buch vom „Aufstieg und Niedergang der Völker" durchgearbeitet hat, der kennt den Vertreter des Gedankens vom „volksorganischen Ganzen", der weiß auch, was „Politische Oekonomie" bedeutet. Denn Ruhland ist der wissenschaftliche Schöpfer dieser Begriffe und Bücher. Leider kennt man den Heimgegangenen nur innerhalb der Kreise des Bundes der Landwirte und der Volkserziehergemeinde. Denn die abscheuliche Parteipolitik hat auch die Gebiete der Wissenschaft schon versenkt, und nicht bloß die der National- und Sozialökonomie. Und da Ruhland das Verbrechen beging, seine kostbare Kraft dem Bunde der Landwirte zur Verfügung zu stellen, statt vor der vaterlandslosen Macht des Großkapitalismus anbetend in die Kniee zu sinken, so war er naturgemäß für die gesamte politische Linke erledigt. Nur ein paar feine Köpfe unter den (revisionistischen) Sozialdemokraten, der Münchener Arthur Schulz und der Düsseldorfer Hildebrand — die deshalb auch aus der Partei „flogen" — erkannten und sagten offen, daß da beim Bunde der Landwirte ein Mann stehe, den man als den ehrlichsten Sozialisten anzusprechen habe. Auch die parteipolitisch nicht eingeschirrten Volkserzieher wußten, wer Gustav Ruhland ist. Ist er doch oft genug frisch und froh wie ein Jüngling an den schönen Sonnabenden mit uns durch den märkischen Föhrenwald gewandert, hat uns packende Vorträge in Nikolassee gehalten, hat beim „V.-E." mitgearbeitet, dem Uplandwerke durch Besuch und erste Sammelgabe seinen Segen gegeben und hat an unsere Zukunft so fest geglaubt, wie der fromme Katholik an seine Kirche. Er war einer unserer besten und wertvollsten Freunde, obgleich er durch seine Landsmannschaft dem Katholizismus näher stand als dem Protestantismus und außerdem dem Bunde der Landwirte als wissenschaftlicher Berater diente. Denn ob er schon unseren „Individualismus" bekämpfte — bei aller Hochachtung vor der Persönlichkeit — so sah er doch gerade im Volkserzieher- und Uplandwerke die gesunden und schönen Anfänge des von ihm erträumten und ersehnten volksorganischen Ganzen. Dem Bunde der Landwirte diente er nur,

weil es die stärkste und gesündeste bodenständige Partei ist und weil ihm der Großgrundbesitz anständiger und ungefährlicher erschien als der Großkapitalismus. Aber in seinen Schlußfolgerungen war er auch Gegner der Riesenbesitze und ausgesprochener Freund des Kleinbauerntums. Er hatte ja das alles in eigenster Erfahrung gründlich kennen gelernt als der Sohn eines tüchtigen Spessartbauern und hatte sein erlebtes Wissen bereichert durch gründliches wissenschaftliches Arbeiten auf einer mehrjährigen (im Auftrage Bismarcks unternommenen) Weltreise. Auch sonst war er, der geistige Führer des Hunderttausend-Bundes Deutscher Landwirte, ein Ketzer ihres Programms; denn er haßte alle faulen Zugeständnisse und „zarten" Rücksichten. Und als solche betrachtete er alle Zölle, an deren Stelle er dem ganzen Volke zugute kommende Schutzmaßregeln und Sicherheiten gesetzt haben wollte. Auch von den „modernen" Reformen wollte er nichts wissen: Bodenreform, Geldreform, Frauenbewegung, Wahlreform — das alles war ihm armselige Flickerei; er versprach sich eine Besserung der heutigen verfahrenen Verhältnisse nur von einem gründlichen und umfassenden Neubau aus dem Inneren heraus.

In seinem häuslichen Leben war Gustav Ruhland einer der verständigsten — wenn auch nicht immer umgangsbeauemsten — Menschen, die ich kennen gelernt habe. Ruhen erschien ihm als Faulheit und als Diebstahl an der Gesamtheit. Betrachtete er doch jeden Einzelnen, auch sich selber, sogar Weib und Kind, als dem Volksganzen verpflichtete Einzelteile, die mit Schuld trugen, wenn das Ganze leide oder nicht bald genug zur Gesundung komme. Hier berührte er sich aufs engste mit Moritz von Egidy, den er übrigens erst durch uns Volkserzieher kennen lernte. Auch ihm erschienen die beiden Pole Ich und Gesamtheit als die Angelpunkte alles bewußten Lebens, allerdings so, daß das Zusammengehörigkeitsbewußtsein immer und überall den Ausschlag zu geben habe. „Meine eigene Schuld — meine eigenste Schuld": diese Mahnung warf auch er allen politischen und kirchlichen Bußpredigern zur Selbstbesinnung ins Gesicht. Und er ging mit gutem Beispiele voran. Da war ein, wie er glaubte, wertvoller Mensch ohne Schuld und Bewußtsein in schwere wirtschaftliche Not geraten: Ruhland setzte sein ganzes Vermögen ein zur Rettung des Gefallenen und — verlor es an einen Unwürdigen. Aber er hat nicht geklagt, hat mutig die Folgerungen gezogen und hat jahrelang mit wenigen Mark einen Haushalt von vier Köpfen bestritten, wie es der ärmste Dorfschullehrer oder Waldpfarrer kaum gekonnt hätte. Und war dabei immer morgens der erste am Arbeitstisch — im dicken Schlafrock bei offenem Fenster auch im Winter; denn die Heizung mußte gespart werden — und verlangte, daß auch die Kinder zur Arbeit erschienen — selbst im Winter morgens um 5 Uhr; denn das gebe rote Backen und mache Ordnung und Pflicht zur Gewohnheit. An dieser Ordnung wurde auch nichts geändert in den Tagen allerernstester Kopfarbeit, nichts nach den öfteren Abendvorträgen und den sich manchmal lang hinziehenden Beratungen. Nicht einmal während der paar Ferientage im Uplande hielt er es länger als bis 5 Uhr morgens im Bette aus, und es war damals Spätherbst und war grimmig naßkalt. Und ging trotzdem mit Tränen der Dankbarkeit, als er sich jenseits des Trais auf der Briloner Straße verabschiedete; denn für ihn war Upland Zukunftsland und Hermannshaus Geburtsstätte eines neuen Geistes der Gemeinsamkeit. Da hatte auch er noch mitwohnen, mitraten und mittaten wollen. Mit seiner ganzen Familie. Aber die tiefer sahen, erkannten, daß ihn damals schon der Todesengel als fällig gezeichnet hatte. Denn wenn es Sünde gegen den Körper ist, den Geist zu überspannen, so hat Ruhland diese Sünde getan. Und dafür hat er in monatelangem Krankenlager schwer büßen müssen, wobei die körperlichen Schmerzen für ihn sicherlich noch die leichtesten waren. Denn dieser Edelmensch hat bis in die Todesnacht immer nur an die anderen, an die Gesamtheit des Volkes und der Menschheit gedacht, niemals an sich und ebenso wenig selbstsüchtig an seine Familie. Ruhland war ein Mensch wie Egidy: goldklar und kristallrein im Wollen und Tun; war Christ und Deutscher durch und durch und trotz seiner offenbaren Neigung für den anders gewordenen Katholizismus mehr Deutscher als Christ; denn er konnte auch grimmig hassen — er haßte wie Rosegger all das Gesindel der Schleicher, der Falschen und Faulen. Und gerade darum liebe ich ihn am meisten, auch über den Tod hinaus.

„V.-E." 1914, Bl. 2.

✲

**Willy Lentrodt.**

Und nun den Kuß auf deine bleichen Wangen —
Schlaf wohl, mein Freund, schliefst lang nicht mehr vor Schmerz.
Nun wird die Ruh dich friedevoll umfangen —
Mich aber laßt jetzt einsam weinen gehn . . .
Auf Wiedersehn! Karl Gerok.

Und wieder ist einer aus dem engsten Kreise der alten Getreuen hinübergegangen. Die Osterglocken haben ihm in den ewigen Osten geläutet — Willy Lentrodt ist nicht mehr!

Wie sichs doch schwer daniederschreibt! Der lebt nicht mehr, mit dem du im vorigen Jahre zwischen Lerchensang und Blumenjubel in den Bergen der Heimat Bruderkuß und Brudereid getauscht? Der noch vor wenigen Tagen am Fernsprecher mit dir das nächste Wiedersehen verabredete, nachdem wir beide seit dem Heimatschwur dem Tode auf nächste Nähe gegenübergestanden? Mußten es denn jetzt schon gerade zwei sein, und folgtest du darum sobald dem tapferen und starken Gustav Ruhland? Wars denn mit Moritz von Egidy, mit Hermann Weiße und Ernst Eberhardt vorläufig nicht genug gewesen?

Aber wer kann ahnen oder erforschen, warum überhaupt er denken, fühlen, streben, träumen, irren, leiden, warum er so leben und so sterben, warum er jetzt schon sterben mußte? Jetzt, wo der Frühling mit Jubeltönen neues Leben, neue Lieder und neue Hoffnungen kündet! Wer kann wissen, warum er seiner gläubigen und guten Gefährtin, die er erst vor wenigen Jahren gefunden, entrissen wurde? Warum er seine beiden prächtigen Kinder, unmündig noch, so früh verwaisen ließ?

Ueber ein ganzes Jahr hat er mit dem Tode gerungen, ganze Nächte durch, Wochen, Monate . . . Und hat, obgleich wir alle ahnten, daß es kein Jahrfünft mehr dauern könne, doch fest an Leben und Zukunft geglaubt. Hat geglaubt, daß auch er droben in seiner schönen waldeckischen Bergheimat noch sein eigen Haus auf eigener Scholle bauen würde . . .

Denn die Großstadt und was ihn an diesen Menschenkessel fesselte, haßte und verachtete er. Hatte sie ihn doch vergiftet, dutzende, hunderte-, tausendmal! Täglich

hat sie ihm zugesetzt, körperlich, seelisch und geistig! Denn obgleich er einer der feinsten Kulturmenschen war, in der Seele und im Geiste unvergleichbar reiner und reicher als unzählige andere, die sich als Helden brüsten — weil der Zufall über sie weg sah — so war er doch ein echtes und rechtes Naturkind. Einer, der die Blumen koste und mit Tränen in den Augen den Abendliedern Philomelens lauschte . . .

Er wird in der Heimat wohnen: auf dem Felsenfriedhof von Flechtdorf, dem uralten Klosternest, nahe bei Corbach. Da hat er sein Haus auf eigener Scholle . . . Und wer ein Weiser ist mit dem Blicke der Ewigkeit, der darf nicht einmal traurig sein um seinen Tod; der sagt mit Pindar: „Heil uns, wir alle gehn dem Ende zu", der ewigen Ruhe im Gotteshause . . .

Ihr jüngeren Volkserzieher wißt vielleicht kaum etwas von unserem entschlafenen Freunde. Verschafft euch die Nr. 17 vom „V.-E." des Jahres 1913; da hat er sich in einem ergreifenden Kapitel „vom Leide" sein eigen Toten-, Grabes- und Auferstehungslied gesungen. Wie es Caidy kurz vor seinem Heimgange getan . . .

Und ist am Auferstehungsfest der Kirche und der — Blumen buchstäblich hinübergeschlummert, wie Caidy um die aufsteigende Sonne den Degen vor dem Allbezwinger senkte . . .

Aber ihr müßt und sollt mehr von diesem hart- und schwergeprüften Menschen lesen, als nur sein Lied vom Leide. Ihr sollt wissen, daß Willy Lentrodt im Brachmond 1897 mit wenigen Vertrauten von der „Berliner Reform" und von den „Kieler Neuesten Nachrichten" her den „Volkserzieher" durch schriftstellerischen und freundschaftlichen Beistand gründen half. (Von dem dreiviertel Dutzend jenes Abends leben nur noch Karl Schoenebeck, Robert Gramse und Wilhelm Schwaner.)

Ihr sollt noch mehr hören: daß im Frühling des Jahres 1894 eben dieser Willy Lentrodt, der Sohn eines kirchlich-gläubigen Fürstlichen Rates, der Schwager eines strenggläubigen Pastors, obgleich er mich vorher nie gesehen, mir in einem hochnotweinlichen Ketzergericht brüderlich und tapfer Beistand leistete und mir zur mitternächtlichen Mondstunde droben in Rattlar Geisteswaffen aus dem fernen Osten in die Hand drückte wider die Geistesjuden der deutschen Heimat und Seele . . .

Und daß eben dieser Willy Lentrodt trotz innerer Freiheit und feinster Bildung ein tieffrommer Mensch war, den aller „Materialismus", „Rationalismus" und wissenschaftlicher „Monismus" anödete, ein Mensch, der in Bachs Gottespsalmen vor Demut zerfloß und stumm wurde wie Moses vor dem feurigen Busche . . .

Es ist furchtbar, daß dieser einzige Blutzeuge aller meiner Kämpfe nun nicht mehr mir ratend, tröstend und stärkend zur Seite stehen wird . . . Immer einsamer wird trotz anderer wohlmeinenden Freunde das Leben, immer kleiner die Zahl derer, die alles verstehen, weil sie alles wissen — aus Liebe . . .

Willy Lentrodt war nicht mit allem einverstanden, was der „V.-E." schrieb und brachte. Nicht mal mit mir, die wir uns gegenseitig liebten und achteten, die wir uns „Du" nannten und „Sie" meinten. Aber er sagte freudig Ja zu dem wirklich Geschaffenen, Gewordenen und Fertigen, zum Uplandwerk, obgleich er mit mir in tiefster Seele empfand, daß auch die Heimat der nur findet, der sie herzblutend verliert . . .

Während ich dies schreibe, spielt sein sonniges Blondmädel mit meiner Annlis. Die früh Verwaiste spielt und singt in aller Unschuld; denn der Vater ist verreist, weil er krank war, nach Flechtdorf, wo er aber gesund wird, weil dort alles so schön und so froh ist. Und mein Mädel weint; denn sie kennt leider schon die schaurige Trauermelodie vom Tode . . . Aber sie verbeißt tapfer den Schmerz in Ursulas Gegenwart. Doch Ursel sieht forschend auf Annlisens Dunkelauge: „Kind, hast du den bösen Schnupfen?" Und sie bekommt Antwort mit einem Kuß, einem Tränenkuß: „Du lieber Engel, du!"

Ach, ihr lieben Menschen alle: denkt doch daran, wenn einer stirbt — und jede Minute schläft einer hinüber! — daß ihr einem Kinde das Leben um so leichter, gläubiger und schöner machen könnt! Helft den Tod überwinden durch Kinderleben und Kinderlachen! Bändigt den Zerstörer des Lebens durch selbstlose Liebe! Dann wird der Schnitter zum Säemann; dann wachsen Rosen auf Leichenhügeln . . .

Und wenn ich einst heimgehe, so bettet mich droben im Uplande ohne Feuer neben den Feuerstein: von dort will ich morgens beim ersten Sonnenblitz und abends im letzten Strahl drüben unter den zwei Türmen der Klosterkirche meinen voraufgegangenen Freund grüßen, der durch den „Volkserzieher" auch Euer Willy geworden ist . . . Ein seliger Gedanke am Sarge des Blutgeschworenen . . . „V.-E." 1914, Bl. 9.

*

**Karl Engelhard.**

Schichtet den Holzstoß hoch auf dem Schiff!
Rings seine Waffen, die ruhmreichen, reiht
Bunt um ihn her! Ihn selbst aber bettet,
Den Wiking, darauf! Facht das Feuer und weiht
Mit heiligem Hammer
Seine Fahrt in die Ferne,
Daher er nie wieder nach Hause sich wendet!

*

Trauert nicht! Immer so trieb es ihn fort
Nach neuen Ländern und neuen Erlebnissen!
Aus nun segelt er, aufzusuchen
Das letzte Land und das letzte Erlebnis!
In Flammen fliegt seine Seele der Sonne zu,
Die sich ihm grüßend aus grauen Wogen und Wolken
Verheißungsherrlich enthüllt! . . .
Wiking, Wanderer durch Welten und Wellen,
A u f dir tut sich das Tor des A l l s nun;
Dir entgegen mit glänzendem Antlitz geht
Wotan — und weist dir mit gütigem Winken
Den Sitz an bei seinen unsterblichen Söhnen.

K. E. 24. 11. 1912.

Könnt ihr das fassen: Karl Engelhard tot? Sobald nach Willy Lentrodt und Gustav Ruhland? Mitten im saftigen Sommer, jetzt, wo die Rosen blühen? Jetzt, wo der Frühling an die Gletscher stieg? Ach ja, da ist ja der Tod! Wir waren zu hoch gestiegen in unserem Seelenfrühling: Gustav Ruhland bis an den Gletscherblock der großkapitalistischen Stoffwelt, Willy Lentrodt bis an die eisigen Falten des doppelten Gesichts unserer hochgebildeten Ueberkultur, Karl Engelhard bis in die höchsten Höhen des Religions- und Menschenfrühlings. Hütet euch, ihr Blümelein am Eisesrand: es kommt die Nacht mit Wetterschlag, und morgen seid ihr tot!

Jahrelang hat er sein Testament in der Tasche getragen, und als man ihn am 22. Erntings in die Klinik trug, da wußte er, daß es jetzt eröffnet und vollzogen würde. Schon im Jahre 1913, um die Pfingsten, erwartete er ahnend den Tod. Alle Baldurkinder wissen, daß sie keine Greise werden — und dieser war ein Strahlumkränzter, Lichtumflossener! Seelisch Gekreuzigte sterben um das Jahr Christi, und dieser war ein Christ! Baldur und Christ in einer Person! Darum predigte er den „Frommen" vom Wotan am Stein, den „Heiden" unter uns den Christ am Berge . . .

Wißt ihr noch, wie er im Jahre 1912 droben im Uplande den Wotan aus der Waberlohe seiner frommen Dichtkunst feierte? Wie im folgenden Jahre, wo man den Christ vom Stein vertreiben wollte, wie da sein märchenhaftes „Königsauge" aufblitzte und die Händler mit Geißelhieben von der — Saalgruft wies? Wißt ihr noch, wie er diesmal die Nähe des Hammers suchte und doch in das stillste Stübchen von Svantehus sich zog? Hört ihr noch seinen weichen milden Tonfall? Seht ihr nicht noch das rote Gold seiner strahligen Haare und das himmlische Blau seiner reinen Augen? Faßt ihr noch ganz die beinahe wesenlose überirdische — Engelgestalt? Fühlt ihr noch den Puls des wärmsten Engelherzens?

Und der ist nun tot? Wirklich tot und für immer? Wir können es gar noch nicht fassen! Als ich aber am 24. des 8. an seinem offenen Sarge in Marburg stand und nebenan die hl. Elisabeth ihre Glocken rührte, da wars trotzdem nicht Grabgesang! Da schien er reden und — schreiben zu wollen im Schlafe! Als hätte er nur still nachdenklich die Augen geschlossen, so lag er da. Nur die nächste Umgebung verriet, daß hier der tote Karl lag. Wie schön er aber auch da noch war, der Sonnenknabe! Stumm in der Rede, laut in der Schweigsamkeit!

Draußen rattert die Elektrische vorüber, knallt ein lebensschäumender Schwälmer Bauernbursch lustig hinter seinen Pferden, stolziert der Korpsstudent mit Mütze und Schmiß — Marburger, Casseläner, Hanauer, Hessen, Deutsche: wißt ihr, wer da drin sein Schwanenlied still und ohne Worte singt? Karl Engelhard, der Hessendichter, Karl Engelhard, der christlichste Heide, der deutscheste Christ! Stehet, ihr Wagen; stille, ihr Pferde; Schweigen, ihr Burschen: der Tod will reden, Karl Engelhard kommt! Kommt, da er scheidet! Lebt, da er starb!

Wie merkwürdig das war! Wenige Tage vorher hatte er, genau wie Willy Lentrodt, noch einmal an alle die geschrieben und gedacht, die ihm im Leben am nächsten gestanden, auch an die, die Böses von ihm geredet. Und wißt ihr, wie er von denen schied: „Gott sieht alles, bis auf das letzte, und übrig bleibt euch die Frucht. Doch auch die Spreu kann euch nützen!" Und legte sich hin zum letzten Schlafe . . .

Wir aber konnten nicht schlafen. Bis lange nach Mitternacht saßen unser Zwei am Bruche der Oder und sprachen von Schule und Jugend, von Volk und Religion, von Leben und Sterben, von Erde und Himmel. Und kamen auch nach Eins nicht zur Ruhe und lagen mit offenen Augen, bis die Sonne uns rief. Aber noch einer rief, — der schreckliche Draht: Karl Engelhard tot! Und dann westwärts, im Wagen sausend durch schwere Gewitter: vielleicht, vielleicht — atmet er noch! Oeffnet noch einmal das Königsauge! Lächelt noch einmal mit zuckender Lippe . . . Vorüber fliegen Städte und Dörfer, reichgesegnete Fluren, schattige Wälder und schäumende Flüsse! Sonst immer so lieb, so traut und bekannt, so herzig zum Singen und Jubeln! Und jetzt? Tot ist der Sänger! Gebrochen der Fittich! Als ich abends spät im Dunkeln in das Trauerhaus trete: schmerzzerrissene Brüder, ein stummgewordener ernster Vater, Kinder mit Tränen am schlafenden Auge! Er ist wirklich tot! Karl Engelhard tot!

Und nahe bei Marburg, im schönen Cassel, wo wir beiden damals im Abstinenten- und Nordmärkerstreit bei — Schmoll die Gläser perlen ließen, wo wir in der „Galerie" schöne Frauen vorüberziehen sahen, wo wir der Fulda und den Hessenbergen Heil zuriefen, wo wir den heißesten Strauß um das Marterholz stritten: draußen in Cassel sang seine Laute, die er dort noch vor wenigen Tagen geschlagen, nächtlich süße, feine Akkorde. Als dächte sie an das Königsauge, das brechende an der Lahn. Und wer rührte die Saiten? Ein Schmetterling war es, der „Vogel" der Auferstehung, der Bote der Wandlung zum Schönen! Der brachte die Kunde vom gebrochenen Herzen . . .

Ist er wirklich verstummt, der göttliche Sänger? Predigt er nicht mehr am Berge, der Baldurknabe? Singt keine Choräle vom steigenden, klärenden, wärmenden, göttlichen Licht mehr? O ja! Erst recht wird er leben, wird singen und segnen! Denn er ist Baldur, wahr und wahrhaftig, Baldur der Auferstandene! So soll er uns leben, wie er mit Herzen die Fluren erweckt . . .

Weinet nicht, Freunde! Es liegt kein Stein vor seiner Grabtür! Ihn hat die Flamme des Leidens gereinigt und zur Sonne gehoben! Hinauf ins ewige Lichtmeer des Lebens!

Schließt dichter die Reihen! Je fester wir halten, je länger die Frist bis zur nächsten Stunde der nächtlich singenden Laute! Haltet Böses, Falsches und Schlechtes euch fern; denn ihr wißt nicht . . . Doch sicher ist dies: die Stunde schlägt allen!

Und nun: Hinein auch wir in die läuternde Flamme!

„V.-E." 1914, Bl. 16.

*

**Adolf Michel.**

Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den jung und alt gleich lieb hatte; ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein reisiger Reiter, in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von welscher Tücke fiel er bei düsterer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefället. Keinem zu Liebe und keinem zu Leide: aber wie Scharnhorst unter den Alten, so ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen."

So lasen wirs 1870 im Deutschen Lesebuche: ich selber habe es damals auswendig gelernt, weil mich schon als Kind Inhalt und Form dieses Totenliedes aufs tiefste bewegte. Hans Löscher hat in Nr. 3 des „Volkserziehers" von 1914 Jahns Denkmal für Friesen aufs

neue geschmückt, und heute — ist es allerorten lebendig, ist es wieder Mensch geworden. Denn ist nicht Friesen die gesamte deutsche Jungmannschaft, das ganze deutsche Volk von heute?

Wie viele liegen schon drüben und modern in den Argonnen oder gar in den schaurigen Sümpfen Polens und Wolhyniens! Hingerafft von Feindeshand der dunkle, aber innerlich sonnenhelle, klare und reine Hermundure, der Führer der größten Volkserziehertruppe Thüringens, der liebe Adolf Michel; hingerafft der herrliche Amend, den wir am 18. Laubris 1913 bei der Hermannsfeier im Uplande zum ersten Male sahen, dann wieder bei der Pfingstfahrt 1914 und endlich mit seinem ganzen Trupp bei der Bestattung Karl Engelhards in Marburg; hingerafft der Prediger der Enthaltsamkeit in der Nordmark, unser zukunftbauender Heinrich Stoltenberg aus Kiel . . . Und jeder Tag bringt neue Trauerkarten und -briefe — die Ehrentafel kann sie kaum noch alle fassen . . . Man muß sie zusammendrängen, wie sie draußen in Massengräbern bestattet oder in Lazaretten schichtweise nebeneinander gebettet werden. Es ist schaurig, fast nicht mehr zum Ertragen . . . Denn jeden Morgen und jeden Abend fragt man sich: wer von Deinen Lieben mag heute wieder weggeschossen und schon begraben sein oder, in Schmerzen sich windend, blutend zwischen toten Turkos oder schmutzigen Kosaken liegen . . .

Und dennoch muß durchgehalten werden. Denn die Feinde wollen unseren Untergang: die Russen, die nie etwas anderes gekannt haben als Knute, Galgen und weißen Tod; die Engländer, die aus Völkermord und Totschlag ein klingendes Geschäft schon seit Jahrhunderten machen; die Franzosen, die uns alles Halsabschneidergesindel Nordafrikas an die Gurgel treiben, weil wir 1871 wiedernahmen, was uns dem Blute und dem Rechte nach Jahrhunderte durch vorher gehört hatte. Laset ihr s. Zt., wie die Franzosen schnöde eine Waffenruhe für einige Stunden ablehnten, die die Deutschen begehrten, weil sie die vor ihrer Front liegenden toten Franzosen beerdigen wollten? Sie wollten darum keinen Waffenstillstand, weil sie hofften, durch den furchtbaren Verwesungsgeruch ihrer toten Kameraden würden die Deutschen endlich aus den Schützengräben getrieben — dann würde man sie einzeln und bequem niederknallen . . . Mit solcher „Menschlichkeit" führt das Frankreich der Maeterlinck, Saint Saens, Bergson und Berliner Tageblatt-Leute Krieg gegen uns „Barbaren", jenes Frankreich, von dem wir jahrzehntelang unsere „feinere Bildung" bezogen!

„B.-E." 1914, Bl. 23.

✲

## Hermann Löns.

Und Hermann Löns ist der, der mich am innigsten und schönsten mit der Natur verband, wobei es keinen Unterschied bedeutet, ob ich seine Jaadschilderungen oder seine farbigen Bücher vornahm. Mit einem der letzteren, dem „Braunen Buch", hat er mir droben im Uplande mitten im Winter sogar eine schwere Krankheit erträglich gemacht. Da ist nach dem ersten furchtbaren Fiebersturm wohl kein Tag vergangen, dessen Abend nicht irgendein farbiges kräftiges Heidebild zur Verlesung gebracht hätte. Und solch ein Kapitel aus des Heidjers Farbenbibel wirkte stärkender auf Blut und Nerven als irgendeine Medizin oder ein Kopfumschlag. Damals ist uns Hermann Löns so nahe gekommen, so lieb und vertraut geworden, als wäre er geborener Upländer. Nur hätte er noch unser Platt schreiben müssen. Aber das lag ihm nicht, obgleich er seinem ganzen Empfinden nach ein echter Niedersachse war. Er hätte, wie er mir mal schrieb, seine Bilder und Geschichten erst aus dem Hochdeutschen übersetzen müssen, da er als „Ostelbier" die Feinheiten des Niedersachsen-Platts nicht genügend beherrschte. Trotzdem ist mancher Edelstein daraus seinen Malereien eingefügt; ich nehme einige: „Post" und „Wigelwagel", „Deele" und „Flett", „underen", „Butze" und „Dönze", „Wohld" und „mülmen". Aber selbst im Hochdeutschen wirkt nach meinem Gefühl Hermann Löns kräftiger niederdeutsch als beispielsweise Fritz Reuter und Klaus Groth. Ich wüßte keinen, der von den Norddeutschen unseren „Hansbur" in der Naturschilderung, in der Tiergeschichte und selbst im Roman überträfe. Er war Meister des Inhalts wie der Form auf allen Gebieten der Dichtung . . . Deshalb ist er auch schnell beliebt geworden in allen Kreisen des Volkes: ich fand seine Werke nicht bloß auf dem „Skaap" des Bergbauern, sondern auch auf dem Bücherbord des Studenten und des Backfisches, ja selbst auf dem feinen Salontisch der Großstadt- und Gesellschaftsdame. Auch die Kinderwelt hatte sich in diesen „süßen" Wandervogel verliebt. Meine „Kleine" — die übrigens allmählich körperlich zur Großen heranwächst — war vom „Mümmelmann" schlechterdings nicht wegzubringen; der begleitete sie beim Waldbeeren- und Pilzesuchen; der wanderte in ihrem Rucksack mit auf Dommel, Trais und Ettelsberg; ja er bekam den Langenberg und den Astenberg zu sehen und durfte mit Annlise Tisch und Bettkissen teilen: er war „ihr ein und ihr alles". Und als wir gar bei einem Wandergange durch die „Knollsiede" Freund Mümmelmann leibhaftig mit fiebernd heißen Augen keine drei Schritte vor uns im Buschlaub ruhig liegen sahen, gerade, als ob er prüfen wolle, ob unsere freundnachbarliche Gesinnung gegenüber Fink und Goldammer, gegenüber Hänfling, Zaunkönig und Goldhähnchen, ob unsere Liebe zu den achtzehn Rebhühnern am Irminsborn von Svantehus auch ihm zugute komme, da kannte Annlisens Begeisterung für „Mümmelmann" und — Hermann Löns keine Grenzen mehr. Da hat sie sich eines Tages heimlich an den Schreibtisch gesetzt und hat dem lieben „Heidjer" in Hannover einen Brief geschrieben, hat ihm mitgeteilt, wie zutraulich Freund Mümmelmann ihr ins dunkle Auge geschaut habe und wie er erst aufgesprungen und berganwärts hochgegangen sei, als Mutter behauptet habe, das Tier müsse unbedingt schwer krank sein, da es so lange still liegen bleibe und uns groß ansehe. Gegen Weihnachten kam eine rechte Dichterantwort auf diesen Kinderbrief: einige köstliche Verse, neben denen unten links auf grauem Hartpapier einige samtweiche Häschen aus — Weidenkätzchen die Ohren spitzten; oben drüber ein Heidezweig. Dieser Gruß ist zum Familien-Heiligtum geworden!

Und nun liegt dieser zarte Menschen-, Tier- und Pflanzenfreund mit durchschossenem Herzen drüben in Feindeserde! Den Achtundvierzigjährigen, obgleich er nicht Soldat gewesen war, hat es nicht zu Hause, d. h. nicht in der Heide gehalten, als draußen der Weltkrieg anfing zu toben. Da griff er zu seiner nie fehlenden todbringenden Büchse und stellte sich in Reih und Glied fürs Vaterland. Ich vermute, daß er keinen höheren Wunsch hatte — als den, daß ihm doch der Kater Edward Grey oder der Hahn Poincaré vor den Lauf kommen möchte. Schade,

daß man die hochbeamteten Völkerhetzer und elenden Drückeberger nicht Aug in Aug mit solchen Männern stellt, wie Hermann Löns einer war! Dann wären die Kriege schneller, unblutiger und — gerecht entschieden. Wir dürfen uns trotzdem trösten: Hermann Löns wird in unserem Herzen weiter leben als einer unserer Besten und Zartesten; über die gekrönten und ungekrönten Häupter aber des Keltoromanen-, Slaven-, Krämer- und Räuberbundes wird, wie der Krieg auch auslaufen möge, das vernichtende Fallbeil des Weltgerichts herniedersausen. Um so lieber haben wir jetzt unseren „Mümmelmann"; um so trauter wird uns das „Braune", das „Grüne" und das „Blaue Buch"; um so lieber liegen wir mit dem letzten Cherusker-Hermann in „Wald und Heide" oder ganz „Dahinten in der Heide . . . "

Aber Hermann Löns war nicht bloß Jäger, Maler und Dichter, sondern er war auch Politiker, Volkswirtschaftler, Volkserzieher, Rassezüchter. Und war auch das mit seinem ganzen heißen Blute und mit stählernen Nerven. Und als echter Jäger wollte er sein Wild nicht zugetrieben haben, sondern ihn verlangte danach, den Fuchs im Kessel auszuheben. In Berlin wollte er „jagen"! Eine ganze Reihe von Scharfschüssen hatte er im Lauf der Jahre schon aus dem gezogenen Kugellauf herüber nach Berlin, gegen die deutschfeindliche Großstadtpresse und ihre großkapitalistischen Schildhalter geschickt, und das elegante Federvieh aus dem Jerusalemer Presse-Viertel hats fein verstanden, wen Hermann Löns mit dem Oelteufel in der Bauernheide eigentlich treffen wollte: drum hat es ihn auch tot geschwiegen all die Jahre her, und nur zu seinem Tode im Felde haben sie acht bis zehn Zeilen für ihn geopfert . . . Schlaf ruhig, Hermann: wir werden schon sorgen, daß Deine Flinte nicht rostet und daß Deine Kugel auch fernerhin „Spiegel" trifft . . . Wir haben noch einige liegen, die Du selbst gegossen . . . Ich freue mich, daß Du draußen auf dem großen Jagdfelde gefallen bist; daß wir nicht mehr Angst zu haben brauchen, Du gingest uns im Großstadtkrankenbette ein wie ein enttäuschter „lyrischer" Dichter . . .

„V.-E." 1914. VI. 22.

✲

### Kuno van der Schalk.

Wir haben es beide geahnt, als wir uns nach wenigen schönen Stunden des Zusammenseins im Hermannshause zwei Tage vor Kriegsausbruch auf der schleunigen Heimfahrt in Holzminden zum letzten Male die Hand drückten und uns tiefbewegt ins Auge schauten, daß dies der letzte Blick und Handschlag war. Wie wir es Ostern 1914 ahnten, als Du an Willy Lentrodts Todestage froh in Schlachtensee anklopftest, daß da eine Macht in unsere gemeinsamen Geschicke eingegriffen habe, eine dieser Welt fremde und feindliche Macht, der wir trotz ehrlichstem Streben und bestgewolltem Leben nie und nirgends entgehen können.

Ich erinnere mich der Vormittagsstunde vom Jahre 1903, als Du, ein junger Philosoph, der aus reinen Vernunftgründen hier in Berlin-Charlottenburg „nebenher" und „auf alle Fälle" Technik studieren wolltest, als Du in der Dach-Maschinenstube des Hofes vier Treppen in der Brunnenstraße 10 anklopftest und, ein schöner schlanker blaublonder Mailänder aus holländischer Abkunft, mir gebrochen deutschen Gruß und Handschlag botest. Nicht „gebrochen", weil Du etwa das Deutsche nicht beherrscht hättest: Deine mütterliche Abstammung von der alten Soldatenfamilie derer von Kameke bürgte für Treue gegen Sprache, Blut und Geist. Nein, Du sprachest gebrochen vor Befangenheit und Bescheidenheit und wurdest rot dabei, wie ein Mädchen von sechzehn Jahren, wenns zum ersten Male in „Gesellschaft" kommt. Ich habe diese Stunde noch oftmals an Dir wiedererlebt, und manchmal habe ich mich gefragt, ob denn das wirklich derselbe Kuno „Van der" sei — „Vander" nannten Dich ja wohl die blonden und die dunklen Kommilitonen von der lombardischen Universität Pavia — derselbe Kuno, der im Widerstreit der Meinungen mit hellem, scharfem Wort dazwischenfahren und sich geradezu festbeißen konnte . . .

So sah ich Dich als Menschen zwölf Jahre lang: ein Kind und einen Krieger. Und nun bist Du als Krieger gefallen, der Du gar nicht Soldat gewesen warest und als Nationalholländer „gar nicht nötig" gehabt hättest, in den abscheulichen und doch gewaltig großen männermordenden Krieg zu ziehen. Du gehörtest eben wie mein einziger Sohn und wie viele Tausend andere deutsche Jünglinge und Knaben zu der ebenso oft verspotteten wie vaterländisch geheiligten Schar der Kriegsfreiwilligen aus eigenem Gewissen, wie wir sie bei Dixmuiden, Langemarck und im ebenso sumpfigen Rußland immer und immer wieder gegen die Satansschar der Kultur- und Wahrheitsheuchler anstürmen sehen. Und bist als Soldat, als Krieger, als Opfer für Dein geistiges Vaterland gefallen. Dein reines Gewissen hätte es nicht ertragen, als junger Mann daheim beim Biertopf und der Zigarre — diese „Genüsse" waren Dir allezeit innerlich fremd und zuwider — als Drückeberger und Klugkopf über Politik und Moral zu reden und andere für sich kämpfen, leiden und sterben zu lassen. Schon der bloße Gedanke daran machte Dich rot vor Scham. Lieber wolltest Du Weib und Kind, Vater und Mutter, Freundschaft und „Nationalität" verlassen, als ewig die Marke der „Weltklugheit" tragen . . .

Nein: „weltklug" warest Du nicht, Du Ebenbild Gottes aus deutschem Gemüt und Geiste. Ein Träumer warest Du, bei hellstem Verstande und schneidigstem Wortkampf. Ein Hochgenuß war es, Dir zuzuhören, wenn Du um Dich hiebest rechts und links — nachdem man Dich stundenlang als Stummen gesehen. Weißt Du noch an jenem Religionsabend mit Willy Lentrodt, Karl Schoenebeck, P. Nordheim, Friedrich Schoenemann im Hause Waldeck zu Schlachtensee? Wie Du da gegen Willy Lentrodt und Karl Schoenebeck losfuhrest, wie Willy mit beharrlichem Schweigen und Karl mit schwerem gnostischen Geschütz Dir antwortete? Und aus dem Schützengraben von der Yser schicktest Du mir Dein „Gottsucherlied" aus Lentrodt-Engelhardschem Geiste. (Siehe „Upland", 1915, Heft 1.) Da hast Du Deinen Gott im Feuer des Leidens gefunden, den germanischen und den christlichen, den kämpfenden und den leidenden Gott, den Gott jener Seltenen und Begnadeten, von denen die tiefsten Bücher der Wahrheit und der Weisheit künden. Und ER hat Dich gefunden . . .

Zwei Jahre lang hast Du neben mir am Volkserzieherpfluge gestanden, als mein Gehilfe in der Schriftleitung, als der Vertraute meiner Briefe und Freundschaften, als mein Freund und Geistesbruder auf Leben und Tod. Hast vieles mit mir „hinter dem Vorhange" gehört, erlebt und erlitten, wovon man nichts mehr wissen darf, wenn man an den Schreibtisch kommt oder wenn

man auf die Straße tritt. Hast den fürchterlichen Bundesstreit auf meiner Seite — ganz im Stillen — mitausgefochten, hast oft den müden Arm mir gestützt, wenns gar zu arg herabgeprasselt war. Warest in Zeiten der Gefahr bereit, Dein Letztes froh mit mir zu teilen, und als mich einst ein heimatloser armer Student auf Monde und Wochen um Erholungs-Obdach bat, da hast Du ihn zu Dir geholt ins schöne Alpen-Landhaus des Vaters am Comersee. Du lieber, guter, sonniger Mensch aus Blumenland!

Und als Du mich um die Weihnacht 1913 nach hartem Richterurteil in Hamburg — das für andere auf mich herunterfauste — in Dein schönes Dichterheim in Großborstel zur Abendstunde holtest, als Du Ilsens Hand in meine legtest: „Nimm sie mit auf in unseren heiligen Ring" — Kuno, soll denn das alles nun gewesen sein, weil der Krieg Verwesung bringt? Nein, nein: Du bist für mich, wie all die vielen anderen von der „Ehrentafel" des „V.-E." noch mit mir sind. Reden wir nicht in nächtlichen Stunden, wenn die jetzt immer noch unverschämte Großstadt endlich schweigsam geworden ist, lieb und vertraut miteinander wie einst im Jahre 1903 und wie noch am 29. des Heuet 1914? Ich höre Deine helle Stimme mit dem scharfen Italiener-Anlaut-ß; ich streichele Dein schönes lockiges Goldhaar; ich vertiefe mich in Deine blauen Himmelsaugen; ich sehe Dich im wallenden graubraunen Staubmantel Deiner Dachstube in Nikolassee zueilen . . . Alles, alles hier erzählt mir von Dir, und wenn ich Deine Handschrift neben Karl Engelhards lege, dann ist mirs, als wäret ihr beide Einer in zweierlei Gestalt! Wie habe ich euch so lieb gehabt, ihr lichten Baldurknaben, ihr Johannesbrüder des Gekreuzigten!

„V.-E." 1915, Bl. 4.

✲

### Die Fellingers.

In Waldesheim bei Düsseldorf-Grafenberg starb in der von ihr begründeten, weit berühmten Heilstätte am 21. Hartung 1915 Fräulein Henriette Fellinger im 96. Lebensjahre, nachdem ihr der jüngere Bruder Otto schon vor fünf Jahren im Tode vorausgegangen war. Die meisten Volkserzieher wissen es nicht, daß die Geschwister Fellinger nicht bloß die Mitbegründer des „Volkserziehers", sondern auch des Hermannshauses waren: ihre still-wohltuende zurückhaltende vornehme Art verbot jedes Hinstellen oder Nennen vor breiterer Oeffentlichkeit. Nun aber darf und muß es gesagt werden, daß die beiden echt frommen Menschen, die ich persönlich nie gesehen, die sich in ihrer lieb-zutrauenden Art auf das bloße Wort des „Volkserziehers" und des Briefes verließen, daß Otto und Henriette Fellinger mit auf die Ehrentafel der Volkserzieher und Upländer gehören. Der Segensstrom, der von dem Waldesheimer Hause ausging, hat nicht bloß Kranke geheilt und dem Leben zurückgegeben, sondern vor allem dazu beigetragen, Schwache und Ringende durch Zuspruch und Unterstützung zu stärken, also Krankheit und Elend zu verhüten. Fellingers waren Aerzte und Seelsorger im tiefsten, edelsten Sinne und Volkserzieher von jener seltenen Art, die zu ihren Lebzeiten immer nur einem allerengsten Kreise bekannt wird. Schon als der Bruder starb, da waren große Segenspenden testamentarisch vorgesehen für eine Reihe geistig-freiheitlicher Vereine und Bünde. Leider wurde damals die landesherrliche Bestätigung versagt. Aber die edle Erbin der Aufgaben Otto und Henriette Fellingers hat im Sinne der Fuaendfürsorge doch ein wenig fortsetzen können, was in Waldesheim angefangen wurde. Auch sie will nicht genannt werden; aber ihr Name ist mit eingetragen auf die Ehrenseite unseres Bundesbuches: Waldesheim und Waldeck klingen nicht bloß verwandt: sie sind es für alle Zeit! Wir Volkserzieher aber danken unseren lieben rheinischen Gönnern, indem wir ihr geistiges Testament erfüllen bis zum letzten Hauch und Buchstaben.

„V.-E." 1915, Bl. 4.

✲

### Karl Namokel.

Mancher Volkserzieher wird durch unseren Verlag brieflich mit ihm bekannt geworden sein: er war unser Pionier im Geschäftsbetriebe und wars mit Lust und Liebe. War früher Lehrer in einem schlesischen Walddorfe gewesen. Der Sohn aus armer, zahlreicher Gutsförsterfamilie. Plagte sich jahrelang aussichtslos mit Seminarschulden, die unerträglich drückend für ihn wurden, als er hatte sein Jahr ohne jedwede Hilfe dienen müssen. Kaum war er wieder im Amt, da verlangt der Hauptgläubiger „sein Recht", und zeigt den armen Menschen wegen Schuldenmachens bei der Behörde an, als nicht sofort die „Deckung" kam. Obgleich Karl Namokel glänzende Militär- und Seminarzeugnisse hatte — er war bei der Abgangsprüfung vom Mündlichen befreit worden — nahm sich doch niemand seiner an: er hatte es mit einem Hochmögenden wegen der „allzustrammen Schulzucht" verschüttet. Wurde also kurzerhand als „Schuldenmacher" entlassen — um 500 bis 600 Mark! Ging nach Berlin zu seiner alten Mutter, seinen Schwestern, die sich in der Großstadt als Wäscherinnen und Näherinnen kümmerlich durchs Leben schlugen. Wurde nach bangen Wochen der Arbeitslosigkeit durch einen Zufall auf den „V.-E." aufmerksam. Bittet hier um Beschäftigung, „was es auch sei, und wenns Adressenschreiben ist". Wurde, obgleich kein Platz frei war, aushilfsweise hinter dem jüngsten Gehilfen angestellt. Machte sich aber sehr bald durch Umsicht, Fleiß und umgängliches Wesen unentbehrlich. Galt als fest angestellt fürs Leben lang. Da brach der Krieg aus. Wird als Unteroffizier sofort eingefordert und zieht ab mit funkelnden Augen: „Ich stehe meinen Mann, Vater Wilm, auch für den „Volkserzieher" und für Haus Waldeck!" Muß, da er fürs Feld als zu schwächlich erscheint, erst wochenlang zu seinem großen Schmerz Rekruten drillen in Brandenburg, wird endlich seinem heißen Wunsche entsprechend felddienstfähig, kämpft im Westen, dann in Galizien — von wo er mehrere tiefergreifende Briefe an mich schrieb, und ist nun im Westen Schulter an Schulter mit einem guten Kameraden bei den furchtbaren Septemberstürmen 1915 gefallen . . . Ein tapferer Lebenssoldat war Karl Namokel; wäre sicher auch ein hochangesehener Schulmeister geworden und geblieben, wenn nicht . . . Ach, das ist ein Stück für sich, ein trauriges des ganzen Volksschullehrerstandes, trotz der Leutnants-Hebung seit dem Großen Kriege. Wir aber, die wir Karl Namokel näher kannten, wir behalten ihn in liebem Andenken als einen, der immer strebend sich bemühte. Nun hat er sich selbst erlöst durch den Heldentod fürs Vaterland . . .

„V.-E." 1915, Bl. 22.

✲

### Frau Anna Keim.

Es gibt eine himmlische Güte des Weibes, alles, was in ihre Nähe kommt, an sich zu schließen und an ihrem Herzen zu hegen und zu pflegen mit Innigkeit und Liebe, wie die Sonne alle Sterne, die in ihrem Wirkungsraume schweben, an sich zieht mit sanften, unsichtbaren Banden und in frohen Kreisen um sich führt, Licht und Wärme und Leben ihnen gebend. G. B. II, S. 216, Kleist 22.

Wie hatte er sich auf diese Weihnachten zu Hause gefreut, trotz allem, was auch ihn bei der Heim-Armee aufs tiefste berühren und verletzen mußte, den getreuen Eckehart des deutschen Volkes, den Schärfer deutscher Wehr und Waffen, den Mahner unseres Gewissens, den hochverdienten General Keim! Statt daß er mit seiner Gefährtin unter dem Lichterbaum von künftiger deutscher Herrlichkeit träumen und sprechen konnte, stand er nun am Sarge der eigenen Hoffnungen auf einen schöneren Lebensabend in der Familie. Aus einem erschütternden Briefe — kaum vierzehn Tage vorher geschrieben — lese ich immer und immer wieder diese Worte: „Lieber Landsmann, wir sind uns gewiß darin einig, daß wir nicht dazu auf Erden sind, daß es uns gut gehe; im Gegenteil, wir sollen ringen, kämpfen, leiden . . . " Es war eine wundervolle Frau, die als treueste Helferin und Freundin neben dem Führer des Wehrvereins, dem Begründer des Flottenvereins, dem Freunde unseres „Lehrvereines" stand. Eine von jenen seltener werdenden Edelfrauen, deren Stärke und Wert nicht in lauten Worten und langen Schreibsätzen ruhte, sondern in stillen, von der Welt nicht gesehenen Taten. Wie hat sie Tag und Nacht gesorgt um ihren in Feindesland als Militärgouverneur waltenden Gatten, dessen 70. Geburtstag sie im Kreise ihrer Nächsten erst vor wenigen Monden hatte feiern dürfen! Wie hat sie erhobenen Herzens ihre Söhne und Schwiegersöhne von Sieg zu Sieg schreiten sehen! Wie stolz war sie auf ihr, auf unser deutsches Volk, das Millionen tapferer Väter und Söhne in den weltstürzenden Krieg schickte! Und nun? Nun steht er allein, den wir neben Blücher und Hindenburg zu denken gewöhnt sind. Um so dichter und dankbarer müssen wir uns nun um ihn scharen, dem auch nach diesem Kriege noch die schwersten Aufgaben in der Heimat zu lösen bestimmt sind, neben unseren „Vater Keim". Wir vom Bunde und der Gemeinde Deutscher Volkserzieher, wir deutsches Volk: wir alle geloben am Grabe dieser deutschen Frau, daß es dem Hüter der edelsten Güter unseres Reiches hier auf Erden — was an uns liegt — jedenfalls nicht schlecht gehen soll, nachdem er daheim einsam geworden ist. Wir wollen ein starkes Band der Liebe und Dankbarkeit um ihn ziehen! „V.-E." 1916, Bl. 1.

✠

### Paul Kruschewsky u. a.

Das ist das Grauenhafteste dieses Krieges, daß der Tod, dieser ernste Mahner des Menschen, fast zum Alltäglichen für jeden einzelnen herabgesunken ist. Und die wenigen anderen, die noch empfänglich sind, bluten schon aus so vielen Wunden — man wagt kaum noch, außerhalb der Ehrentafel einen unserer teuren Heimgegangenen besonders zu nennen. Auch darum nicht, weil ja der große Schnitter sie alle gleich gemacht hat. Da war der junge Oberlehrer Gengnagel, den die Upland-Pfingstfahrer des Jahres 1914 — neben Hermann Josef Amend, neben Wilhelm Renner, Adolf Michel, Karl Engelhard als eine der schönsten Gestalten im Gedächtnis behalten haben, im äußeren Bau wie im ganzen Wesen: hochgewachsen, sehnig, stark, flott und doch ruhig, mutig und doch versöhnlich, tief- und feingebildet und dabei bescheiden — ach, was hätte sich über diesen Edeln nicht alles sagen und schreiben lassen! Aber jetzt kommen manchmal Stunden und Tage, wo man einfach nicht mehr kann, wo die Nerven glatt versagen, wo selbst das Herze still zu stehen droht . . . Da bleibt dann oft nichts anderes übrig, als Papier und Feder beiseite zu legen, der Stadt, der alles rasch verwischenden und vergessenden, den Rücken zu kehren, und hinauf zu steigen in die Einsamkeit der Berge. Vielleicht ists da erträglicher . . .

Es war eine grauenhafte Woche, die mit dem 2. des Ostermonds 1916 begann. Ahnungslos kommen wir nach 14tägiger Bergraft im Uplande zurück in den lenzlichen Grunewald — da liegen gleich zwei Todesnachrichten auf einmal: Heinrich Weidmann-Köln a. Rh. und Ludwig Fritzsche-Weißenfels (früher Hettstedt). Beide ernste Mitwanderer noch von Egidys Zeit her; Heinrich Weidmann einer, der im Stillen ganze Familien über Wasser hielt, der ständig mindestens ein Kind aus ärmerer Familie auf seine Kosten erziehen und bilden ließ, der auch dem „V.-E." in schwerer Zeit treu zur Seite stand; Ludwig Fritzsche einer von den tapferen Vorkämpfern gegen Rausch und Qualm — in diesem Kampfe rücksichtslos bis zum Aeußersten — die Pfingstfahrer von 1905, 6 und 7 wissen einiges davon zu erzählen . . . Beide ihrer Ueberzeugung getreu bis zum Tode, der sie nun grausam hinweggerafft hat, obgleich es gerade für sie während dieses Krieges und erst recht nachher so viel zu tun gegeben hätte als Pflegeväter und Volksveredler. Heinrich Weidmann war noch zu Pfingsten 1915 ins Hermannshaus gefahren und hatte sich dort in unserem Festbuche trotz Völkerhaß und Weltenkrieg aufs neue zu Egidys Fahne der Versöhnung bekannt: ein Christ durch und durch, ein Christ bis zum letzten Gedanken und Atemzuge . . .

Am 1. des Ostermonds 1916 hatte ich einen längeren Brief erhalten von meinem lieben alten Freunde Dr. med. Paul Kruschewsky, des Inhalts, warum er trotz „Germen-Religion" und „Heidentum" seine beiden Söhne kirchlich einsegnen lasse. Neben dem Briefe eine Karte: „Liege seit vier Tagen in hohen Fiebern. Bin schauderhaft matt." Liege — das hieß: in einem armseligen Feldlazarett an der Russenfront, wo er als Arzt schon seit Wochen Fleckfieberkranke behandelt hatte. Eine unheimliche Karte — es war der letzte Gruß . . . Am 5. im 4. eine Drahtung: „Der liebe Doktor gestern früh sanft entschlafen." . . . Nun auch noch er! Nach Willy Lentrodt, Gustav Ruhland, Karl Engelhard, Gustav Simons, Hugo Wegener auch der noch! Einer von den Getreuesten der Getreuen, einer von den leider so seltenen Menschen, die selbst dann noch glauben, trauen und festhalten, wenn sie nicht mehr verstehen. Ja, deren Liebe und Fürsorge gerade dann noch wächst, wenn der Freund ihnen in Meinungsverschiedenheit auf und davon zu gehen scheint. Die Pfingstfahrer von 1908 (Rügen) werden sich seiner von Sellin her erinnern, dieses bald düsteren, bald überschäumenden wuchtigen Menschen, der allen, die ihn näher kannten, trotz seiner Fliegenden Holländer-Art oft wie

ein Kind, fast wie ein Mädchen zart vorkam. Kein Frühling verging, in welchem er nicht die ersten Veilchen von „Wiking-Hall" den lieben Frouwen am Schlachtensee geschickt hätte. Und wie oft rief er von Sellin her durch den Fernsprecher an: „Ich wollte nur mal deine Stimme hören, lieber Wilm." Nun auch das nicht mehr, auch der nicht mehr! Draußen lacht der Frühling, blühen die Veilchen, jubeln die Vögel — aber manchmal schauderts mich, als läge ich lebendig zwischen lauter Toten . . .

„V.-E." 1916, Bl. 9.

✲

### Mutter Beck.
### Frau General Litzmann.

Schon bald nach der Geburt des letzten Kindes hatte sie ihren Mann verloren, einen fleißigen, sinnigen und fast zu guten Menschen. Und nun saß sie mit ihrer Schar Unerwachsener in der Großstadt am Main. Aber sie hat den Kampf mit dem Leben für das Leben mutig und nimmermüde aufgenommen und hat ihr halbes Dutzend zu rüstiger Mitarbeit vom kleinsten Dienst an bis zu den schwierigeren Aufgaben erzogen. Und durch geschickte Arbeitsteilung gelang es, nicht bloß alle gut ernährt hoch zu bringen, sondern auch aus jedem — Mädchen wie Jungen — einen angesehenen „Kerl" in achtbarer Lebensstellung zu machen. Zwar gabs dann und wann zwischen den verschieden gebauten und gearteten Kindern Gegentriebe, Gegenmeinungen; aber die hochgebaute Mutter blieb Sammel-, Wunsch- und Befehls-Mittelpunkt für sie alle auch da noch, als die älteren schon reif genug schienen, eigene Wege zu gehen und selbständigen Haushalt zu führen. Sie hielten zusammen und blieben zusammen, bis das letzte Küken auf eigenen Füßen stehen konnte: als wohlbezeugte Schulamtskandidatin. Dann legte sich Mutter schlafen für immer. Ihr Werk war getan. Aber vorher hat sie noch einmal Richtung gegeben für den ferneren Zusammenhalt, hat nicht bloß das Haus, sondern auch den Garten noch im Plane bestellt. Denn auch sie hatte nicht bloß im zerschossenen, einäugig gewordenen Sohne gesehen, was der Krieg für uns alle und was er für jeden besonders bedeutet. Und hat noch sterbend ihren Mädchen den Weg zum Gotteshause gezeichnet, als den sichersten und heiligsten Weg. Und ist dann segnend gestorben, die hochgesinnte, hochgestimmte, gütige und starke — Beck-Mutter.

Eine ganz andere die Litzmannfrau. Soldatenweib durch und durch. Im Stil der hohen Ahninnen aus der Germanenzeit. Schulter an Schulter mit dem Gatten von der Leutnantszeit her bis hin in die letzten hohen Feldherrntage. Gefährtin und andächtige Hörerin bei den feinen militärischen Ausarbeitungen für den Leserkreis der „Täglichen Rundschau", Vertraute und Siegelbewahrerin der Berichte aus Russenland während des Großen Krieges. Seelisch bis in den letzten Nerv mit dabei, als die Truppe ihres Führer-Kameraden von der slavischen Uebermacht eingekesselt war — nur in Ahnungen, aber ihrer und seiner sicher; denn sie kennt ihren Liebsten auch als Soldaten besser, als selbst der König ihn kennen kann. Brach nicht zusammen wie der Reiter, als er über den Bodensee war; wurde nicht zur Salzsäule wie Lots Weib, als sie durch Zeitung und Brief genötigt wurde, „hinter sich" zu sehen. Denn sie war gewöhnt, vorwärts und aufwärts zu schauen, dem Lichte zu, GOTT entgegen, an den sie mit dem Gatten glaubte mit der ganzen heiligen Zuversicht und Inbrunst einer echt biblischen Frau. Noch liegt mir der herrlich klare Ton ihrer Stimme im Ohr von jenem Sonntagmorgen, da sie mich durch den Draht anrief: „Bitte, lieber Herr Schwaner, schicken Sie mir doch noch ein zweites Blatt mit dem ausgezeichneten Beitrag Ihres Freundes Nuese über den „Sieg des Militärischen" — ich möchte es meinem Manne zum Weitergeben senden." — Und nun liegt auch diese prächtige deutsche Frau längst stumm und kalt im Grabe! Aber ihr Geist lebt wie der der Beck-Mutter weiter in ihren gleichgearteten Kindern, in ihren — Soldatenkindern . . .

„V.-E." 1917, Bl. 8.

✲

### P. Nordheim (Phil. Recknagel).

Im Zeichen der Erfüllung des Christentums war ich Dir im Jahre 1895 in M. v. Eaidys „Versöhnung" begegnet. Und Du hattest mich brieflich in Kiel aufgesucht mit einer Abhandlung über das Allod, die gesetzliche Sicherung des Kleinbesitzes („Versöhnung" 1896, Nr. 116). Aber wir knüpften unser Freundschaftsband beim ersten persönlichen Beisammensein im Jahre 1897, wobei wir zu unserer beiderseitigen Ueberraschung feststellten, daß uns in Wirklichkeit die Handschrift des ersten Briefes die innere Verwandtschaft offenbart habe.

Wir wohnten auch äußerlich seit je enge beisammen, trotz der grundverschiedenen Berufsbildung und der zweimal sechs trennenden Jahre. Denn Deine thürinaische Heimatslandschaft, Deine Abstammung aus mitteldeutschem Führergeschlecht, selbst Deine persönlichen Lebensschicksale glichen den meinigen bis beinahe in die letzten Einzelheiten. Freilich hattest Du schon 1870/71 als Krieger miterlebt und warest in Frankreich zum Hinkfuß geschossen worden — ich war damals noch ein Schulbübchen, und mein leibliches Opfer hat der Krieg der Krankheit gefordert . . .

Diese unsere äußere und innere Nähe band uns in Werk und Familie zusammen. Nachdem Du mir Mitarbeiter an den „Kieler Neuesten Nachrichten", am „Sprechsal des Deutschen Volksbundes" und an der „Versöhnung" in Kiel, an der „Berliner Reform" in der Reichshauptstadt geworden, halfest Du mir im Sommer 1897 in Gemeinschaft mit dem wackeren Karl Schönebeck auch äußerlich den „Volkserzieher" begründen, halfest während des Gefahrenjahres den geschäftlichen Untergang verhüten und machtest drei Jahre später in Gemeinschaft mit dem lebensmutigen und starken Wildenbrucher Karl und dem weisen Ernst Eberhardt-Humanus aus der Genossenschafts- eine Familien- und Personensache. Und bliebest der treu bis in die letzten lichten Augenblicke: am 12. des Lenzmonds 1917, als schon der Tod Deine bleiche, schöne Denkerstirn geküßt, durften „Mutter Toni", die Dir mit-Schwester und Freundin geworden, und ich an Deinem Schmerzenslager im Hause der Tochter trotz der nahenden Schatten noch stundenlang mit Dir vom Neuen Großen Deutschland der Welt träumen. Du sahest noch schwere Gefahren und Nöte vor uns liegen, Zeiten, denen verwandt, die in der Offenbarung des Johannes als apokalyptische Reiter genannt werden; aber Dein Glaube, Deine Hoffnung, Deine Liebe galt dem auch innerlich erlösten Starken und Führenden Deutschland . . .

In Deinen Adern floß adeliges Blut des Hermundurengeschlechts der Nordheime, und dieses Blut hat Dich

trotz schwerer Nackenschläge im widerwillig erwählten Kaufmannsberuf immer wieder emporgerissen: dem Lichte zu. Du wurdest Bankmann in Berlin, während Dein Platz wie seinerzeit derjenige Ernst Eberhardts auf dem Professorenstuhl gewesen wäre. Deine wissenschaftliche umfangreiche Abhandlung über die politische Bedeutung der Abstammungslehre wurde nur darum nicht mit dem ersten Preise ausgezeichnet, weil Dir der vorgeschriebene Plan zu enge gewesen war; aber die Preisrichter ehrten Dich mit der Auszeichnung der in Wirklichkeit wertvollsten Arbeit. Etwas davon ließest Du uns ahnen in Deinem tief religiösen und dabei echt wissenschaftlichen Werke von der „Erfüllung des Christentums" und in dem Heft der „Bundesschule" über die „Weltanschauung auf Grund der Lamarckischen Deszendenztheorie".

Du warest wissenschaftlich überall zu Hause: die Physik fesselte Dich ebenso stark wie die Chemie, und in der Volkswirtschaft wußtest Du Bescheid wie in der Politik und Völkerkunde. Selbst zu den Sternen flogest Du, durch die Weiten des Alls und der Unendlichkeit. Du hast sogar hinter den Schleier des Geheimnisses geblickt: Dein letzter Bleistiftzettel enthält Andeutungen in der Richtung der Fließschen 23 und 28 und der hier schon so oft besprochenen „Quersumme". Beide zusammen ergaben Dein Todesjahr (1851 geb.; 1851 und 23 und 28 = 1902, dazu die Quersumme Deines Geburtsjahres: 15 = 1917). In Deinem „Schneidungsjahre" 1902 schriebest Du Dir selber den Schwanengesang: „Ein Leben in Schönheit — dann ewige Ruhe" . . . Und am Ende dieses „Schneidungsjahres" ließest Du mit mir und unserer gemeinsamen Schwesterseele, der lieben Vite, die Würfel fallen über das Schicksal des „Volkserziehers".

Hattest früher manchmal drüber gelächelt, so fein, wie nur Du lächeln konntest, wenn ich Dir von merkwürdigen „Takten" meines Lebens erzählt hatte. Das erschien Dir damals „unwissenschaftlich", bis mein „Schneidungsjahr" — 1914 — und meine „Neuner" es Dir handgreiflich nahe gebracht und Prof. Fließ in seinen beiden Werken „Vom Ablauf des Lebens" und „Vom Leben und vom Tode" auch Dir die letzten wissenschaftlichen Zweifel gelöst hatte. Da fingest auch Du an zu „rechnen", und als „die Geister Dich tippten", drei Tage vor Deinem Tode, da hattest Du zwar Dein letztes Büchlein von der „Welten- und Lebensrhythmik" nicht mehr schreiben können; aber Du hast das Büchlein erfüllt . . .

Als wir im Ostermond 1914 Willy Lentrodt an der Friedhofshöhe bei Steglitz vorläufig gebettet hatten, da fanden in der späteren Nachmittagsstunde die älteren Freunde des „Volkserziehers" sich in einem stillen Zimmer zusammen zum Austausch gemeinsamer Erinnerungen aus geistiger Wanderung mit dem Flechtdorfer. Und ganz wie selbstverständlich tauchte auch die Frage auf: „Nachdem Moritz von Egidy, Major Weiße, Ernst Eberhardt, Gustav Ruhland, Willy Lentrodt heimgegangen sind — wer wird jetzt aus dem engeren Kreise der Nächste sein?" Da deutetest Du auf Dich; denn Du seiest der Aelteste im Kreise und seiest also der Nächstverpflichtete und Nächstberechtigte . . .

Ein herzensguter und gegen Andersgläubige duldsamer Geistlicher, der liebe, liebe Pfarrer Raack-Steglitz, hat Dir in der Friedhofshalle die Totenrede gehalten; aber Du selber sangst Dir Dein Sterbelied in eben jenem Jahre 1902. Da sagtest Du zum Schluß einer Abhandlung über das Wort von der „Ewigen Ruhe": „Die menschliche Erkenntnis hat noch einen unübersehbaren Weg der Entwicklung vor sich. Wird sie sich noch lange Zeit mit dem armseligen Standpunkt abquälen müssen, die Tiefen der Natur mit menschlichem Maße zu messen? Es sind hundert andere Vorstellungskreise möglich. Sind sie aber möglich, so sind sie auch in der Fülle der Gestaltungskraft der Natur und in dem Zusammenfluß der Unendlichkeit von Raum und Zeit vorhanden. Das Leben einer „Mikrobe" oder das eines Menschenkindes hat vermutlich eine andere Bedeutung, als ihm der kleine Gernegroß beimißt, der sich so gern der Schöpfung Krone wähnt. Am weiten Himmelszelt ballen sich einige Nebelbläschen zusammen, verdichten sich zu einem Wölkchen und flattern wieder auseinander. Das ist ein Menschendasein . . . Woher? Wohin? Verloren ists nur dann, wenn es seine Zeit nicht genutzt hat. Mag sein Zustand eine Stufe oder einen Gipfel bedeuten — nichts Herrlicheres kann es sich erträumen als ein Leben in Schönheit, alsdann ewige Ruhe!" — Als Du das schriebest, da hattest Du kurz vorher eine Operation auf Leben und Tod durchgemacht: Bleistücke eines französischen Dumdum-Geschosses von 1870 hatten eine Knocheneiterung verursacht, und mußten herausgemeißelt werden. Damals warest Du 51 alt, und man hatte noch nicht die unfehlbar wirkenden örtlichen Betäubungsmittel Nun hast Du das letzte Franzosenblei in Deinem Körper mit hinabgenommen zur ewigen Ruhe, zum Leben in Schönheit ohne Schatten und Ende!

Du lebtest als Kauf- und Börsenmann in „dieser Welt": sie hat Dich auf Schritt und Tritt belogen und betrogen — Du bist wie Gustav Ruhland und wie Gustav Simons in Armut gestorben. Die Lösung der sozialen Frage im Sinne eben „dieser Welt" ist Dir nicht mal für die eigene Person gelungen . . . Und das schadet auch nichts; ist nicht der Weisheit letzter Schluß die Erkenntnis: „Wir haben nichts mit in die Welt gebracht — wir werden auch nichts von ihr mit hinaus nehmen!?" Du hast in den ersten Jahren des „Volkserziehers" öfter über die Religion des Egoismus (Selbstliebe) geschrieben, die Dir als das Doppelgesicht der Religion des Nazareners, als die anders benannte Nächstenliebe erschien. Und diese höchste Religion des Altruismus (der Nächsten- und Fernstenliebe) war Dein ganzes Leben und Ringen; darauf bist Du gestorben, und darin fandest Du Deine Erlösung. Dein Ich lebte nur für die anderen — gibt es eine höhere und schönere Jüngerschaft des Gekreuzigten?

„V.-E." 1917, Bl. 7.

✠

### Karl Ernst Knodt.

Nun ist auch er dahingegangen, unser lieber Waldpfarrer, der seit Frühling 1917 im Deutschmeister-Orden (DOM) das Ehrenamt des „Ober-Druiden" vertrat. Durch Karl Engelhard, den er liebte wie seinen leiblichen Sohn, ist er uns einst zugeführt worden. Aber jahrelang hat er sich still zurückgehalten, weil er dem jüngeren Hessendichter den Weg zu breiterer Anerkennung erleichtern wollte. Das war überhaupt dieses Deutschpfarrers eigenstes Wesen: in selbstverleugnender väterlich-brüderlicher Liebe überall das Gute zu fördern, besonders aber dort, wo er Menschen aus der Heimat der Seele vermutete. Gewiß hat auch er hin und wieder dabei Enttäuschungen erlebt; aber nie hat man ihn darüber klagen hören; nicht einen Tag lang konnte dadurch sein Vertrauen in die Menschheit erschüttert werden. Er glaubte

mit allen Kräften und mit ganzem Gemüt an den endlichen Sieg des Guten, Wahren und Schönen. Und diesen Glauben schöpfte er aus dem klaren Born des Christentums Jesus' von Nazareth. Dem diente er wie einer der Zwölfe, obgleich er längst nicht mehr als Kirchenpriester amtete. Jedes seiner wundervollen „Predigtbücher", von der „Liederlese", „Wir sind die Sehnsucht" und der „Waldecke" über die „Lösungen und Erlösungen", die „Lichtlein sind wir" bis hin zu „Allerlei Rauh", zum „Ton vom Tode", zu den „Bausteinen fürs Neue Deutschland" und — dem „Baume der Erkenntnis" seines im Großen Kriege gefallenen Wahlsohnes Paul Ernst Koehler ist Gedicht für Gedicht eine Sammlung von Seligpreisungen und Liebesliedern in feinster unirdischer und doch diesseitiger Abklärung. Man müßte sie alle hersetzen, wollte man jedem unserer Leser ein besonderes Andenken an den lieben Waldpfarrer mitgeben. Aber vielleicht ist es sein Tiefstes, was er mir als Widmung vor seine verschiedenen „Verse" schrieb:

„Keines Dichters Sprache kann dirs deuten . . .
Du mußts erleben! — s kommt wie Glockenläuten . . . "
„Sterben? . . . Nein — leben! . . . Wir müssen siegen!
Der Herrgott läßt Deutschland nicht unterliegen!
Der Frevel der Frechen muß Rache finden!
Wir müssen, wir müssen überwinden!"
„Leis schloß sich hinter mir das laute Leben
Wie eine stille Türe zu . . . "

„Mein Wald — meine Welt!"
„Ich bin das Heimweh, das eine Heimat sucht . . . "
„Wir — sind wir Zeit?
Wir sind schon ein Stück Ewigkeit!" . . .
„Herr, hell mein Auge, daß es wacht,
Wenn überströmt die Zeit
Beim letzten Schlag der Mitternacht
Ins Meer der „Ewigkeit!"

Und mit diesen „Widmungen" vom Ostermond des Jahres 1917 hat er sich, wie sein Liebling, der lichte Baldurknabe „Engelherz", im Sommermond des ersten Kriegsjahres es ebenfalls in eigenen Versen getan, die Grabesrede selbst gehalten. Könnte ein anderer mehr und könnte er Ergreifenderes sagen?

Der Waldpfarrer ist gestorben — aber der Druide lebt uns in seinen „Kindern der Seele und des Gottesgeistes", in all seinen ergreifenden und schönen Gedichten!

„B.-E." 1917, Bl. 20.

*

**Hermann Wagner.**

Ein schönes Erlebnis: Im Zwischenquartier „Waldlager" ein — Soldatenheim. Bunter Abend. Qualm, beinahe Nebelbereitschaft erfordernd. Dünnbier. (Uebrigens: Schreiber dieses Briefes aus dem Felde lebte seit je streng enthaltsam.) Ein Berliner Mimiker macht Witze, vor Stadt- und Landvolk. Die Städter reizen nur prickelige, zweideutige Witze, gerade noch „so'ne"; für mich finds säuische. Die Dorfleute müssen es mit anhören. Es sind prächtige Württemberger. Sie lachen mit, kindlich dumm . . . Der Mimiker macht Pause . . . Da fängt es hinter mir an, erst schüchtern, dann froh, einer am andern sich haltend: „In der Heimat . . . mein Liebchen . . . " Langgezogen. Manche der „Herren" mokieren sich. Mir aber springt fast das Herz vor Freude ob solcher Antwort an die Stadt . . . Der Berliner „macht weiter". Die Schwabenjungen lachen wieder mit, kindlich dumm. Aber zum Schluß singen sie wieder: „Gute Nacht . . . Sternlein funkeln . . . " Langgezogen. Ich dreh mich um und guck in die Gesichter der Sänger: ernst, feierlich, ja gläubig sind sie. Wie im Gottesdienst. Sie konnten ihr Dorf nicht vergessen; die Stadt hatte keinen Verbleib . . . O du mein Deutschland, daß Du noch Dein Dorf hast!

Grüß Euch, Vater Wilm! Noch bin ich bei der „Sache". Und denkt Euch: Kompagnieführer! Euer Hermann."

Genau vier Wochen später, Mitte Hartung 1918:

„Lieber Vater Schwaner! Soeben las ich Ihren Nachruf „Frische Gräber", und schon muß ich Ihnen wieder von dem Tode eines unserer Besten berichten: unser aller Freund, der Leutnant Hermann Wagner aus Frankfurt a. M. hat heute früh sein junges Leben lassen müssen. Bei einer Erkundung drang er als erster in die feindlichen Linien ein und erhielt, als er einen Posten gefangen nehmen wollte, von diesem den tödlichen Schuß. Alle anderen kehrten heil zurück, mußten den toten Führer aber zurücklassen, so daß wir ihm noch nicht einmal ein Grab bereiten können . . . Er war von ganzem Herzen Volkserzieher. Unvergeßlich sind uns die Abende in seinem Unterstand oder im Ruhequartier. Er las da gewöhnlich ein Stündlein vor und holte danach seine beste Freundin, die geliebte Geige, hervor — er konnte sich am alten Johann Sebastian Bach gar nicht satt spielen. Darauf wurden gemeinsam mit Geigenbegleitung ein paar alte Volkslieder gesungen. Das letzte war immer: „Ade, zur guten Nacht — es wird jetzt Schluß gemacht"! Nun hat er selber Schluß gemacht . . . Ueber den Todesort berichte ich noch, daß H. W. nahe vor der alten Stadt R. gefallen ist. Sollte es doch noch möglich sein, die Leiche herüberzuholen — was aber nahezu ausgeschlossen erscheint — so schreibe ich. Mit ernstem treuem Gruß: W. Koch, U.-O."

Weißt Du, Franzmann, wen Du erschossen hast? Den berufensten Träger und Hüter des deutschen Liedes und damit der deutschen Seele. Den reinen Jüngling, vor dessen Geigenton die kaum atmende Nacht in feierliche Totenstille versank. Alle Tiere des Waldes wurden wach und lauschten diesen Engelstönen aus der anderen Welt; aber keines wagte auch nur im Traum, sein Stimmchen in solche Gottesmelodie zu mischen. Siegfried hast Du erschlagen, Kelte: wehe Dir und Deinen Verführern! Einen Boten des Himmels hast Du gemordet: wie wollt ihr das je wieder gut machen, ihr Bösewichte am Staatsruder von Paris, London und Washington, die ihr eure verblendeten Scharen gegen die Verteidiger der deutschen Heimat mordgierig anrennen laßt!

Ihr aber, liebe Volkserzieher, ihr Frankfurter, Darmstädter, Marburger und Waldecker, ihr Pfingstfahrer von 1914, ihr verloret mit Hermann Wagner auch ein Stück von meiner Seele. Denn dieser war es, der zu Karl Engelhards Pfingstpredigt im Bundesheim droben am Lüer mit seinen Frankfurtern den herrlichsten Schlußvers auf der Geige spielte; er war es, der mit seiner Waldkirchen-Chorgruppe um die mitternächtige Stunde droben vor Svantehus das alte Wächterlied: „Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen" — hinüber nach dem Hermannshause sandte; er war es, der mit seiner Geige die Totenklage um Irmin Svans Liebling in der Leichenhalle zu Marburg sang; er war es, der als Leutnant das Volkslied des Dorfes zum Sieg über die Stadtzote führte . . . Nie

ist ein häßlich Wort über seine Lippen gekommen; nie hat Qualm und Alkohol seinen reinen Mund berührt. Er war der Zarteste und Reinste von allen, dabei der innerlich Stärkste und Reifste. Und wer diesen „Supernumerar" zum Leutnant gemacht hat, dem ist nicht bloß die ganze Kompagnie und das betreffende Regiment, dem sind wir Volkserzieher alle zu aufrichtigem herzlichen Danke verpflichtet. Denn in Hermann Wagner war mitten im grausigsten scheußlichsten Morden die feinste deutsche Menschenblüte zum schönsten Ehrenposten berufen. Nun ist er „lachend", geigend und singend gestorben . . .

Hermann Wagner war der einzige Sohn eines lieben alten Mütterleins und der seelisch Verlobte einer jungen Lehrerin, die wir Pfingstfahrer von 1914 als „unser Kind" in elterlicher Obhut hielten. Die beiden samt seiner einzigen, zarten Schwester müssen in ihrem tiefen Schmerz daran denken, daß Hermann Josef Amends Mutter ihre drei Söhne im Felde verlor, daß die Totenliste der Volkserzieher über zweitausend zählt, und daß man von der Menschheit Totenzahl — gar nichts zu sagen wagt . . . Der deutschen Seele wegen müssen wir zurückgebliebenen Lebenden alle erst recht leben . . .

„V.-E." 1918, Bl. 5.

✻

### Heinrich Tamke.

Im Winter 1911 auf 1912 hatte ich vor den Großberlinern Volkserziehern in Nikolassee einen Vortrag gehalten über das Upland und über altgermanische Kult- und Erinnerungsstätten im Stammbezirk der Cherusker. Ich hatte geschlossen mit dem Wunsche, daß uns Volkserziehern gelingen möchte, was bisher noch keine deutschvölkische Gruppe als Pflicht erfaßt habe: diese Denkmäler deutschen Weistums dem Sonderbesitz zu entziehen und der ursprünglichsten Bestimmung zurückzugeben. Danach hatte Professor Dr. Gustav Ruhland mit ernstem Wort darauf hingewiesen, daß hier nur dann die entsprechende Tat werden könne, wenn man sofort anfange und zugreife. Jedenfalls lege er den ersten „Goldfuchs" in seinen „herumgehenden Hut", und er dürfe wohl erwarten, daß, wenn der Hut geleert werde, so viel herauskomme, wie nötig sei, die Hermannsklippe käuflich zu erwerben. Es waren rund 100 Mark. Aber daneben lag noch ein unscheinbares Zettelchen mit dem Vermerk: „Ich stifte 1500 Mark zum Ankauf des Landes am Hermannsberg und zum Bau eines Feueraltares. Heinrich Tamke." Als ich mich nach dem gütigen Spender umsah — der immer der stillste, aber geistig rührigste in unserem Kreise war — ihm unseren tiefen Dank auszusprechen, war er verschwunden. Dafür folgte alsbald brieflich von ihm die Anweisung auf das Geld und die Vollmacht, die Spende so zu verwerten, wie es mir nach Lage der Verhältnisse richtig erscheine. Schon zu Pfingsten 1912 konnte in Gegenwart von Vertretern des „Volkserziehers" aus allen Gauen Deutschlands der eisengebänderte Feuerstein auf der von uns käuflich erworbenen Klippe des Hermannsberges bei lodernder Flamme geweiht werden. Es war eine Feier, wie sie Deutschland so schlicht und ergreifend gewiß so bald nicht wieder erleben wird. Als nach der Feuerrede die drei Schläge mit dem von meinem Bruder Heinrich Schwaner geschmiedeten Stahlhammer getan und die Fackel in den Holzstoß geworfen war, da packte ein plötzlich einsetzender Nordwest das Feuer und schlug die Lohe mit Sturmesgewalt himmelan. Und drüber zogen Wotans Raben. Und am Oststein des Altares, der den Namen „Tamke" trägt, stand unser Baldurknabe, der goldgelockte Karl Engelhard, und las das passende Stück aus der „Edda" vor — wie er es für uns umgedichtet hatte. Runentor und -zaun samt Feuerstein des Hermannsberges sind seitdem Wallfahrtsort der seelisch völkisch gesinnten Männer und Frauen unter dem Zeichen des Haken- und — Heliandkreuzes geworden. Auch des Heliandkreuzes. Denn das unterscheidet uns Zugehörige zum Volkserzieher- und Uplandwerke von anderen „Völkischen": wir sind nicht Gegner der Heilandsgestalt; im Gegenteil — wir suchen zu erfüllen, was der Meister von Nazareth gefordert hat: das Reich GOTTES schon auf Erden lebendig zu machen in der allumspannenden Bruder- und Schwesternliebe. Und zu diesem Heliandwerke hat der „Dissident" Heinrich Tamke mehrere Ecksteine herzugetragen . . .

Als im Jahre 1914 auf dem gegenüberliegenden Berge das Bundesheim eingeweiht wurde, da war Heinrich Tamke wieder mit dabei. Und nicht bloß als „Wanderer", sondern abermals als Täter des Worts: er stiftete „ein Vollbett". Er konnte sich gar nicht genug tun an Liebeswerken für den Deutschtempel des Volkserziehers. Eines Tages klopfte er draußen bei mir an in Schlachtensee und überreichte mir eine neue schriftliche Anweisung auf 10 000 Mark in Staatspapieren: „Ich habe erfahren, daß Dich Sorgen drücken um die Schulden des Bundesheims!" Als ich ihn, überwältigt von der schlichten Art, wie er solche Riesengabe opferte, in die Arme schloß und küßte, sagte er fast schamhaft bescheiden: „Ich wollte Dir nur eine Freude bereiten — was sind mir 10 000 Mark! Nicht mehr, als wenn ich aus Liebe einen Groschen hingebe!" Und so hat er gesorgt bis in die letzten Wochen vor dem Tode — alles aus Liebe zu den anderen! Und die Volkserzieher hat er über alles geliebt . . .

Heinrich Tamke war „emeritierter" Volksschullehrer. Also gewiß kein Krösus von Haus aus. Aber von seinem 40. Jahre an hat er gespart, mit seiner Lebenskraft, seiner Gesundheit und seinem Vermögen. Seine einzige Tochter war ihm gestorben — für wen konnte er da besser sparen als für die Erben des geistigen Gutes unseres großen Pestalozzi! „Hätte ich geraucht oder getrunken oder Fleisch gegessen, so hätte mich das alles zu immer noch anderen unnützen Ausgaben verführt; ich wäre früher gestorben oder wäre dem Staate und der Gemeinsamkeit wohl gar noch zur Last gefallen. So aber habe ich selbst als „a. D." der Gesamtheit unseres Volkes in Eurem Werke noch ein bißchen nützen können. Nur keinem zur Bürde werden! Aber desto mehr Gutes schaffen und Liebe üben!"

Das war der liebe, liebe schlichte stille „Vater Tamke". Wer ihn genauer kannte, schätzte ihn als einen unserer Besten und Edelsten. Wir Volkserzieher haben äußerlich seinen Namen für immer — soweit davon auf Erden gesprochen werden darf — festgehalten im „Tamke-Eckstein" des Feueraltares auf dem Hermannsberge und im „Tamke-Zimmer" des Bundesheims; aber wärmer wird sein Name leuchten in unserem Herzen: dieser Greis, der auch in der Erscheinung fast wie ein Knabe wirkte, ist wirklich im Sinne Jesu „wie die Kindlein" unter uns gewesen . . .

Heinrich Tamke hat sich selber eine Gedächtnistafel gestiftet, die lauter und frommer redet als eine bestellte Pastorenpredigt. Denn darauf steht, von uns Volkserziehern eingegraben: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen — Gott

wird dich über viel setzen: gehe ein zu deines Herrn Freude!" (Matth. 25, 21.)

„V.-E." 1918, Bl. 19.

✠

**Peter Rosegger.**

Vor 30 Jahren habe ich Deinen „Waldschulmeister" zum ersten Male gelesen. Ich war damals 25 Jahre alt und war selber Waldschulmeister. Keiner, wie Du ihn saheſt und — selber lebteſt: aber doch einer, in dem wie in Dir die Sehnsucht nach der Höhe, nach Licht und Wahrheit glühte. Und schon damals, als ich noch gar nicht gewagt hätte an Dich zu schreiben, nannte ich Dich still im Innern Freund und Bruder. Und Freund und Bruder sind wir wirklich geworden, obgleich wir uns nur einmal im Leben — noch dazu in Berlin! — in die Augen geschaut haben. Aber das reichte für die Ewigkeit. Denn wir verstanden uns sofort auch ohne Tischrede und Allbumblatt bis ins Letzte . . .

Ich wußte, als Du neulich nach Deiner ersten Erholung aus schwerem Leiden von Graz nach Alpel Dich bringen ließeſt, daß das Deine letzte Fahrt sein würde. Und Du hast es wohl selber auch gefühlt. Denn in Deinem „Waldschulmeister" hatteſt Du Dir ja dieſes Ende selbst vorausgesagt. Du bist all Dein Lebtag ein Prophet gewesen. Und wenn Dich auch Hunderttausende in Stadt und Land gelesen haben: von diesem Deinen jenseitigen Wissen werden sie erst erfahren, wenn sie in Deinen Fahren zum letzten Gange sich rüsten.

Nun liegt es uns ob, Dein Testament zu vollstrecken. Du hast es niedergelegt in Deinen Schriften — über 40 Bände umfaßts. Aber die's nicht ganz lesen können (weil auch Testamente Geld kosten), sollen ruhig sein: es gilt auch von Dir, was einer meiner liebsten Freunde von dicken Büchern sagt: „Ich brauche jedesmal nur eine Seite zu lesen; denn der echte wahre Mensch ist auf jeder Seite und in jedem Satze er selber und ist es da ganz — in seinen Vorzügen wie in seinem Irrtum und Fehlern." Du selbst hast wiederholt als Dein bestes und liebstes Buch das „I. N. R. I." (Jesus Nazarenus Rex Judaeorum — Jesus von Nazareth, König der Juden) bezeichnet. Ich selber schätzte über alles Deinen „Waldschulmeister". Und die „Schriftsteller von Beruf" behaupten, der „Gottsucher" wäre dein Größtes. Andere streiten für das „Ewige Licht" und den „Erdsegen"; noch andere für „Heidepeters Gabriel" und „Martin den Mann"; und die den Krieg von heute innerlich erleben, lesen in „Heimgärtners Tagebuch" täglich ihre Trostpredigt. Du wareſt eben einer der berufenen Nachfolger des Herrn Jesu: Du verstandeſt jedem ins Herz zu sehen und zu reden und speiseteſt als ein rechter Bergprediger mit fünf Gerstenbroten und wenigen Fischen Zehntausende . . .

Du bist gewiß damit einverstanden, wenn ich jetzt aus Deinen Briefen an mich einiges weitergebe, was Du selber beinahe testamentarisch abgefaßt hatteſt. Wir Volkserzieher geloben, daß wir nicht ruhen werden, bis daß dies alles sich erfüllt hat:

„19. 2. 1911. Ueber die Staatsform hätten wir auch einmal miteinander zu plaudern. Mir ist nach den erlebten Erscheinungen das demokratische Demagogentum so zuwider geworden, daß ich mich fester denn je an die Monarchie klammere, wie wir sie jetzt in unseren Ländern haben. Das „Volk" ist eine schwere Masse, die niederwärts trachtet. Auch das naive, noch unverdorbene, wirkliche Volk liebt unwillkürlich den Aristokratismus. Ach, welche Probleme überall, und trotz des Alters der Menschheit keins gelöst!"

5. 2. 1913. „Solche Stimmungen kenne ich auch. Sich selbst getreu — das bleibt schließlich doch der beste Halt. Wenn dazu auch Achtung vor anderen Naturen und Anschauungen kommt und Güte gegen alle, dann bleibt man endlich Sieger, wenn auch manchmal mit blutendem Herzen."

8. 6. 1913. „Mit einem Dankschön ist es hier nicht abgetan . . . Die Klänge sind aber zu hoch gestimmt. Nun, es sind eben Festklänge. Wer da erkennt und anerkennt, daß ich auf dieser Erde des Kampfes ein Mittler und Versöhner sein möchte, der erweist mir die größte Ehre. Sie haben es getan. Und dieser Geburtstagsgruß sollte nicht bloß mich erinnern, mit meinen Versöhnungsbestrebungen auszuharren bis ans Ende, sondern auch andere mahnen, sich versöhnen zu lassen."

7. 9. 1915. „Du wareſt immer ein guter germanischer Heide, aber ein noch besserer Christ. In Dir ist die Menschenliebe, und das allein entscheidet. Natürlich rechne ich auch den unversöhnlichen Haß gegen das Böse zur Menschenliebe . . .

Mit mir gehts abwärts: aber in meinem Alter ist das in Ordnung. Am meisten bedaure ich, daß ich nur wenig mehr lesen kann — die arme Seele ist oft allzumüde, und so habe ich auch aus dem „Volkserzieher" manches nachzuholen. Der Krieg setzt natürlich auch m . . . F . . . hart zu. Ich selbst habe mich zu beruhigen mit dem Troste, daß unser Reich nicht von dieser Welt ist. Bauen wir nur recht unverdrossen an dem Himmel in uns selbst, bis er vollendet ist! Sei, treuer Freund, von Herzen gegrüßt!"

5. 12. 1916. „L. Frd.! Man hat es recht gern, zitiert zu werden, besonders von Dir, weil Du es stets ins richtige Verständnis stellst. Aber manchmal dünkt mir, daß all unser Reden und Schreiben nichts hilft, nichts ändert. Ein einziger Krieg stürzt mehr um, richtet mehr auf als ein Jahrhundert Wort- und Schrifttums. Und doch! Bereitet das Wort und die Schrift nicht die Ereignisse vor? So reifte dieſer Krieg in den Irrtümern der Kultur . . . Einen Frieden, wie er uns im Sommer 1914 verließ, werden wir kaum wieder erleben. Und es ist auch kein großer Schade drum. Hüten wir unser persönliches Reich: im Herzen den Frieden — dann kann uns nichts geschehen.

Ich stehe jetzt weder bei den Angstmeiern, noch bei den Hurraschreiern — es ist beides gleich berechtigt und gleich unberechtigt. Einem Volke von sittlicher Kraft wird auch ein Unterliegen zum Siege, so wie ein materieller Sieg die Haderlumpen nur noch tiefer sinken macht. Dem deutschen Volke kann im schlimmsten Falle nichts geschehen — mit dieſer Zuversicht erhelle ich meine letzten Tage. Der Krieg und seine weiteren Plagen rütteln ja auch an meiner Hütte, an meiner weiteren und engeren Familie; aber meine Krankheit und Müdigkeit macht mich ein wenig unempfindlich. Da ich nicht mehr mittun kann, schließe ich am liebsten die Augen, und mein inneres Gesicht ergeht sich in Idyllen der Vergangenheit. Und mit manchem guten Wort tröstet und stärkt man doch auch Mitmenschen in ihrem Streit und Leid . . . Doch was sage ich Dir das alles! Du stehst als Kämpfer mitten im Leben! Heil und Freude Dir! Dein Peter Rosegger."

Und nun mag zum Schluß Dein „Letzter Wunsch" hier wiederholt werden, den Du mir am 21. 1. 1905 handschriftlich sandteſt:

„Was wäre wohl mein letzter Wunsch,
Wenn ich dereinst zur Grube fahr?
Die Ruhestatt verborgen still
Auf einsam trauter Bergeshöh.
Auf jener Höh, wo ich als Kind
Den ersten Himmelsstern gesehn,
Den ersten Lerchensang gehört
An einem süßen Maientag. —
Doch jenes Holz, das ewig klagt
Die Menschheit ihres Frevels an,
Weil sie ans Kreuz den Besten schlug:
Mir pflanzt es nicht auf meinen Staub!
Nicht daß ER starb, nur das ER lebt
Ist meines dunklen Grabes Licht
Und meiner Seele Zuversicht. —
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Der frisch und frei gen Himmel wächst . . .
Vielleicht kommt einst ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege schlägt;
Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ein Kindlein in die Wiege legt,
Das noch einmal die Welt erlöst
Und — nicht dafür gekreuzigt wird."

Leb wohl, Du Getreuester der Getreuen! Bald werden wir uns wiedersehen — am Berge, bei den „Genadelten und Geadelten".

Leb wohl, lieber Waldpfarrer und Himmelswanderer! Leb wohl!

„V.-E." 1918, Bl. 14.

✻

**Gertrud Wilke.**

S gibt Gräber, wo die Klage schweigt
Und nur das Herz von innen blutet,
Kein Tropfen in die Wimper steigt,
Und doch die Lava drinnen flutet;
s gibt Gräber, die wie Wetternacht
An unserm Horizonte stehn
Und alles Leben niederhalten,
Und doch, wenn Abendrot erwacht,
Mit ihren goldnen Flügeln wehn
Wie milde Seraphimgestalten.

Zu heilig sind sie für das Lied,
Und mächtge Redner doch vor allem;
Sie nennen Dir, was nimmer schied,
Was nie und nimmer kann zerfallen;
O wenn Dich Zweifel drückt herab,
Und möchtest atmen Aetherluft,
Und möchtest schauen Seraphs Flügel:
Dann tritt an Deines Vaters Grab!
Dann tritt an Deines Bruders Gruft!
Dann tritt an Deines Kindes Hügel!

G. B. 1918, S. 358, Droste-Hülshoff 9.

Dieser „Unbesungenen" soll am Schluß des „Lichtsucherbuches" mit derselben Liebe gedacht werden, wie der ersten 20 „Besungenen" vom Ehrenfriedhof des letzten „Abschnitts". Denn Gertrud Wilke, die zu Pfingsten 1914 mit uns droben am Feuerstein des Hermannsberges stand, die nach Schlachtensee pilgerte, um sich in geradezu religiöser Andacht das Jugendbild des Knaben anzusehen, des kleinen armen Wilm, von dem im ersten Teile dieses Buches die Rede gewesen; Gertrud Wilke, die junge feurige Lehrerin aus Treptow an der Tollense, die lieber in einem rechten Volkserzieherhause Dienstmädchen als Stundenhalterin in einer pommerschen Kirchenschule sein wollte, die in dieser Gedankenrichtung während des großen Krieges nach dem Baltikum ging und sich dort für die deutsche Sache buchstäblich zu Tode gearbeitet und gegrämt hat: Gertrud Wilke verdient es wohl, gerade wie der junge opferfreudige Maler Martin Mittelstädt aus Berlin — der nach dem Beispiele der lieben Treptowerin noch im Tode für die geistige Nahrung einiger Hundert unbemittelter Volkserzieher in entsprechender Stiftung sorgte — daß auch ihr ein Blatt der Dankbarkeit und Liebe gewidmet werde. Hunderten und Tausenden müssen wir danken, die uns Treue im Leben und im Sterben gehalten haben: den gefallenen Willi Engel †, Karl Koch †, Heinrich Adami †, Heinrich Nelle †, den gefangenen Ernst Siebert, Werner Fangauf, Siegfried Rahlfs, den gezeichneten Hugo Beck, Walther Thiede — ihre Namen und ihre Taten sind von einem Höheren, als ich bin, ins Große Buch der Ewigkeit eingetragen. Und da stehen alle als die „Besungenen", als die Frommen und Getreuen, die über wenigem gewissenhaft walteten und die dafür zum Lohne über viel gesetzt werden . . .

✻

**Richard Kabisch.**

Das persönlichste und zugleich größte Buch des am 30. 10. 1914 im Westen gefallenen Schul- und Lehrerfreundes Regierungs-Rat Richard Kabisch: „Gottes Heimkehr, die Geschichte eines Glaubens" ist, mit dem Soldatenbilde des Verewigten geschmückt, bei Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, in neuer Auflage erschienen. Und aufs neue vertiefen wir uns in den Roman dieses nimmerruhenden Gottsuchers, der seinen Glauben an GOTT, Vaterland und Volk mit dem Opfertode auf dem Schlachtfelde besiegelte. Aber sein Tod in Reih und Glied da draußen war noch etwas anderes, und das muß, um das Bild dieses hohen Schulbeamten von diesem und jenem Irrtum der „Partei" zu befreien, mit aller Deutlichkeit gesagt werden: sein Tod war die Betätigung eines unerschütterlichen Glaubens an die Idee des Staates; die Einordnung des Regierungsrates in die Feldwebelklasse — Richard Kabisch trat ein und fiel als Offizier-Stellvertreter — war gleichzeitig ein bewußtes vorbildliches Unterordnen gegenüber den höheren Erfordernissen der Gesamtheit. Damit hat der 46jährige den inneren Widerstreit, über den heute, nach den Jahren des Krieges, viel Jüngere und weit weniger Tüchtige und Berufene glauben nicht fortkommen zu können, geradezu heldisch gelöst: Richard Kabisch ist auch auf dem Schlachtfelde und im Tode noch Regierungs-, Erziehungs- und „Volksrat" geblieben — es hat niemand sein Grab erfahren bis auf den heutigen Tag! Und die Quersumme seines Todestages ist 1! Er ist ganz und restlos eins geworden mit GOTT und seinem deutschen Volke und hat im voraus bewußt und freudig erfüllt, was sein König und Kaiser am 15. 6. 1918 als die preußisch-deutsch-germanische Weltanschauung bezeichnete. „V.-E." 1918, Bl. 19.

# Inhaltsverzeichnis.


| | Seite |
|---|---|
| Abendmahl, das hl. | 74 |
| ABC der Runen | 6 |
| Abhandlungen | 38—92 |
| Abrechnung mit Links | 103 |
| Abstammungslehre | 98 |
| Abtenau i. Salzburg | 34 |
| Akademische Wochenschrift | 151 |
| Alarich | 59 |
| All, Spiralenbau des | 84 |
| Alldeutsches Tageblatt | 151 |
| Allvater | 47 |
| Alpenfahrt | 110 |
| Alter „Glaube“ | 44 |
| Alte Schule | 99 |
| Amend, Herm. Josef | 138 |
| Anarchistenschnüffelei | 122 |
| Armin der Cherusker | 56 |
| Arminius (Buch) | 152 |
| Asen | 48 |
| Asgard | 46 |
| Atlantis | 83 |
| Aufstieg des „V.-E.“ | 123 |
| 28 + 23 | 76 |
| Baldur | 48 |
| Bayerische Lehrerzeitung | 152 |
| Beck, Frau | 142 |
| Bergfeld, Karl | 125 |
| Bergpredigt | 79 |
| Bergstadt, Die | 97 |
| Berliner Reform, Zeitung | 142 |
| Berliner Tageblatt | 152 |
| Bertinetti, Anton | 122 |
| Beten, vom | 70, 109 |
| Biedenkapp, Nordpol Völkerheimat | 64 |
| Boesche, Geh. Reg.-Rat | 123 |
| Boehme, Jakob | 160 |
| Böhmen-Wanderung | 114 |
| Bölsche, Wilhelm | 123 |
| Bonifaz | 42 |
| Briefe | 93ff. |
| Buch a. Nordbahn | 39 |
| Bücher über Germanien | 64 |
| Bücher als Führer | 25 |
| Bund der Landwirte | 134 |
| Bund Deutscher Volkserzieher | 124 |
| Bundesheim | 124 |
| Bürgermeister W. Saure | 21 |
| Cabanis, George P. | 123 |
| Casseler Tageblatt u. Anzeiger | 152 |
| Chatten | 42, 54 |
| Cheopspyramide | 43 |
| Cherusker | 42, 54 |
| Christentum, Einiges | 28 |
| Christliche Freiheit | 152 |
| Christliche Welt | 153 |
| Christus in Germanien | 62 |
| Claudius, Matthias | 92 |
| Corbach (Bild) | 13 |
| Daab, Philipp | 159 |
| Dahn, Germanenbücher | 64, 65 |
| Daniels Geographie | 25 |
| Deutsche Roman-Zeitung | 153 |
| Deutscher Schulwart | 153 |
| Deutsches Südmährenblatt | 153 |
| Deutsche Tageszeitung | 153 |
| Deutschlands alte und junge Zeit | 38 |
| Deutschmeister-Orden | 124 |
| Diemel, Fluß | 42 |
| Dietrich von Bern | 59 |
| Dodel, Arnold | 124 |
| DOM | 32, 124 |
| DOM-Garten | 126 |
| DOM-Schule | 126 |
| Donnereiche | 42 |
| Dreieiniger | 90 |
| Driesmans, Mensch der Urzeit | 64 |
| Du | 89 |
| 23 + 28 | 76 |
| Eberhardt-Humanus | 123, 125, 133 |
| Eckhard, Karl | 125, 126, 159 |
| Edda | 87 |
| Egidyaner | 97 |
| Egidy, Moritz | 28, 32, 121, 131, 135 |
| Ehe der Germanen | 53 |
| Ehricke, Alwin | 125 |
| Eiszeiten | 83 |
| Engel, Willi | 147 |
| Engelhard, Karl | 136, 140 |
| Enking, Ottomar | 123 |
| Entdeckung Germaniens | 52 |
| Entstehung der Welt | 45 |
| Erdbeben | 82 |
| Erlebtes und Erstrebtes | 27 |
| „Ernste Gedanken“ | 28 |
| Evangelisch | 79 |
| Fahrenkrog, Ludwig | 5, 123 |
| Familie | 89 |
| Familien-Werdegang | 24 |
| Fellingers | 125, 140 |
| Feuer, Hakenkreuz | 40 |
| Fidus | 92, 123, 125 |
| Fischer, Sebastian | 123 |
| Flex, Walter | 34 |
| Fließ, Wilh. Prof. | 76, 143 |
| Folgerungen, aus der Geschichte | 61 |
| Fränkischer Kurier | 153 |
| Frankenberg | 14 |
| Frauen der Germanen | 53 |
| Freie Deutsche Presse | 153 |
| Freie Hochschule Berlin | 123 |
| Freie Schule | 99 |
| Friedrich Schwaner | 33 |
| Friedrichs, Germanische Märch. | 64 |
| Friesen, Freiheitskämpfer | 137 |
| Fritzsche, Ludwig | 141 |
| Funde, neuzeitliche | 38 |
| Führerprobe | 11 |
| Fürsten und Priester | 89 |
| Futharc | 6 |
| Gastrecht, germanisches | 53 |
| Gebet, das | 70 |
| Gebote, die | 67 |

Seite

Gebote, ewige . . . . . 116
Gefolge des Herzogs . . . . 56
Geiling, Gustav . . . . . 159
Geist . . . . . 89
Gelehrte und Künstler . . . 88
Germanen . . . . . 87
Germanenbibel 32, 116, 117, 119, 124, 125, 141, 147, 151
Germanenglaube . . . . . 45
Germanien, Bücher über . . . 99
Germaniens Entdeckung . . . 52
Germanische Taufe . . . . . 74
Gerok, Karl . . . . . 135
Geschlechtliche Aufklärung . . 35
Giallarhorn . . . . . 48
„Glaube", Alter . . . . . 44
Glaube, mein . . . . . 130
Glaube meiner Väter . . . 80
Glaube, neudeutscher . . . . 63
Glaubenssätze der Deutschen . 87
Glaubensstreitigkeiten . . . . 97
Glauben, vom . . . . . 68
Glockenkind . . . . . 35
Goten, Geschichte . . . . . 59
GOTT . . . . . 90, 130
Göttersage . . . . . 46
Götterwelt der Germanen . . 47
Gottmensch . . . . . 78
Gottsuchen der Völker 43, 83, 157
Gräber der Vorzeit . . . . 51
Gregori, Ferdinand . . 123, 125
Großvaters Brieftasche . . . 17
Grünau, Karl . . . . . 125
Gründungen, germanische . . 58

Haeckel, Ernst . . . . 124, 125
Hakenkreuz . . . . . 40
Halbbildung . . . . . 96
Hamburger Fremdenblatt . . 157
Hamburger Nachrichten . . . 154
Hammer (Zeitschrift) . . . . 154
Hämmerlein, Meister . . . . 22
Händler und Handwerker . . 88
Handwerker und Händler . . 88
Heimgarten, Roseggers . . . 97
Heimgarten (Zeitschrift) . . . 158
Heimdall . . . . . 48
Hermann der Cherusker . . . 56
Hessische Schulzeitung . . . 154
Hermannsberg . . . . . 42, 80
Herter, Georg . . . . 123, 125
Herzoge und Könige . . . . 55
Hindenburg, Meister . . . . 23
Hirten und Landwirte . . . 88
Hochland, Zeitschrift . . . . 97
Hödur . . . . . 48
Hörnes, Urgeschichte . . . . 66
Hückepaß . . . . . 15
Hufeisen . . . . . 43

Jacobs, Willy . . . . . 125
Ich . . . . . 89
Idafeld . . . . . 46
Iduna . . . . . 48
Irminsborn . . . . . 80
Irminsul . . . . . 42, 80

Seite

Iss keine tanns . . . . . 33
Jäger und Krieger . . . . 87
Jerusalemer . . . . . 139
Jötunheim . . . . . 46

Kabisch, Richard . . . . . 147
Karl d. Gr. . . . . 80
Kasernenerziehung . . . . . 99
Katholisch . . . . . 36, 90
Kaulbach, Wilhelm von . . . 31
Keim, Alex., Generallt. . . 123
Keim, Anna, Frau . . . . 141
Kieler Neueste Nachrichten 28, 142
Kimmich, Adolf . . . . . 123
Kindererziehung, germanische . 53
Kinderfragen nach GOTT . 36
Kirchen und Sekten . . . . 69
Knodt, Karl Ernst . . . . 143
Kossinna, Indogerman. Frage 66
Krause, Trojaburgen . . . . 65
Krause, Tuiskoland . . . 65
Krieger und Jäger . . . . 87
Krieg 1914—1918 . . . . . 34
Kruschewsky, Paul . . 123, 141
Kückenhöner, Franz . . . 123, 125
Kulturentwicklung . . . . . 49
Künstlerin, eine . . . . . 30
Künstler und Gelehrte . . . 88
Kunstwart, Der . . . . . 97

Landwirte und Hirten . . . 88
Langermann, Johannes . . . 121
Lebensbilder . . . . . 13—37
Lehmann-Hohenberg . . 28, 121
Lehrer Friedrich Röhl . . . 17
Lehrerin (Zeitschrift) . . . . 155
Lehrermangel . . . . . 106
Lehrer und Pfarrer . . . . . 105
Leib . . . . . 89
Leipziger Abendzeitung . . . 158
Lentrodt, Willy . . 121, 135, 136
Lieschen, Tante Nielson . . . 33
Linkspolitik des „V.-E." . . . 103
Linß, Frieda, Aerztin . . . 32
Litzmann, Frau General . . 142
Loki . . . . . 48
Löns, Hermann . . . . . 138
Löscher, Hans . . . . . 137
Ludendorff . . . . . 32
Luther, Martin . . . . . 90

Machnower Schleuse . . . . 38
Mädler, Heinrich . . . . . 130
Malerin . . . . . 29
Maria, die hl. Jungfrau . . 36
Matthias Claudius . . . . 92
Meisterbilder fürs deutsche Volk 97
Menschheit . . . . . 90
Meraner Zeitung . . . . . 155
Michel, Adolf . . . . . 137
Michel, Oskar . . . . . 156
Midgard . . . . . 46
Miölner . . . . . 48
Mischlinge . . . . . 90
Mitarbeiter . . . . . 123
Mittelstädt, Martin . . . . 147

Seite

Moeller v. d. Bruck, Die Deutschen . . . . . 65
Moldenhauer, Arthur . . 123, 159
Mona Lisa . . . . . 31
Monolithen (Einsteine) . . . 43
Much, M., Indogermanen . 66
Mülmann, v., Generallt. . . . 123
Mümmelmann . . . . . 138
Munch, Nordgermanische Völker 65
Münchener Neueste Nachrichten 155
Muspelheim . . . . . 45
Musterschuldorf . . . . . 104
Mutter Toni . . . . . 29

Nachbarschaft, geistige . . . 127
Namokel, Karl . . . . . 140
Narses . . . . . 60
Nationalversammlung . . . 32
Neue Schloßkirche d. Deutschen 87
Neun . . . . . 87
Neuzeitliche Funde . . . . 38
Nietzsche, Friedrich 109, 110, 129, 160
Nietzschepredigt . . . . . 111
Niflheim . . . . . 45
Nohl, Walther . . . . . 159
Nordheim, P. 121, 129, 133, 142
Nornen . . . . . 48
Notzeit des „V.-E." . . . . 122

Odin . . . . . 46, 48
Odoaker . . . . . 59
Olrik, Nordisches Geistesleben . 64
Ostpol . . . . . 83
Otto Ernst . . . . . 154

Pastorenbriefe . . . . . 105 ff.
Pastor, Germanische Vorzeit . 64
Pendulationstheorie (Simroth) 39, 83, 90
Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" . . . . . 26
Pettenkofers Tod . . . . . 108
Pfarrer und Lehrer . . . . 105
Pfingstwanderungen . . . . 124
Pfüller, Minna . . . . . 30
Pfüller, Sophie . . . . . 31
Plothow, Anna . . 31, 32, 121
Polen, zwischen den . . . . 82
Posadowsky, Graf . . . . 32
Positive Weltanschauung . . 155
Praehauser, Ludwig . . . . 125
„Prähs", der Herr . . . . 20
Prozession . . . . . 36
Prüfungsalp . . . . . 112
Priester und Fürsten . . . . 89
Protestantenblatt . . . . . 155
Protestantisch . . . . . 36

Raack, Pastor . . . . . 143
Rade, Prof. D. theol. . . . 153
Ramthun, Reinhold . . . 123
Rasse . . . . . 89
Rattlar . . . . . 20, 33, 81
Rechtspolitik des „V.-E." . . 103
Recknagel, Phil. 121, 129, 133, 142

Seite

Rehse, Adolf . . . . . 125
Reichsanzeiger . . . . . 155
Reimesch, Friedrich . . . . 123
Religion, alte und neue . . 67
Religionsbekenntnis . . . . 78
Religionsfrage . . . . . 34
Religionsleben, erstes . . . . 19
Religionsunterricht . . . . 19
Rheinbaben . . . . . 122
Richter, Adolf . . . . 126, 159
Ringe und Säulen . . . . . 42
Rosegger, Peter . . 79, 146, 158
Roseggers „Waldschulmeister“ . 27
Ruhland, Gustav, Prof.
123, 125, 134, 136
Runen-ABC . . . . . 6
Runentor . . . . . 5, 124

Sallets „Laienevangelium“ . 26, 30
Satow, Albert . . . . . 122
Säulen und Ringe . . . . . 42
Schalk, Deutsche Heldensage . 65
Schalk, Kuno v. d. . . 123, 139
Schalk, Walhalla . . . . . 65
Schefers „Laienbrevier“ 26, 30, 32
Schiller . . . . . 160
Schleswig-Holsteinische Schulzeitung . . . . . 158
Schlußpredigt . . . . . 127
Schönebeck, „Onkel Karl“
33, 121, 133, 142
Schrifttum über Germanien . 64
Schulaufseher . . . . . 96
Schulbote für Hessen . . . . 155
Schuldenmachen . . . . . 100
Schule, Alte . . . . . 99
Schulfeste . . . . . 27
Schulmeisterbriefe . . . . 93 ff.
Schulmeisterzeit . . . . . 20
Schulze-Berghof . . . . . 159
Schwantes, Deutschlands Urgeschichte . . . . . 65
Schwarze (Rasse) . . . . . 90
Schwerin, Gräfin Sophie . 30, 32
Seele . . . . . 89
Segestes, der Verräter . . . 57
Selbstmord . . . . . 109
Selbsttod . . . . . 108
Seminarerziehung . . . . 100
Sie . . . . . 90
Simons, Gustav . . . . . 141
Soldaten-Schulmeister . . . . 18
Sommerstorff, Otto . . . . 123
Spiralenbau des Alls . . . . 84
Stadtschulmeisterlein . . . . 13

Seite

Stämme und Volk . . . . 52
Sternenpredigt . . . . . 116
Sternenwelt . . . . . 86
Stoltenberg, Heinrich . . . 138
Stonehenge . . . . . 43
Surtur . . . . . 58

Tagblatt der Stadt Gallen . 156
Tägliche Rundschau . . . . 156
Tamke, Heinrich . . . 125, 145
Tante Vite . . . . . 31
Taufe . . . . . 70
Teja, der Gote . . . . . 57
Teltow-Kanal . . . . . 38
Theater-Courier . . . . . 156
Theoderich der Große . . . 59
Thesen des neuen deutschen Glaubens . . . . . 87
Theuermeister, Robert . . . 123
Thiede, Walter . . . . . 147
Thor, Gott . . . . . 48
Thusnelda . . . . . 57
Tisch des Lebens . . . . . 74
Tode, vom . . . . . 75
Totenlied der Germanen . . 58
Traub, Pfarrer . . . . . 153
Trilithen (Dreisteine) . . . 43
Trink- und Spiellaster . . . 54
Trojaburgen . . . . . 43
Tropenzeiten . . . . . 83
Tschechowien . . . . . 114
Türmer, Der . . . . . 97

Uebersicht . . . . . 8
Umstellung, seit 9. 11. 19 . . 119
Ungetreue Haushalter . . . 102
Unverfälschte Deutsche Worte . 156
Upland . . . . . 124
Upland-Bund . . . . . 124
Upländer Platt . . . . . 20
Upland-Nachtfahrt . . . . 16
Uplandwerk . . . . . 134, 136
Uplandzeichen der Volkserzieher 92
Upland-Zeitschrift . . . . . 124
Urmenschen . . . . . 82
Urvergangenheit . . . . . 24

Valentin, Hans . . . . . 123
Väter Glaube . . . . . 80
Vaterunser . . . . . 70
Veden . . . . . 84
Veeh, Leonhard . . . . . 159
„Versöhnung“ . . . . 28, 142
Vischer, Friedrich . . . . . 130
Voal, Karl, Pfr. Dr. . . . . 159
Volk . . . . . 89

Seite

Volkert, Hans . . . . . 91
Volkerziehen — Selbsterziehen 115
„Volkserzieher“ . . . 28, 32, 93
Volkserzieher-Geschichte . . . 121
Volkserzieher, Jahrg. 1, Bl. 1 . 129
Volkserzieher, Jahrg. 4, Bl. 4 130
Vorleben . . . . . 77
Vorworte . . . . . 9, 10
Vorzeit-Gräber . . . . . 39, 51
Vossische Zeitung . . . . . 156
Vulkane . . . . . 82

Wachler, Ernst . . . . . 154
Wagner, Hermann . . . . 144
Waldeckerland . . . . . 42
Waldkirche der Volkserzieher . 91
Walhall . . . . . 48
Walküren . . . . . 48
Wallpach, Arthur von . . . 125
Wanderungen und Gründungen 58
Wandsbeker Bote . . . . . 92
Wartburg (Zeitschrift) . . . 156
Wegener, Hugo . . . . . 141
We, Gott . . . . . 46
Weidmann, Heinrich . . . . 141
Weiße, Hermann, Major 132, 133
Weiße (Rasse) . . . . . 90
Weiterleben . . . . . 77
Weltanschauung der Germanen 44
Weltanschauung der Volkserz. . 95
Werkzeug, Feuer, Hakenkreuz . 40
Wessenberg, Ignaz Heinr. . 130
Westpol . . . . . 83
Widmung . . . . . 3
Wile, Gott . . . . . 46
Wilke, Gertrud . . . . . 147
Wille, Bruno . . . . . 123
Wilm . . . . . 13, 32
Wilm Hardt . . . . . 13
Wilser, Germanen . . . . 66
Wimmer, Runenschrift . . . 66
Winfried . . . . . 42
Winsch, Wilhelm, Dr. med. . 32
Wirth, A., Wandel der Jahrtausende . . . . . 65
Wittenberg . . . . . 90
Woltmann, Germanen . . . 65
Wolzogen, Hans v. . . . . 159

Xenien . . . . . 156

Yggdrasil, die Weltesche . . . 46

Ziele, unsere . . . . . 129
Zimmerli, Pastor . . . . . 152
Zirkel (Zeitschrift) . . . . 157

# Germanen-Bibel.

## Aus heiligen Schriften germanischer Völker.

**Herausgegeben von Wilhelm Schwaner.**
**Mit Bildern von Hans Volkert u. Fidus.**

### Vollband 1.

**Vierte stark vermehrte Auflage 1918. :: :: 408 Groß-Doppelseiten stark. :: :: Gebd. 25 Mk. zuzüglich 1 Mk. für Postgeld und Verpackung.**

**Inhalt:** Vorband. Germania, Edda, Nibelungen, Heliand, Märchen und Sagen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Hans Sachs.

Hauptteil. Martin Luther, Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Schlegel, Novalis, Hölderlin, J. P. Richter, Kleist, Uhland, Rückert, Eichendorff, Grillparzer, Hebbel, Mörike, Gilm, Keller, Rosegger.

Nachband. Des Knaben Wunderhorn, Matthias Claudius, Leopold Schefer, Annette von Droste-Hülshoff, Geibel, Raabe.

### Band 2.

**Zweite Auflage 1910. :: :: 320 Groß-Doppelseiten stark. :: :: Gebd. 10 Mk.**

**Inhalt:** Männer des Gedankens und des Wortes: Philosophen. Eckehart, Paracelsus, Böhme, Silesius, Leibniz, Winckelmann, Gellert, Hamann, Kant, Lichtenberg, Fichte, Schleiermacher, Hegel, Schelling, Schopenhauer, W. von Humboldt, Goltz, Stirner, Fechner, Feuerbach, Wagner, Nietzsche, Dühring, E. von Hartmann.

Männer des Wortes und der Tat: Staatsmänner. Hutten, Friedrich der Große, Pestalozzi, Stein, Arndt, Jahn, F. von Bunsen, Lagarde, Bismarck.

### Ergänzungsband 1.

**Für die Besitzer des bisherigen 1. Bandes der Germanenbibel haben wir als Ergänzungsband eine Sonderausgabe geschaffen. :: :: :: Preis dieses Bandes broschiert 5 Mk., zuzüglich 50 Pfg. für Postgeld und Verpackung.**

**Inhalt:** Germania, Edda, Nibelungen, Heliand, Märchen und Sagen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Hans Sachs, Matthias Claudius, Leopold Schefer, Annette von Droste-Hülshoff, Geibel, Raabe.

### Ergänzungsband 2.

Ehe Vollband 2 der Germanenbibel erscheinen kann, soll wie zu Band 1 ein Ergänzungsband in gleicher Ausstattung und zu gleichem Preise erscheinen. Er wird voraussichtlich enthalten:

Seuse, Tauler, Sebastian Frank, Justus Möser, Immermann, Grimm, F. Th. Vischer, Wilhelm Jordan, Kellner, Sailer.

Damit ist dann vorläufig die Germanenbibel abgeschlossen. Aber es ist geplant, aus beiden Vollbänden um 1920 oder 1921 eine (weniger umfangreiche) **Jugend-Germanen-Bibel** mit besonderen Abteilungen für Mythe, Sage und Geschichte zu schaffen. (Ist ebenfalls in Vorbereitung.)

### Urteile der Presse.

Ueber die Aufnahme der ersten Auflagen der Germanenbibel mögen einige Zeitungen und Zeitschriften reden:

**Akademische Wochenschrift** (Organ der Studentenschaft). Den Deutschen unter den Deutschen ist dieses Werk gewidmet, und wahrlich, wer noch deutsch denkt und fühlt, der kann seine Freude daran haben. Da ist nichts von engherziger Dogmatik und Einseitigkeit, sondern so vielgestaltig das deutsche Wesen sich erweist, so mannigfaltig sind auch die Stimmen derer, die hier zu uns reden. Bei ihrer Auswahl ist der Gedanke maßgebend gewesen, alles das zu sammeln, was den germanischen Geist in uns stärken und uns darüber hinaus zum rein Menschlichen erheben kann.

**Alldeutsches Tageblatt** (deutsch-radikal). Das Buch fand Anklang, begeisterte Zustimmung, aber auch Ablehnung, zu der nicht wenig die Bezeichnung Bibel beigetragen hat. Aber es rang sich durch trotz alledem. Schwaner nennt es mit einem vom Turnvater Jahn geprägten Worte ein volkstümliches Bekenntnisbuch. Jahn verstand darunter ein vollendetes Werk über die Deutschheit, „das niedergelegt werden könnte vor dem Throne und der Volksversammlung; auf dem Altare und dem Lehrstuhle; im häuslichen Zimmer und im Feldlager; was gelesen würde, so weit die deutsche Sprache reicht, und überall, wo Deutschheit als kein vergessenes Unding gilt". So ein Bekenntnisbuch aber ist die „Germanenbibel" nicht, und zwar gerade wegen des Vorzuges, den sie aufweist, wegen ihrer Vielseitigkeit, die jedem einen Ausschnitt aus seiner eigenen Welt- und Lebensanschauung bietet und die Einblick gewährt in die Gedanken unserer geistigen, reltgiösen und sozialen Führer. Aber sie ist trotzdem ein Buch, auf das wir stolz

sein können. Es vermittelt keine einheitliche Lebensanschauung; aber es weist viele Wege zu einer solchen, und es tritt auch nicht mit dem Anspruche auf, ein Bekenntnis zu bieten oder autoritär zu wirken.

**Arminius** (deutschnationales Buch). Der Gedanke, das aller verstandeswidrigen Zutaten entkleidete, insbesondere von allem Unsittlichen und Verbrecherischen des alten, des jüdischen Testaments losgelöste, reine Evangelium Christi mit den erhabensten Urkunden über die sittlichen und geistigen Hochtaten der Germanen — von unserer germanischen Urväterzeit an bis auf die Gegenwart herab — zu verschmelzen, oder besser gesagt: „die frohe Botschaft Christi" als Schluß- und Krönungsstein diesem monumentalen deutschen Sitten- und Geisteswerke einzufügen — dieser entzückende Gedanke hat seinen ersten greif- und sichtbaren Ausdruck in der Schaffung der „Germanen-Bibel" gefunden. Der mutige und kerndeutschfühlende Verfasser der ersten „Germanen-Bibel", die ich also als den Vorläufer der wirklichen, in der heraufdämmernden deutschen Staatskirche anzunehmenden Germanen-Bibel betrachte, hat ein ganz ungeheures Verdienst um die Erweckung echter Religiosität und echten Deutschtums sich erworben. Dies dürften wohl nur jene nicht einsehen, die aus der Einwurzelung des reinen Evangeliums in den heiligen Boden unseres deutschen Vaterlandes seltsamerweise einen Rückfall in das alte Heidentum befürchten.

(Aus „Arminius redivivus" oder „Eine nationale Großtat der Elite des deutschen Volkes. Volkswirtschaftliches Praktikum von Hans Hemmeter.)

**Bayerische Lehrerzeitung** (pädagogisch). Eine Anthologie eigener Art, die trotz der Anordnung nach Autoren der inneren Geschlossenheit nicht entbehrt, weil das Band der persönlichen Weltanschauung des Sammlers und Herausgebers sie umschlingt, einer Weltanschauung, die auch seine ideal gerichtete, freiheitlich gerichtete Halbmonatsschrift „Der Volkserzieher" durchtränkt. Nicht für jeden ist die Germanen-Bibel; in unserer Zeit veräußerlichten materiellen Strebens, die das Wesen der Dinge in die Schale kehrt, weist sie hin auf innere beharrende Werte: dem Suchenden, Unfertigen will sie zur Erbauung, Gründung und Kräftigung dienen. Der Reichtum und die Kraft der Gedanken, die sich unter charakterisierenden Ueberschriften (Töten und Lebendigmachen — Evolution — Die zehn Gebote — Wandel des Lebens — Die Menschenleiter — Einsamkeit und Freiheit usw.), die oft die Bedeutung verdichteter Inhaltsangaben haben, zusammendrängt, hat mir Stunden der Verinnerlichung und Freude geschaffen. Uns Lehrern und den Eltern, die dem Kinde leben sollen, werden goldene Worte ins Gemüt gesenkt, die in den einzelnen Werken ein unbeachtetes Dasein führen. Schon dieser reichlich eingestreuten Gedanken über Erziehung wegen — wenns sonst nichts wäre — hätte das Buch ein Anrecht, von uns gelesen zu werden. Wir empfehlen es dringend der Beachtung.

**Berliner Tageblatt** (freisinnig). Dem ewigen Gottsuchergedanken der Menschheit dient mit voller Hingabe Wilhelm Schwaner in seinen beiden Werken „Vom Gottsuchen der Völker" und „Germanenbibel". Sprechen in dem ersten Buche hauptsächlich die großen Religionslehrer der Menschheit, so kommen in dem zweiten die mächtigsten Denker in den höchsten und letzten Fragen des Daseins zu Wort. Zwei edle Bücher von bleibendem Wert.

**Cassseler Tageblatt und Anzeiger** (liberal). Vor mir liegt der zweite Band dieses eigenartigen, aber für jeden geistig regsamen Menschen nicht genug zu empfehlenden Werkes. Schwaner hat unter dem Titel Germanenbibel eine einzigartige Sammlung der geistigen Schätze unseres Volkstums geschaffen, die seine besten Vertreter seit tausend Jahren uns gegeben haben. Mit großem Fleiß und seltener Kenntnis der Werke dieser Großen sind ihnen die besten und charaktervollsten Aussprüche über religiöse, ethische, kulturelle und staatliche, volkswirtschaftliche und soziale Fragen entnommen. Sie geben so, durch ihre Zusammenstellung selbst, ein plastisches Bild ihrer Schöpfer. Die Beiträge aus dem Gedankenleben E. von Hartmanns sind fast durchweg Originalstücke, die bisher noch nirgends gedruckt erschienen. Die Auswahl besorgte die Witwe des Philosophen. Ganz außerordentlich interessant ist auch ein Aufsatz von Richard Wagner, der seine Ansichten über Staat, Religion und Kunst wiedergibt. Die Staatsmänner läßt Schwaner sehr sinnig mit Ulrich von Hutten beginnen. Seit dreihundert Jahren nicht mehr gedruckte Aussprüche dieses Feuergeistes zeigen ihn uns als Vorkämpfer alles Deutschtums. Schwaner baut seinen Staat nicht nur auf den Schlachtfeldern Friedrichs des Großen und im diplomatischen Kampf eines Bismarck, wie unsere Historiker es meist belieben, sondern er baut ihn im tiefsten Heiligtum eines Volkes, in seiner Seele. Daher ist Pestalozzi ein Staatsmann; denn er zeigt seiner Gertrud, wie sie ihre Kinder lehrt. Daher ist Arndt ein Staatsmann; denn er sagt den Männern, was er von ihnen will: „Ein freies Aug, einen festen Arm, ein kühnes Wort, ein freudiges Leben und einen frischen Tod!" In den Beiträgen aus Jahn und F. v. Bunsen finden wir Schätze, die bisher fürs deutsche Volk noch gänzlich brachlagen, während soviel Wertloses breit auf den Markt getrieben wird. Das Buch ist mit prachtvollem Schmuck und mit schönen Porträts der Autoren versehen und enthält ein handliches Inhaltsverzeichnis. Auch Schwaner darf sagen: „Ich habs gewagt!" Und er hat etwas Gutes gewagt! Er hat ein Werk geschaffen, das man nur aufs Beste empfehlen kann. Pastor Zimmerli.

**Christliche Freiheit** (christl. lib.). Die Germanenbibel, 2. Buch: Eigentlich ist es nicht recht, daß wir in unserer „Christlichen Freiheit" bisher von ihr geschwiegen haben. Diese Sammlung „aus heiligen Schriften germanischer Völker" ist wirklich eine Tat. Wir danken W. Schwaner, der dies Buch zu 1910 in 2. Auflage herausgeben darf. Nur das Dilemma von Chamberlain: „Arier oder Jesuit" und das Bild auf der ersten Seite hätte ich gern vermißt. Aber sonst habe ich mich immer und immer wieder gefreut, in diese Schätze der Weisheit hinein zu horchen und bei diesen Großen unseres eigenen Volkes den Laut der tapferen Frömmigkeit und der frommen Tapferkeit zu hören. Alle sind sie da, die Mystiker, die Philosophen, die Kritiker und Aesthetiker, die Staatsmänner, die tapferen Patrioten nicht zu vergessen. Ich verstehe das Recht, sich in diese Welt so hinein zu versenken, wie in die jüdische Bibel und hatte schon lange die Sehnsucht nach jemand, der nun nicht nur in Wort und Spruch, sondern in der ganzen Geschichte Gottes

Spuren zeigte, in der Geschichte, die zu uns heranreicht. Einstweilen danken wir für diese deutscheste Gabe und wünschen, daß man sie nicht nur kaufe, sondern lese zur deutschen Weihnacht! Pfarrer Traub.

**Die Christliche Welt** (evangel. Gemeindeblatt). Ein radikaler Deutscher, Wilhelm Schwaner, arbeitet positiv an einer „Menschheits-Bibel". Die zwei Hefte, die in zweiter Auflage allein uns vorliegen, enthalten geschmackvolle und kräftige Auszüge aus Luther, Klopstock und Schiller. Besonders das Lutherheft ist eine treffliche Leistung, auch in der künstlerischen Ausstattung. Prof. Dr. theol. Rade.

**Deutsche Roman-Zeitung** (literarisch). Zehn Jahre lang hat der wackere Herausgeber des „Volkserziehers" an dieser Sammlung gearbeitet; aber der Preis war auch der Mühe wert! Was nun in zwei stattlichen Bänden vor uns liegt, ist ein stolzes Denkmal deutschen Geistes, stolz und doch vornehm; denn in stiller Hoheit in sich ruhend, hat hier germanisches Wesen jede Gehässigkeit, jede Schmähung anderer Artung vermieden. Diese aristokratische Auswahl der in diesem prächtigen Werke vereinigten Sprüche und Gesänge ist der größte Ruhmestitel Wilhelm Schwaners, und seine Germanen-Bibel verdient es, Hausbuch in jeder deutschen Familie zu werden! Schwer ist es, den ordnenden Blick auf die Tausende köstlicher Herzensblüten und Gedankenproben zu werfen, die unsere Seele hier erquicken; demnach scheint mir Altmeister Goethes milde Lebensweisheit der Mittelpunkt auch dieser Sammlung, zu der er viele der herrlichsten Goldkörner beigesteuert hat. „Es gibt nur zwei wahre Religionen: die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwischen liegt, ist Götzendienst." Besonders verdienstlich ist die feinsinnige Berücksichtigung weniger bekannter Aphorismenkunst, bei Friedrich von Schlegel und Heinrich von Kleist. Eine ausgezeichnete, so schwungreiche wie bündige Einleitung in deutsche Welt- und Gottesanschauung erhöht den Wert des groß angelegten, vornehmen und kraftvollen Buches.

**Deutsche Tageszeitung** (agrarisch-kons.) Das Buch trägt aus den Schriften deutscher Männer das zusammen, was für die Beurteilung deutschen Wesens wichtig erscheint. Wir freuen uns des Gebotenen, ohne zu untersuchen, ob die Herbeischaffung weiteren Materials wünschenswert gewesen wäre. Wir würden es für sehr wünschenswert halten, wenn weite Kreise unseres Volkes die geistige Arbeit deutscher Männer ebenso einschätzen würden, wie es der Verfasser tut. Davon könnte unsere Zeit, welche Materialismus und Mammon zu ihren Götzen gemacht hat, nur profitieren. Das Buch ist speziell für Volkserzieher bestimmt. Möchte es gerade von diesen Kreisen beachtet werden! Wer deutsches Wesen fördern und festigen will, muß über deutsche Art, deutsche Männer und deutsches Schrifttum unterrichtet sein. In der Germanenbibel findet er das Notwendigste in dieser Hinsicht zusammengetragen.

**Deutscher Schulwart** (pädagog.). Daß Schwaner sein Werk eine „Bibel" genannt hat, ist ihm von einzelnen Leuten übelgenommen worden. Mit Unrecht; denn wenn die Juden das Recht hatten, zu einem Buche zu sammeln, was ihre Großen im Reiche des Geistes geschrieben, und wenn dann von uns verlangt wird, dieses oft recht seichte, in sittlicher Hinsicht stellenweise anfechtbare Buch eine „heilige Schrift" zu nennen, so darf ein Deutscher das gleiche Recht für sich in Anspruch nehmen: daß er für sein Volk aus den Schriften seiner herrlichsten Geister sammeln und zusammenfassen darf, was jedem Mann und jedem Weibe, die desselben Blutes und desselben Sinnes sind, zur Erbauung, Belehrung, sittlichen Kräftigung, völkischen Festigung dienen kann. Der heilige Geist, heißt die Legende, habe die Feder der Männer geführt, die das niederschrieben, was wir in der „Heiligen Schrift" lesen; und nicht minder ist es ein heiliger Geist oder der heilige Geist, „das rechtfertigende Prinzip", welches unsere führenden Geister drängte, das niederzuschreiben, was sie über Gott, die Welt, den Menschen, seinen Anfang, seine Bestimmung, sein Ende und all die anderen Fragen dachten, die das deutsche Herz bedrücken und bedrängen, seit der deutsche Geist zu denken und sich über den Erdenstaub zu heben begann.

**Deutsches Südmährenblatt** (deutsch-national). Hat nicht auch das deutsche Volk seine Gottsucher, seine Propheten? Hat es nicht auch Männer? Ich meine, kein Volk hat ihrer so viele als das unsrige aufzuweisen, die in heißem Mühen die letzten Dinge zu erfassen suchen. Seit sie die Judenbibel in Fetzen gerissen haben, seit die große Revolution im Reiche der Geister eingesetzt hat, die in ihrem Streben die Menschheit scheinbar von Gott abziehen will und sie doch wieder hinführt zu dem All-Einen, freilich in anderer, freierer Weise, da geht wie Sturmeswehen diese neue Reformation durchs deutsche Volk, und sie bescherte uns eine neue Bibel. Wie einstmals die Psalmen Davids, so mögen nun die Weisheitssprüche der Germanenbibel unsere Sonntagsandacht leiten; sie soll ein rechtes Erbauungsbuch für das ganze deutsche Volk werden. Daß dem so werde, das walte der gute Geist der Deutschen!

**Fränkischer Kurier** (freisinnig). Während des lieferungsweisen Erscheinens der ersten Auflage ist verschiedentlich im „Fränkischen Kurier" auf dieses hervorragende Werk hingewiesen worden, das seinen seltsamen Titel dem Gedanken verdankt, neben die großen christlichen Feste und Gedenktage nationale Gedenktage der Kultur zu setzen. Wie man an den christlichen Feiertagen wohl zur Bibel greift, so soll, meint der Verfasser, der Deutsche an den nationalen Gedenktagen, an denen gerade er doch keinen Mangel hat, zu diesem Buch greifen und darin lesen und blättern, und er wird — davon darf man mit dem Herausgeber überzeugt sein — darin nicht nur Erbauung, sondern auch hohen geistigen Genuß finden. Dem ausgezeichneten Inhalt ist eine geschmackvolle Ausstattung zur Seite getreten.

**Freie Deutsche Presse** (freisinnig). Die Bezeichnungen „Germanenbibel" und „heilige Schriften" sind irreführend; denn es handelt sich bei den Abhandlungen, Aphorismen und Dichtungen, die in diesem Buche vereinigt sind, keineswegs lediglich oder auch nur vorwiegend um religiöse Fragen, und selbst im weiteren Sinne wird man kaum Werke eines Stirner und Nietzsche als „heilig" bezeichnen können. Der Standpunkt des Herausgebers ist von Einseitigkeit nicht frei, und besonders läßt sich seine Betonung des Rassenstandpunkts wissen-

schaftlich keineswegs rechtfertigen. Davon abgesehen aber hat er sich wenigstens der Unparteilichkeit befleißigt, wenn man auch sowohl unter den Philosophen wie unter den Staatsmännern überflüssige Persönlichkeiten bemerkt, an deren Stelle verdientere Denker und Politiker hätten treten können. Daß der Leser in dem Buche vieles finden wird, womit er nicht einverstanden ist, ist selbstverständlich; aber mancherlei Anregung wird er aus dieser Blütenlese auf jeden Fall erhalten. Lobend hervorgehoben sei noch die gute Ausstattung des Werkes, das Hans Volkert-München mit Bildern skizziert hat.

**Hamburger Nachrichten** (national-liberal). Ein etwas überschwenglicher Titel; fast ebenso überschwenglich wie der Nachsatz: „Aus heiligen Schriften germanischer Völker". Aber diese Ueberschwenglichkeit zeugt von Begeisterung; und Begeisterung, an eine gute Sache gewandt, ist ebenso anerkennenswert, als sie notwendig ist zur rechten Förderung des Gegenstandes. Die Germanen-Bibel ist eine Sammlung prosaischer und poetischer Vermächtnisse lebender und toter Geister germanischer Zugehörigkeit. Wie in ihnen ihre Zeit zum Ausdruck kam, so soll eine Auswahl aus ihren Schriften uns ein Bild von ihnen selbst geben und gleichzeitig zeigen, was sie uns sind. Es sind edle Geister, die in bunter Reihe an uns vorüberziehen; kein Geringerer als Luther eröffnet den Reigen, und ein anderer, ihm gleich an reformatorischer Größe und Deutschtümlichkeit: Bismarck, beschließt ihn. Dazwischen Namen wie Goethe, Schiller, Lessing, Kleist, Kant, Hebbel, Friedrich der Große, Fichte, Novalis, Rosegger! Allerdings, wenn man sieht, was diese uns an in Worten ausgemünzten Schätzen geschenkt haben, so kann man den Titel „Germanen-Bibel" berechtigt finden. Deswegen wünschen wir der „Germanen-Bibel" recht weite Verbreitung; es ist auch Gottesdienst, wenn man sich in die Schriften der Menschen vertieft, die vor allen den Stempel höher geadelter Menschlichkeit an der Stirn tragen. Otto Ernst.

**Der Hammer** (deutsch-radikal). Schwaners großes Verdienst ist, als der Erste sich an die Bezwingung eines Zeitproblems von epochemachender Bedeutung gewagt zu haben: aus dem literarischen Nationalschatz des Germanentums ein Grundbuch zu gewinnen. Er hat, wie viele, das Bedürfnis danach tief gefühlt, hat, wie wenige, das Problem in seiner ganzen Bedeutung erkannt und hat, wie sonst keiner, den Fleiß und den Mut gehabt, einen Entwurf dieses Buches in die Oeffentlichkeit zu bringen. Der Versuch ist gelungen, wenn gleich niemand mehr als er selbst sich der Unvollkommenheit des Werkes bewußt ist. Aber wenn je, so gilt hier der Spruch: Es ist genug, im Großen gewollt zu haben. Schwaner hat auf den großen Unterbau der germanischen Literatur verzichtet und sich zunächst auf die neuere Zeit beschränkt.*) Er gliedert das riesige, kaum übersehbare Material nach Persönlichkeiten, weil die Anordnung nach Stoffen zu schwierig ist. Man wird wohl später bei den religiösen und poetischen Urkunden und Zeugnissen die stoffliche Anordnung, bei den philosophischen und staatsmännischen die persönliche wählen müssen. Denn soviel ist schon jetzt klar: die Aufgabe, an die Schwaner sich gewagt hat, führt in das zentrale Problem der Germanisierung unserer Religion: ein Hauptziel unserer Zukunft. Die redaktionelle Aufgabe, die der Lösung harrt, ist nicht geringer als die der Redigierung des Alten und Neuen Testaments oder der homerischen Gesänge. Unentbehrlich ist der Unterbau. Man kann die Urkunden der nordisch-germanischen Welt von den ältesten Zeiten an nicht missen. Die wichtigsten Zeugnisse des Plinius, Caesar, Tacitus usw. dürfen nicht fehlen. Alle bedeutenden Reste unserer ursprünglichen Religion, unseres Mythos, unserer Poesie müssen hier vereinigt werden. Der gewaltige Schatz schwillt mächtig an durch die großen Schöpfungen der Staufenzeit, in deren Mittelpunkt das Nibelungenlied steht, die Fassung jener Sage, die für unser Volk dieselbe Bedeutung hat wie die Homers für die Griechen. Allein es gilt nicht nur zu sammeln, zu vereinigen, zu sichten, sondern die Masse zur Einheit zu gestalten. Erst wenn diese gewaltige Arbeit getan ist, wird die Idee einer heiligen Schrift für Deutsche in ihrer ganzen Großartigkeit und in ihrer unermeßlichen Tragweite begriffen werden. Schwaner fing bei der Neuzeit und Gegenwart an und verlor sich nicht ins Altertum. Er schien Realist und vermied den Vorwurf der Romantik. Das war klug und geschickt. Er erleichterte den Zeitgenossen den Zugang. Er verschleierte die letzten Folgerungen. Die Stoßkraft der Idee bleibt deshalb ungemindert. Sie ist eine furchtbare, und man wird sie bald spüren. Gegen dieses Sammelwerk läßt sich, außer Kleinigkeiten, nichts von Belang einwenden. Es ist eine Auswahl des Besten, was große Deutsche gedacht und geschaffen haben. Der Unterbau — Vorzeit, Altertum, Mittelalter — wird erst eine Kritik des Ganzen ermöglichen, Richtlinien erkennen lassen, die Bedingungen zur Weiterarbeit geben. Die, welche dem Versuch einer Germanenbibel verständnislos oder unwillig gegenüber stehen, darin bestenfalls nur eine zwecklose Spielerei, eine Kuriosität erblicken, werden früh genug mit Schrecken ihres Irrtums inne werden. Für den Genius der Nation aber bedeutet dieser Versuch nichts weniger als den Anfang der Befreiung aus den unwürdigen Fesseln, in die ihn Rom seit einem Jahrtausend verstrickt hielt.

Dr. E. Wachler.

**Hessische Schulzeitung** (pädagogisch). Wilhelm Schwaner, vielen Lesern unseres Blattes als der Herausgeber des mannhaften, kernigen „Volkserziehers" bekannt und wert, hat seinem neuesten Werke einen anspruchsvollen Titel gegeben: „Germanen-Bibel", offenbar in dem Gedanken, daß in seiner Sammlung Stücke enthalten sind, welche den deutschen Volksgenossen so lieb und teuer sein sollen, wie es für sein religiöses Leben ihm die Bibel ist. Und in der Tat muß dem Herausgeber zugestanden werden, daß er mit feinem Gefühl und sicherem Takt aus unserer reichen Literatur diejenigen Stoffe ausgewählt hat, welche ganz besonders geeignet erscheinen, deutsches Denken und Fühlen, Glauben und Handeln, Sein und Wesen, deutsche Kraft und deutsche Tugend zu wecken und zu pflegen, welche den deutschen Gedanken verkörpern, der in Kunst und Wissenschaft, in Politik und Familie wieder lebendig geworden ist. Das Werk ist nach Auswahl und Anordnung gleich vorzüglich und wert, ein echtes Volksbuch zu sein, ein Erbauungsbuch, aus dem man sich Kraft und Mut und Zuversicht holt in den Stürmen der Zeit. Wir sehen den anderen Bänden mit Spannung entgegen.

*) Das ist inzwischen, wie die Inhaltsangabe beweist, nachgeholt worden. W. Sch.

**Die Lehrerin** (pädagog.). Die erste Ausgabe der Germanenbibel erschien 1905 in Lieferungen, nach drei Monaten schon war die gesamte Auflage, 2100 Stück, vergriffen. — Wenn auch im Hinblick auf die fünfzig Millionen Deutsche eine verschwindend kleine Zahl, so doch, der Bewertung einer geretteten Seele gedenkend, ein höchst erfreulicher Erfolg für den Herausgeber und eine ermutigende Kundgebung für alle, die bemüht sind, die Menschen zur Selbständigkeit, Wahrhaftigkeit, Freiheit und Liebe zu erziehen. Wir hoffen, recht viele unserer Leserinnen werden sich Genuß und Gewinn für Gemüt und Geist holen und werden kräftigste Anregung aus dem Verkehr mit den Geistern empfangen, sich immer vertrauter und vertrauter mit ihnen zu machen.

**Meraner Zeitung** (deutsch-liberal). Mancher Deutsche wird darin Männer und Gedanken kennen lernen, die ihm bisher in ihrem oberflächlichen Bildungs- und Literatur-Rummel gründlich vorenthalten und verschwiegen wurden. Und darum ist das Buch eine beherzigenswerte Gabe für das deutsche Volk.

**Münchener Neueste Nachrichten** (nationallib.) Es mag manchem das Pochen auf das Deutschtum in dieser Germanenbibel zu laut erscheinen. Es liegt ja auch schließlich nicht alles Gute in deutschem Wesen. Ein großes Verdienst aber hat diese „Germanenbibel": sie zeigt, was deutsches Wesen ist. Wie viele Deutsche aber wissen das nicht. Sie haben sich eine internationale Kulturpolitur angeeignet, die nur schwer erkennen läßt, aus welchem Holze sie geschnitzt sind. Freudiges Bekennen zu deutschem Wesen in Wort und Tat sollte jedes Deutschen Sache sein. Die Germanenbibel, eine Auswahlsammlung aus den Schriften und Reden deutscher Männer des Mittelalters wie der neuesten Zeit, wird dazu vielen den Mut stärken. Und darum wird man sie gern in den Häusern deutscher Familien antreffen.

**Positive Weltanschauung** (Dr. H. Molenaar). Wenn man die Inhaltsangabe überfliegt, kommt einem erst so recht zum Bewußtsein, wie reich an großen Geistern unser Volk ist. Hoffen wir, daß die Germanen-Bibel in ihren beiden noch folgenden Bänden nicht nur alle wahrhaft großen Deutschen, einen Walther von der Vogelweide, einen Feuerbach, einen Wagner zu Worte kommen läßt, sondern daß sie selbst über kurz oder lang ausgebaut wird zu der unserer Zeit immer notwendiger werdenden Menschheitsbibel.

**Protestantenblatt** (christlich-liberal). Das vorliegende Werk soll „ein volkstümliches Bekenntnisbuch" sein. Wie es unter diesem Namen gehen soll, ist allerdings nicht recht einzusehen. Volkstümlich ist es wohl kaum, ein Bekenntnisbuch allerdings; denn es enthält Bekenntnisse der Männer, von denen es handelt. Sehr wertvoll ist es jedenfalls. Es wäre lächerlich, wollte man über die hier dargebotenen Schätze erst ein langes und breites reden. Der Kenner wird mit Freuden nach dem Buche greifen — selbst wenn er an der Auswahl dieses und jenes auszusetzen haben sollte — um entweder einmal einen wieder sich vorzuführen oder auch die Reihe zu durchlaufen, da und dort anhaltend. Aber der nicht Bewanderte? Gewiß, er wird, da oder dort einfallend, vieles finden, aber auch leicht verwirrt werden. Bei einzelnen, z. B. bei Eckehart, ist ohnehin das Darbieten von Bruchstücken gefährlich, weil nur der Zusammenhang den rechten Sinn, der ohnehin oft gar schwer zu finden ist, aufhellt.

**Reichsanzeiger** (Regierungsblatt). In den letzten Jahren mehrt sich die Zahl der Auswahlsammlungen aus unsern Klassikern. Da begegnet man „Lieblingsstellen" oder „Perlen" aus Goethe, Schiller, Shakespeare und ähnlichen Zusammenstellungen. Man muß ihnen jeden Wert absprechen; denn es gibt heute so billige Klassikerausgaben, daß man wohl behaupten darf: Jeder, der überhaupt fähig und willens ist, sie zu lesen, dem sind sie zugänglich. Die genannten Auswahlsammlungen dienen lediglich der Oberflächlichkeit, und für welche Kreise sie bestimmt sind, erkennt man schon äußerlich an dem mehr oder weniger prächtigen Saloneinband, mit dem sie prunken. Das vorliegende Buch ist mit jenen Büchlein durchaus nicht auf eine Stufe zu stellen. Ihm liegt ein gesunder fruchtbarer Gedanke zugrunde. Es will ein „volkstümliches Bekenntnisbuch" im Sinne des alten Jahn sein. Große deutsche Männer des Gedankens und der Tat sollen in ihm zu Worte kommen; es soll gewissermaßen ein knapp umrahmtes und doch tiefes Spiegelbild der deutschen Geistesarbeit, ein im weitesten Sinne weltliches Erbauungsbuch bieten. Im ersten Bande hatte der Verfasser „Religionsstifter und Dichter" sprechen lassen; im vorliegenden zweiten gibt er „Philosophen und Staatsmännern" das Wort. So ansprechend der einem solchen Buche zugrunde liegende Gedanke ist, so schwer ist er in die Tat umzusetzen. Außer einer großen literarischen Kenntnis verlangt die Aufgabe weise Beschränkung und einen scharfen Blick für das Wesentliche und die geistigen Größenverhältnisse. Der Verfasser verfügt augenscheinlich in genügendem Maße über jene Kenntnis; die anderen Erfordernisse hat er nicht in demselben Maße erfüllt. Mit der notwendigen Beschränkung auf das Wesentlichste scheint z. B. die Berücksichtigung nicht vereinbar, die Gellert unter den Philosophen gefunden hat; und wie kommt vor allem der sonst gewiß recht schätzenswerte Bogumil Goltz in diese Auswahl? An dem Titel des Buches wollen wir uns in Anbetracht seines im großen und ganzen anerkennenswerten Inhalts nicht stoßen, obwohl er nicht glücklich gewählt erscheint.

**Schulbote für Hessen** (pädagog.). Der Wert der Sammlung leuchtet danach leicht ein. Sich die gesammelten Werke der genannten Autoren zu verschaffen, sind gewiß nur wenige in der Lage. Aber auch an Zeit dürfte es jedem, der seinen anderweitigen Beruf hat, fehlen, um so umfassende und zum Teil sehr schwierige Studien zu machen. Da erleichtert ihm Schwaners Buch die Arbeit. Es sucht die schönsten Perlen aus und bringt sie übersichtlich zusammen, so daß jeder Deutsche sich nun leicht an bedeutsamen Worten so vieler großer Männer erbauen kann. Gewiß, die Auswahl trägt in manchen Punkten die subjektive Färbung, die der Denkungsart des Herausgebers eignet. Aber das ist ja wohl selbstverständlich. Jeder kann nur nach eigenem Urteil wählen. Das nimmt den Worten unserer deutschen „Propheten", wie Schwaner sie wohl mit Recht nennt, nichts von ihrem Wert. Wir wünschen das Buch in recht viele deutsche Häuser, um einen Hauch höheren Geistes hineinzutragen und zur guten Stunde mit einem passenden Wort Geist und Gemüt anzuregen.

**Tagblatt der Stadt St. Gallen** (liberal). Unter einem stolzen Titel hat der Redakteur des „Volkserziehers" ein stolzes Werk herausgegeben, das sicherlich für jeden prüfenswert ist, dem bei der Lektüre der jüdisch-christlichen Bibel da und dort, namentlich aber bei Stellen des Alten Testamentes der Gedanke aufgestiegen ist, wie wenig eigentlich der Geist und das Empfinden der alten Hebräer mit deutschem Empfinden Gemeinsames hat. Man vergleiche: Moses den Gesetzgeber mit Bismarck, David den Psalmensänger mit Goethe, den spekulativen Kopf Paulus mit Schopenhauer oder Nietzsche, und man wird finden: Gottsucher hier wie dort, nur mit dem Unterschied, daß uns die deutschen Gottsucher unendlich näher stehen, d. h. wenn wir sie gleich gern und andächtig hören wollen, wie die andern. Alle sprechen sie direkt und indirekt: Liebet euer Land, eure Mitmenschen, und schafft euch euren Gott und eure Religion. Seit dem Erscheinen der Germanen-Bibel auf Weihnachten ist uns das Buch ein lieber Freund geworden, den wir nicht gern mehr missen möchten, und wir sind überzeugt, daß vorurteilsfreie Leser es ebenso lieben lernen werden. Es hat in der kurzen Zeit eine zweite Auflage erfahren, ein Beweis, daß unserer Zeit nicht religiöses Empfinden und Streben fehlt, sondern daß man vielmehr nach der neuen, ureigenen Religion sich sehnt.

**Tägliche Rundschau** (deutsch-national). An dem Titel wird sich vielleicht dieser oder jener stoßen. Nun, das ist Gefühls- und Anschauungssache. Jedenfalls aber wird uns Deutschen niemand das Recht bestreiten können, „was den Juden zugestanden worden ist: zu sammeln und heilig zu halten, was unsere Großen, getrieben vom heiligen Geist, getan und geschrieben haben." Und diesem Zweck dient auch das vorliegende zweite Buch der „Germanen-Bibel". Die Auswahl ist mit reifem Urteil und feinsinnigem Takt getroffen und stellt die Fülle erlauchter und erhebender Gesichter in klarer und wohlgelungener Anordnung dar. Welch schier unerschöpflicher Born und Jungbrunnen, in dem man sich nach des Alltags staubiger Arbeit neue Kraft und Lebensfrische holen kann! Und dem Inhalte entspricht die würdige und künstlerisch wertvolle Einfassung. Schwaners „Germanen-Bibel" ist ein deutsches Hausbuch im vollen Sinne dieses Wortes. Oskar Michel.

**Theater-Courier** (Organ der Schauspieler). Das ist kein kapitalistisches Unternehmen, kein Resultat einer feinen Spekulation. Das ist die Frucht eines intimen Verhältnisses zu den höchsten Denkmotiven unserer Geistesführer, Idunas Aepfel, selbst gepflückt. Wer sich den Volkserziehern verbunden fühlt, erheben, klären will, zum Höchsten locken, der kann auf diese Rüst- und Schatzkammer nicht verzichten. Der Kern jedes guten Gedankens springt in knappen Leitworten, in denen sich eine edle Kongenialität zu unseren Geistesheroen offenbart, zu schneller Orientierung schlagend hervor. So sehen wir mit Odinsblick über den ganzen Reichtum der deutschen Geisteswelt! Solch eine Synopsis, solch Zusammenschauen läßt das Herz gesunden.

**Unverfälschte deutsche Worte** (alldeutsch). Es war selbstverständlich, daß eine Germanenbibel herausgegeben werden mußte. Unter den Alldeutschen und Deutschvölkischen ist die Anschauung verbreitet, daß die Germanen wie in anderen Dingen so auch in der Religiosität den fremden Völkern sich ebenbürtig an die Seite stellen können; gegenüber denen, die immer den Kreis jüdischer und jüdisch-griechisch-christlicher Religiosität einzigartig, das Uebrige im Vergleich damit als unzulänglich erklären, mußte endlich auch einmal der Buch-Beweis versucht werden, daß die germanische Religiosität und die germanische sittliche Kraft nicht unzulänglich sei. Man mußte der jüdisch-christlichen Bibel eine germanische Bibel gegenüberstellen. Andererseits mußte auch ein inneres Bedürfnis denjenigen, der germanisches Wesen hochachtet, dahin drängen, einmal die höchsten religiösen Offenbarungen dieses germanischen Wesens, soweit sie in Wort und Schrift gefaßt sind, zusammenzustellen. Ein Werk des Aufbauens hat Schwaner geleistet, zugleich aber des Niederreißens, indem er anderen Erscheinungen, besonders den jüdisch-christlichen, den einzigartigen Charakter abgesprochen hat. Es ist aber eine geschichtliche Tatsache, daß Menschen, die im Aufbauen Außerordentliches geleistet haben, zugleich niedergerissen haben; man denke nur an Luther! Ob überhaupt ein Aufbauen ohne Niederreißen möglich ist? Schwaners Verdienst ist, daß er den Gedanken in treuer Liebe ausgeführt, und daß er sich durch seine Halbmonatsschrift „Der Volkserzieher" und die jahrelange Tätigkeit für diese Zeitschrift eine Schar Gleichgesinnter zu gewinnen verstanden hat, in der die „Germanenbibel" Absatz und Anklang findet. Und dazu gehört eine stete treue Liebe zur Sache, die nicht alle haben.

**Vossische Zeitung** (freisinnig). Aus dem ungeheueren Schatz deutschen Geisteslebens die gangbarste Münze in einem Buche zu vereinigen, ist eine Aufgabe von unüberwindlicher Schwierigkeit, sie ist auch hier nicht gelöst; aber ein Hauptverdienst des Werkes liegt darin, daß es durch eine, im ganzen glückliche Auswahl von Sprüchen und Gedanken, in dem Leser den Wunsch anregte, die Werke der Großen, von denen er in der „Germanenbibel" nur einen bescheidenen Auszug findet, ganz und gründlich kennen zu lernen. Damit soll jedoch dem Verdienst, eine solche Sammlung geschaffen und dem deutschen Volke in seinen breiteren Schichten die Kenntnis so viel hoher Wahrheiten vermittelt zu haben, kein Abbruch geschehen. Ausstattung und Buchschmuck sind durchaus würdig.

**Die Wartburg** (deutsch-protestantisch). Eine sehr glückliche Auswahl aus allen großen deutschen Dichtern, Denkern und Volksmännern . . . Die Namen sprechen für sich selbst. Der Sammler hat es verstanden, aus jedem dieser führenden Geister des deutschen Volkes die für seine Welt- und Lebensanschauung besonders kennzeichnenden Aeußerungen auszuwählen. Das Ganze ist nach Stichworten sehr übersichtlich gedruckt. Alles in allem: ein sehr empfehlenswertes Buch, besonders für die deutsche Jugend auf der Schwelle zur Hochschule.

**Xenien** (literarisch). Es ist ein großer Gedanke, den hier der wackere Begründer und Leiter des „Volkserziehers" in zehnjähriger Arbeit durchgeführt hat: uns Deutschen, statt alttestamentlichen Fremdgutes eine sonnigere Heilige Schrift zu geben, die ganz mit germanischem Geiste erfüllt ist. Und der kühne Plan ist gelungen! Was uns in der „Germanenbibel" geboten wird,

ist in der Tat ein stolzes Denkmal deutschen Geistes und Herzens, ein bei aller unendlichen Mannigfaltigkeit der Beiträge in sich abgeschlossenes, fest auf sich ruhendes Werk, das gleichwohl vornehm auf alles Polemische gegen die Nichtgermanenwelt verzichtet. Nur in der ebenso bündigen wie geistvollen Einleitung, die Schulen nicht warm genug zur Berücksichtigung empfohlen werden kann, predigt Ernst Eberhardt-Humanus mit gerechtem Stolze die Herrlichkeit des germanischen Mythus, der an Plastik hinter dem griechischen zurücksteht, ihn aber an Tiefsinn und Schönheit übertrifft; besonders fesselnd sind die Bemerkungen über Loki und die Deutung der zwölf Asen. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet doch wohl Altmeister Goethes Lebensweisheit mit ihren 294 köstlichen Proben. An ihnen kann man am deutlichsten erkennen, mit welchem Feinsinn Schwaner seines Amtes gewaltet. Besonders verdienstlich ist auch die Auswahl bei Friedrich von Schlegel, dessen Bedeutung gewisse Kritiker vergeblich zu verkleinern trachten, bei Jean Paul und Heinrich von Kleist. Dagegen möchte die Aufnahme Hermann von Gilms doch von manchem nicht mit Unrecht beanstandet werden, wenigstens sollte er nicht in demselben Umfange vertreten sein wie Mörike! Erfreulich wirkt bei Rückert das Fehlen der sonst unvermeidlichen „Weisheit des Brahmanen". Und wer wollte einen Eichendorff in der „Germanenbibel" missen, wenn er schon kein sonderlich aparter Denker gewesen? Daß Heinrich Heine fehlt, ist zwar vom künstlerischen Standpunkte aus zu bedauern, aber bei einer Germanenbibel leicht begreiflich! Der zweite Band der trefflichen Anthologie bietet zu Ausstellungen vielleicht noch weniger Veranlassung als der erste. Sehr zu loben ist, daß Gellert nicht vergessen wurde; der alte Herr hat uns in seiner Art geradezu Klassisches geschenkt! Sehr interessant sind die Aeußerungen des Paracelsus, die Proben aus Hutten, W. von Humboldt, Stirner, Fechner, Bogumil Goltz, J. von Bunsen und Paul de Lagarde. Eduard von Hartmann ist fast ausschließlich mit Originalen vertreten, Nietzsche genügend berücksichtigt. Möge das ausgezeichnete Werk weiter seine Bahn verfolgen — wir wünschen ihm alles Glück.

**Der Zirkel** (freimaurerisch). Lediglich Schiller-Worte — und durchaus Schiller-Worte bringt in von großen, erzieherischen Gesichtspunkten geleiteter Zusammenstellung das dem Schiller-Jubiläum gewidmete Heft der „Germanen-Bibel" Wilhelm Schwaners, eines „aus heiligen Schriften germanischer Völker" gezogenen merkwürdigen Bücherbuches.

---

# Vom Gottsuchen der Völker.

## Aus heiligen Schriften aller Zeiten.

### Von Wilhelm Schwaner.

Enthält: Einführung. Die Inder. Die Ostasiaten. Die Westasiaten und Nordafrikaner. Die Griechen und Römer. Mosaismus, Christentum, Islam. Germanen und „Moderne" u. a.

**Preis gebd. 3 Mk.**

**Einige Pressestimmen:**

**Hamburger Fremdenblatt.** In unserem guten Hamburg sind augenblicklich die christlichen Gemüter arg aneinandergeraten. Das Schisma der Kirche, im Inneren längst vorhanden, ist plötzlich sichtbar nach außen getreten. Die meisten Bewohner der freien Hansestadt (man munkelt, es gebe sogar hier eine Geistes- und Gewissensfreiheit) gehen ob dieses internen Streites zur Tagesordnung über (soweit sie das nicht schon vor Ausbruch des Streites getan haben!). Beim kleinen Rest großer offizieller Tumult. Ich stehe natürlich auf Seiten der Orthodoxen (bei diesem Wortstreit meine ich). Denn hier heißt es: je liberaler, desto inkonsequenter. Entweder fix oder nix. Reinliche Scheidung. Also raus aus der „Richtung" mit den Liberalen! Wer nun aber noch nicht weiß, wie er sich zum lieben Gott zu verhalten hat, ob er sich zur schwarzen Fahne oder zum Banner welcher Spektralfarbe immer schlagen will, dem kommt in diesen traurigen Zeiten kirchlicher Nöten ein prächtiges Buch gerade gelegen. Daraus lernt man eins, und das eine genügt: tot capita, tot dii! So viel Köpfe, so viel Götter! Gehe nach Indien oder China; kehre ein bei Assyrern, Babyloniern, Persern, Aegyptern; eile nach Rom oder Athen; frage Moses, Christus, Mohammed, Sokrates, Plato, Eckehart, Böhme, da Vinci, Raffael, Kant, Schiller, Goethe, Beethoven, Wagner, Nietzsche, Tolstoi und tausend andere Gottsucher; lies die Veden, die Bibel, den Koran, das Nibelungenlied, die Edda, den Faust — überall erblickst du andere Götter, aber überall den Einen Gott! Andere Götter der Form nach, aber im Wesen immer den gleichen. Einen und denselben! Ihn liebe, ihn bete an, ihn verehre; denn er hat dich geschaffen. Und wenn du nun die Reihe rum bist, die Schriften aller Zeiten und Völker gelesen, aus dem Munde aller Heiligen, Meister, Philosophen, Künstler, Wissenschaftler das „Wort" gehört hast, dann schlage deinen Schiller auf und lies: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst! Und warum keine? Aus Religion!" Oder schlage unser „Buch" Seite 14 auf: „Jedenfalls hielt ich es für eine vaterländische, religiöse und allgemein menschliche Pflicht, nachzuweisen, daß nicht das Christentum die einzige Antwort auf die Frage nach Gott und unserm Weiterleben im Jenseits gegeben hat, daß vor allem nicht durch die verschiedenen christlichen Kirchen der allein richtige Weg zum Höchsten führt. Sonst müßten wir, da das Christentum schon fast zwei Jahrtausende wirksam ist, längst das Reich Gottes auf Erden haben. Aber immer noch bekriegen sich die Nationen und in inneren Kämpfen die verschiedenen

Volksklassen, Rassen und Familien; noch immer wird, wie zu den Zeiten Caracallas und Neros, gestohlen, betrogen, geraubt, gesengt und gemordet, und überall um so raffinierter und systematischer, je höher die Kultur gestiegen und je mehr vom Christentum die Rede ist." Es führen viele Wege nach Jerusalem, aber alle Wege zu Gott. Um ihn zu finden, bedarf es keiner Kirchen, wohl aber solcher Bücher, die das Motto tragen: „Allen Päpsten und Gewalthabern zur Lehr; allen Gottsuchern und Volkserziehern zur Wehr!"

Dr. Ferdinand Maack.

**Heimgarten.** Wilhelm Schwaners Schriften und seine Zeitschrift „Der Volkserzieher" sind mir schon seit langem eine rührende Erscheinung. Eine ruhelose Seele, die unentwegt nach Gott sucht. Man empfindet ihr Bangen, ihr Zweifeln, ihr Hoffen, ihr Seligsein. Einmal entbrennt sie in zornigem Kampf gegen Pfaffheit und religiöse Heuchelei, dann liegt sie in Demut vor dem ewig Nahen und ewig Unerforschlichen. Ein Gottsucher, wie es deren jetzt unzählige gibt, nur daß er das freimütig ausspricht, was auch andere in sich haben, ohne das heben zu können. Wir haben seinerzeit von der „Germanenbibel" gesprochen, die Wilhelm Schwaner aus den Schriften deutscher Dichter und Denker zusammengestellt hat und die ein wahres Erbauungsbuch der Deutschen geworden ist. Das neueste Buch Schwaners „Vom Gottsuchen der Völker" greift noch weiter aus und ist ein Unterricht darüber, wie die wichtigsten Völker der Erde die Gottheit gesucht und angebetet haben. Mit einem persönlichen Bekenntnis wird das wertvolle Buch eingeleitet, durch die Völker wandelt es raschen, aber würdigen Schrittes, bei den Germanen erhebt es sich zu hohem Schwunge, und mit einer Uebersicht über die wichtigsten Götter der Alten und über die Verbreitung der Religionen klingt es aus. Inhaltsreich und gedrängt wie ein Schulbuch ist es. Wann werden unsere Schulen zu solchen Büchern greifen?

Peter Rosegger.

**Leipziger Abendzeitung.** . . . Von hoher Warte überschaut der freimütige Verfasser die Welt- und Religionsgeschichte mit ihren Irrtümern, Irrlehren, ihren Dogmen und ihrer Intoleranz. Schwaner ist Christ, aber kein Kirchenchrist. Das wahre Gottsuchen der Völker richtet sich an jenen urpersönlichen Gott, der sich uns als das schaffende und lebende Prinzip offenbart. Alle Freunde der Religionsphilosophie wird dieses Buch interessieren.

**Schleswig-Holsteinische Schulzeitung.** . . . Von Kindesbeinen an der Religion zugewandt, liegt ihm daran, den Problemen der Kirche so nahe zu kommen wie nur möglich, den ewigen Kern und das Wesen von der vergänglichen und wechselnden Umhüllung zu scheiden und bei allen Völkern den Spuren und Zeugnissen des Gottsuchens nachzugehen, und sich selbst und andern zur Ruhe und zum Frieden zu verhelfen. — Nach einigen einleitenden Skizzen, betitelt: „Mein Schauen und Glauben" und „Mein Bekenntnis" geht er auf die Suche bei allen Völkern und behandelt nacheinander: die Inder, die Ostasiaten, die Westasiaten und Nordafrikaner, die Griechen und Römer, Mosaismus, Christentum, Islam, Germanen und Moderne. Am Schlusse gibt er eine Uebersicht über die wichtigsten Götter der Alten, über die Verbreitung der Religionen und stellt in einem kurzen Schlußwort fest, daß der Gottsucher-Gedanke zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Erde lebendig gewesen ist. Nach einigen bedeutungsvollen Worten der Bibel klingt sein Buch aus in dem Ausspruch: „Wir alle sind Gottes, wenn wir ihn ehrlich und ernstlich suchen!" . . .

## Ich bitte.

Das ist ein Buch der Widersprüche, Rätsel und Unreime, nicht wahr? Aber wie könnte es anders sein! Bin ich doch selber voll davon! Stellt uns doch die Welt täglich und stündlich vor immer neue Fragen und Widersprüche! Ob wir sie je anders als im Sinne Jesu von Nazareth, im Geiste der allumfassenden Liebe lösen werden? Also möge das Schlußwort den Hinweis auf die Bergpredigt (Matth. 5—8) und das Hohelied der Liebe (1. Kor. 13) enthalten. „Kindlein, liebet Euch untereinander!"

## Ich danke

allen — nicht bloß denen, die in der Geschichte des Volkserzieherwerkes namentlich genannt werden; nicht bloß den Stillgewordenen, deren Denkstein auf dem Ehrenfriedhof nur das Notdürftigste von ihrer Lebenstat verkündet; nicht bloß den lieben Mitbaumeistern am Kuppelbau des DOM: den Brüdern Adolf Richter-Rudolstadt, Karl Eckhard-Frankfurt a. M., Arthur Moldenhauer-Stettin, Philipp Daab-Darmstadt, Leonhard Veeh-Böckingen, Pfarrer Dr. Karl Vogl-Unterneubrunn, Lhr. Gustav Geiling-Neudeck i. Westpr., Direktor Walther Nohl-Nowawes, Paul Schulze-Berghof, Freiherr Hans von Wolzogen-Bayreuth — allen, auch den „heimlichen Mitarbeitern" an diesem Buche, den jahrelang treu gebliebenen Mitgliedern der großen Volkserziehergemeinde. Eure Liebe und Euer Vertrauen hat mich stark gemacht zu diesem neuen alten Werke! Ich weiß, Ihr werdet weiter helfen!

Wilhelm Schwaner.

**Lichtsucher, wähle:**

Licht ist alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse —
Flamme bin ich sicherlich!

Friedrich Nietzsche.

O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges.
Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf;
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte...

Friedrich Schiller.

Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe
Kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts,
Bei welchem ist keine Veränderung
Noch Wechsel des Lichts und der Finsternis.

Jak. 1, 17.

Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolget,
Der wird nicht wandeln in Finsternis,
Sondern wird das Licht des Lebens haben.

Joh. 8, 12.

Also lasset Euer Licht leuchten vor den Leuten,
Daß sie Eure guten Werke sehen und
Euren Vater im Himmel preisen,
Wenn es nun an den Tag kommen wird!

Matth. 5, 16.

Warum liebt doch der Mensch in dieser Welt Gold, Silber, Edelgestein und alles Erz vor allem anderen und gebrauchet es zu Schutz, Schmuck und Wehr seines Leibes? Weil Gold, Silber, Edelgestein und alles lichte Erz seinen Ursprung im (ewigen) Licht hat!

Jakob Böhme.

Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam, Junkerstr. 36/37.